Hell und Dunkel

von

Friedrich Gerstäcker.

Hell und Dunkel.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1859.

Inhaltsverzeichniß.

Der Wilddieb.

I.

Das Wirthshaus „Zur Krone“ in Hollendeik, einem ziemlich großen Grenzdorf in Mitteldeutschland, war heute tüchtig besucht, und die Schenkmädchen hatten kaum Hände genug, die, aus der weiten Nachbarschaft zusammengeströmten ungewöhnlich zahlreichen Kunden zu bedienen. Und doch war die Krone eigentlich nicht das beste Wirthshaus im Dorf, denn der rothe Hirsch schenkte eben so gutes Bier und hielt anerkannt eine weit bessere Küche als jene. Nirgend bekam man nämlich einen besser zubereiteten Wildbraten, als im rothen Hirsch, und die Fracht-Fuhrleute, die unterwegs außerordentlich gut verpflegt sein wollen, hatten denn auch den Hirsch besonders protegirt, und der Wirth stand sich vortrefflich dabei.

Wenn aber die Frachtfuhrleute bei ihm einkehrten, mochten die Förster und Forstbeamten der Gegend desto weniger mit ihm zu thun haben. Kerdelmann

wie der Wirth hieß, stand nämlich in dem Verdacht, das viele Wild, das er verbrauchte, nicht immer aus der rechten Quelle zu beziehen, sondern — wenn er auch nicht selber wilderte, doch mit den Wilderern in der Nachbarschaft in gefährlicher Verbindung zu stehen. Es war aber außerordentlich schwer ihn darin zu überführen, denn er kaufte auch ziemlich viel herrschaftliches Wild, und was er außerdem von über der Grenze herüber bezog, konnte ihm gar nicht nachgerechnet werden. Ob er also mit Wilderern direct verkehrte oder nicht, ließ sich nicht beweisen, wenn man ihn nicht eben einmal auf frischer That ertappte, und dazu war Kerdelmann zu gescheut, hatte sich wenigstens bis jetzt, trotz allen Aufpassens, noch nicht die mindeste Blöße gegeben.

Daß das die Forstleute ärgerte, läßt sich denken, und während Kerdelmann fortwährend außerordentlich freundlich und höflich gegen sie blieb, haßten sie ihn nur desto offener, und manche von ihnen gaben sich nicht einmal die Mühe, ihren Groll zu verheimlichen.

So standen die Sachen, als der erste Sonntag im November eine große Zahl von Forstbeamten in Hollendeik versammelt hatte, um örtliche Forst- und Jagdinteressen zu besprechen, wie auch zugleich einen alten Streit über die Jagdgrenze mit dem Nachbar-

revier beizulegen. Das Geschäftliche ward im Laufe des Nachmittags größtentheils erledigt und was sonst noch zu thun übrig blieb, auf den nächsten Tag verschoben. So saßen denn die grünröckigen Gäste jetzt um die Dämmerungszeit plaudernd mitsammen im Wirthshaus, alte Bekanntschaften erneuernd oder neue knüpfend, und das Bier, oder auch hier und da eine Flasche Wein machte bald die Köpfe warm.

Die Forstleute hatten sich im Wirthszimmer der Krone so nahe zusammen und dadurch auch von den übrigen so abgesondert wie möglich gesetzt. Jäger haben es nicht gern, daß die Bauern hören was sie mit einander sprechen, und wenn es selbst gleichgültige Dinge wären. Es fällt doch hie und da einmal ein Wort, das ein Lauscher aufschnappen und sich zu Nutze machen könnte. Indessen konnten sich die Förster heute nicht so streng abgetrennt halten. Mehrere der Gutsbesitzer waren herüber gekommen, auch der Pfarrer hatte sich eingefunden und das Gespräch drehte sich, nachdem erst die gewöhnlichen Jagdgeschichten erschöpft waren, bald um Dies und Jenes.

Am letzten Tisch, zwischen dem Fenster und einer kleinen schmalen Thür, die in ein Schenkzimmer daneben führte, unterhielt jedoch der Förster Müller von Hollendeik mit dem Forstrath Brauer, dem Förster

Wentzel vom benachbarten Herslinger Revier, so wie einigen Forstgehülfen ein vertrauliches Gespräch, das keine fremden Hörer duldete.

„Ihr müßt besser drüben aufpassen," sagte Müller. „Hol's der Teufel, es wird mehr Wild von dort heimlich hier herüber geschafft als wir das ganze Jahr hindurch auf unserem Revier abschießen dürfen, und wir haben alle Hände voll zu thun, um die Schufte nur von unserm eigenen Wald entfernt zu halten."

„Das ist leicht geredet," brummte Wentzel, „aber gerade auf unserer Seite liegen die großen Dickungen, und darin soll der Geier einem Hallunken von Wilderer nachspüren. Uebrigens glaub' ich gar nicht, daß bei uns so viel geschossen wird, denn in den dichten Kieferbeständen kann man nicht pirschen. Ich bin fest überzeugt, das Meiste, was gestohlen wird, holen die Kerle aus Euren offenen Hölzern."

„Ja, warum denn nicht?" spottete der Forstgehülfe Meier, der mit am Tische saß. „Von dem, was sie bei uns holen, sollen sie nicht fett werden, dafür sitzen wir ihnen zu fest auf den Hacken. Sie da drüben aber sind zu wenig Leute, und Ihren Kreisern trau' ich gerade am allerwenigsten. Dem einen rothköpfigen Burschen sieht der Spitzbube aus den Augen hera

„Wenn nur Alle so ehrlich wären wie der," sa

der Forstgehülfe Scholz, „er war früher allerdings ein Wilderer, aber seit wir ihn angestellt haben, und er mit der Flinte herumlaufen darf, können wir uns fest auf ihn verlassen."

„Er kriecht doch fortwährend an der Grenze herum," murrte Meier, „und ein paar Mal hab' ich schon schießen gehört, wo ich sicher wußte daß er in der Nähe war."

„Der wildert nicht," vertheidigte den Verdächtigen auch der Förster Wentzel, „und daß er nicht gerade hübsch ist, dafür kann er eben Nichts; das ist eine Gottes-Gabe."

„Schöne Gottes-Gabe," brummte der Forstgehülfe, „der Galgen steht ihm auf dem Gesichte geschrieben, und für solch ein Himmelsgeschenk möchte ich danken. So viel ist übrigens sicher, daß ihn hier auf unserer Seite jeder Bauer für einen Wilddieb ansieht."

„Papperlapapp," brummte der Förster, „auf das Geschwätz geb' ich nicht so viel, und kenne meine Leute. Wenn die Schufte übrigens nur keine Hehler hätten, bei denen sie ihr Wild jeden Augenblick mit Leichtigkeit unterbringen könnten, so sollten sie ihr Handwerk wohl von selbst aufgeben. So aber, das ist überall bekannt, brauchen sie es ja nur nach Hollendeik zu schaffe

die Waare ist gut und sicher aufgehoben. Den Hehlern solltet Ihr hier besser auf die Finger sehen, nachher wären die Wilderer auch leichter heraus zu bekommen, und Unsereiner brauchte sich drüben nicht immer auslachen und an der Nase herumführen zu lassen."

„Das ist leider Gottes wahr," sagte Müller mit einem derben, zwischen den Zähnen zerdrückten Fluch, „und ein Stück von meinem kleinen Finger wollt' ich hergeben, wenn wir dem Hallunken, dem Kerdelmann hier das Handwerk legen könnten. Die Canaille ist aber mit allen Hunden gehetzt, und schlauer als der ärgste Fuchs, der je im Walde auf vier Läufen herumgekrochen. Einmal denk' ich aber versagt's ihm doch, und dann Gnade ihm Gott, denn er hat mehr auf der Kreide, als alle Wilderer zusammen."

„Und schießt er denn nicht selber etwa?" frug der Forstrath.

„Wild gewiß nicht," lachte Müller. „Er hat wohl eine Scheibenbüchse und ist mit auf allen unseren Scheibenschießen — aber auch immer baar Geld dabei. Er schießt erbärmlich, unter fünf Mal fehlt er zweimal die Scheibe. Nein, das Wilderern in Person muß er sich schon vergehen lassen, aber desto gefährlicher ist er dafür in seiner Küche."

„Wenn man ihm nun einmal ein Stück Wild

durch Jemand in's Haus schickte, auf den man sich verlassen kann," sagte der Forstrath leise.

„Nun, dann kauft er's," sagte Müller — „er braucht ja nicht zu wissen wo es her ist."

„Aber der Ueberbringer müßte ihm gestehen, daß er's gestohlen hat, und es ihm zu einem Spottpreis anbieten. Nimmt er das, so haben wir ihn, und das Andere kriegen die Gerichte aus ihm heraus. Wenn man nur erst einmal einen Haken hat, an dem man ihn fassen kann."

„Donnerwetter," flüsterte Meier, „das ging am Ende. Wir haben Ordre ein Paar Stücke-Wild abzuschießen, und als ich heute Morgen hier herunterkam, traf ich am Rothenstein-Eck ein Rudel an, aus dem ich ein feistes Thier*) herausschoß. Da das kleine Pirschhaus nicht weit von dort war, schafft' ich's da hinein. Das Wild hätten wir also, aber wo finden wir einen Kerl, auf den man sich verlassen kann, und den der Hirschwirth nicht schon kennt."

„Ich wüßte Einen," sagte Scholz, der Forstgehülfe vom Herslinger Revier — eben so leise. „Der Herr [Fö]rster hat unsern Kreiser auf heut Abend herüber-

*) Unter „Thier" oder „Altthier" wird stets die Hirschkuh [verst]anden, die im November feist und jagdbar ist.

bestellt, weil er einen Brief erwartet, der gleich beantwortet werden soll. Wenn wir den an Kerdelmann schickten?"

„Den rothen Schöffel etwa?" fuhr Meier auf.

„Jawohl," sagte Scholz, „und daß Schöffel ehrli ist, darauf wollte ich meinen eigenen Hals zum Pfan setzen. Außerdem hat er mit dem Kerdelmann früh einmal einen Streit gehabt, und ich weiß daß er ih blutig gram ist. Kann er ihm einen Streich spiel helfen, so thut er's gewiß."

„Bleibt mir mit Eurem Schöffel vom Leibe!" w die unwillige Aeußerung des Försters Müller. „U zudem kennt ihn der Hirschenwirth zu gut."

„Ebendarum," beharrte Scholz auf seinem V schlage. „Da wird er sich über dessen Rückfall i Wilderern nicht wundern. Und Schöffel ist sch genug, seine Rolle gut durchzuführen."

„Kerdelmann ist ebenfalls schlau," bemerkte Müll „Riecht er Lunte, können wir uns heillos blamiren."

„Die Gelegenheit kommt uns aber sobald nicht glücklich wieder," unterstützte Wentzel den Vorsch des Forstgehülfen Scholz. „Kerdelmann hat gerade jetzt viele Gäste zu erwarten und ist knapp an Wil Er hat wenigstens bei mir anfragen lassen, ob's etwas für ihn gäbe."

„Schöffel muß schon zur Hand sein, — drüben am Forsthause," drängte Scholz zur Entscheidung. „Soll ich ihn rufen?" Und der Forstrath schlug sich endlich mit den Worten zu seiner Partei, daß Förster und Forstgehülfe doch ihren Mann kennen müßten, da sie ihren Kreiser so nachdrücklich in Schutz nähmen. Schließlich ergab sich auch Müller.

„Jede Person," sagte er, „soll mir recht sein, die dem Kerbelmann die Larve der Ehrlichkeit vom Gesichte reißt. Selbst der Schöffel, — und bringt er es dahin, daß der Hirschwirth verurtheilt wird, so soll er von mir fünf Thaler haben. Und ich will's ihm vor allen Leuten abbitten, daß ich ihn für einen Wilderer gehalten habe."

„So treffen wir denn unsere Anstalten," mahnte Wentzel. „Aber hier darf sich Schöffel nicht blicken lassen — das muß an einem Orte mit ihm abgemacht werden, wohin kein Auge und Ohr reicht, das für Kerbelmann spioniren könnte."

„Ich will Alles besorgen," versicherte der Forstgehülfe Meier. „Den verdammten Hund in die Patsche zu bringen, dafür lief ich die ganze Nacht durch, wenn nur der Rothkopf — halloh — was ist da los?" unterbrach er sich plötzlich, als er Gretchen, die Wirthstochter, gewahrte, die, hinter

dem Stuhl des Förster Wentzel gebückt, zu schaffen gehabt hatte.

Die Jäger sahen sich überrascht nach der vom Boden auftauchenden Gestalt des Mädchens um. „Was giebt es, Gretchen?" rief sie Meier an.

Was es giebt, Herr Forstassistent? Ein Geldstück [illegible] entfallen und hierher gerollt. Da ist es schon wo[illegible] Bier hier nöthig? Bitte reichen Sie mir das G[illegible]rrn Forstraths herüber. Ich kann so weit nich[illegible]ngen."

Meier gab [illegible] er Bemühung um ein galantes Auftreten, d[illegible]fer. Das Mädchen mit den hellen Augen und [illegible] elastischen Bewegung entfernte sich damit.

„Wenn die Dirne nur Nichts vo[illegible] davon getragen hat, was wir hier mit einander gesprochen," sagte der Wentzel. „Ich habe gar Nichts von ihrem Herankommen bemerkt."

„Und wenn sie uns wirklich gehört hätte," [illegible] Meier, „so hat das keine Gefahr. Der Wirth hier und der Hirschwirth sind die ärgsten Feinde und die Tochter würde sich überhaupt hüten aus der Schule zu schwatzen. Das ist ein prächtig Mädchen und gar keine von den unbesonnenen Plaudertaschen."

„Aha," schmunzelte der Forstrath, „für das schöne

Gretchen bürgt unser Meier. Nun kein schlechter Geschmack. Aber — was wollten Sie denn jetzt besorgen?"

„Daß der Schöffel das Wild bekommt. Scholz geht wohl mit, der Instruction wegen. Ich möchte mit dem widerwärtigen Kerl weiter nichts zu thun haben und glaube auch nicht, daß er mir recht gehorcht."

Scholz erklärte sich bereit, indem er sein Bier austrank, seine Pfeife in die Tasche steckte und den Hut vom Nagel nahm.

„Die Andern brauchen übrigens von unserm Vorhaben nichts zu wissen," erinnerte Meier mit einem Blicke auf die übrigen mit Forstleuten besetzten Tische.

„Versteht sich," sagte der Forstrath, „reinen Mund vor allem Anderen, und ich denke, wir fassen ihn diesmal."

„Ja, wenn der Rothkopf ehrlich ist," bestätigte Meier. „Ist das aber nicht der Fall — Na, meinetwegen — den Versuch wollen wir wenigstens mit ihm wagen.

Damit verließen die beiden Forstgehülfen das Zimmer und schlossen sich nun die von ihrer Gesellschaft Zurückbleibenden wiederum den andern Gruppen von Gästen an.

II.

Drüben im „Rothen Hirsch" ging es allerdings nicht so lebhaft zu wie in der „Krone," aber doch saßen auch hier ziemlich viel Gäste an den Tischen, und besonders hatten die reichen Bauern aus dem Dorf, wie die Bauern überhaupt, den „Hirsch" zu ihrem Hauptversammlungsort gewählt. Bauern und Jäger sind einander selten grün; das war vor dem Jahr 48 so, ist nachher eher noch schlimmer wie besser geworden und läßt sich eigentlich beiden Theilen nicht verdenken.

Der echte Waidmann hegt und pflegt sein Wild; schießt nur eben ab was dringend nöthig ist, und hat seine Freude an jedem Stück das draußen den grünen Wald durchzieht. Er würde eben so bald daran denken, seinen eigenen Hund todt zu schießen, als jagdbare Thiere — in der Zeit, in der sie geschont werden müssen — vom Hirsch herunter bis auf den Hasen oder das Rebhuhn. Der Bauer dagegen kennt keine solchen

Rücksichten. Nur wo es ihm das Gesetz verbietet, hält er die Schonzeit ein, und selbst dann nicht, wenn er glaubt, daß es unbemerkt geschehen könne. Daß den Waidmann solche „Aasjägerei" verdrießt, läßt sich denken, und nur die Bauern überall mit den nichtsnutzigsten Schießprügeln umherlaufen zu sehen, ohne sie hindern zu dürfen, ärgert ihn jetzt desto mehr.

Was kümmert das aber den Bauern? Er hat durch die neuen Gesetze das Recht bekommen auf seinen eigenen Feldern „zu jagen", wie er's nennt, und mit seinem alten Haß gegen den armen Hasen, der ihm früher ungestraft den Kohl fraß, rottet er Alles aus, was ihm vor die Flinte kommt. Die edle Jagdpassion selber kennt er nicht, es ist ihm also auch gleichgültig, ob es im nächsten Jahr noch etwas zu schießen giebt, nur „umbringen" will er das „Viehzeug", das draußen auf seinen Feldern herumläuft und wenn er das erreicht, ist sein Zweck erfüllt. Das nennt er Jagd.

Die Bauern in Hollendeik wußten dabei recht gut, weshalb die „Grünröcke" dem Hirschwirth aufsässig waren. Daß die ihn eben nicht leiden konnten, hob ihn aber nur in ihrer Gunst, und der Hirschwirth stand sich gerade nicht schlecht dabei. Ob er gestohlenes Wild kaufte oder nicht, ging sie Nichts an, ja wenn sie

es gewußt hätten, — von ihnen würde ihn keiner verrathen haben.

Trotzdem war der „Rothe Hirsch“ heute Abend schwächer besetzt als gewöhnlich, denn Manche hatten sich doch verleiten lassen ihr Bier heute in der „Krone“ zu trinken, nur um das Leben dort mit anzusehen. Während indessen ein Mädchen mit ein paar jungen Burschen die Aufwartung im „Hirsch“ besorgten, saß der Wirth mit Dreien von seinen Gästen bei seinem gewöhnlichen Abendvergnügen hinter dem Kartentisch und spielte Skat. Das Spiel schien ihn auch zu interessiren; aber seine kleinen lebendigen grauen Augen flogen doch auch zu gleicher Zeit nach allen Seiten des Zimmers, zu überwachen, was um ihn her vorging — und doch verlor er dadurch keinen Stich, oder machte sonst nur den geringsten Fehler.

Kerdelmann war ein noch junger kräftiger Mann, von vielleicht acht oder neun und zwanzig Jahren, ein Bauernsohn aus der braunschweiger Gegend, der sich, wie das Gerücht ging, mit seinem Vater überworfen hatte und darum hierher gezogen war. Von seiner Mutter mußte er aber ein ganz hübsches Vermögen geerbt haben, denn er kaufte in Hollendeik den Gasthof, worin ihm eine alte Tante die Hauswirthschaft besorgte. Die alte Tante war eine vortreffliche Kö...

und der „Rothe Hirsch" bekam bald einen so guten Ruf im Lande seiner Küche, wie der Eigenthümer desselben seinen schlechten, des schon vorerwähnten Wildfrevels wegen.

Kerdelmann kümmerte sich indeß gar wenig darum ob ihm die Jäger freundlich gesinnt oder nicht. An Gästen fehlte es ihm nicht; die reichen Bauern im Dorfe waren ihm auch gewogen und wenn er in seinem Hause Tanzmusik hielt, kamen die hübschesten Mädchen aus der ganzen Nachbarschaft zusammen. Daß er sich aber unter diesen noch keine Frau für seine Wirthschaft ausgesucht, war seine eigene Schuld, obgleich es die Mädchen der Herrschsucht der wirklich schuldigen Tante in die Schuhe schoben.

Daß Kerdelmann trotz alle dem schon gewählt, davon hatte keine von ihnen — eine einzige ausgenommen — auch nur die geringste Ahnung.

Eben schlug es auf der alten schwarzwälder Uhr, die noch von dem früheren Besitzer her im Zimmer hing, neun. Das war die gewöhnliche Zeit, zu der die Spieler, einige hartnäckigere Kartenfreunde abgerechnet, ihre Marken einlösten, ihr Bier austranken und nach Hause gingen. Auch heute war Kerdelmann um diese Zeit frei geworden, strich seinen Gewinn ein, und hatte sich an einen der anderen Tische gesetzt, dem

dortigen Spiel noch ein wenig zuzusehen, als die T[illegible] aufging und ein Mann hereintrat, der die Wir[illegible] stube des rothen Hirsches seit Jahr und Tag nicht b[illegible] treten hatte. Kerbelmann sah auch etwas erstaunt nach ihm hinüber, blieb aber ruhig auf seinem Pla[illegible] es einem der Leute überlassend, den späten Gast z[illegible] bedienen.

Schöffel, der Kreiser vom herslinger Revie[illegible] nahm auch im Anfang keine Notiz von dem Wirt[illegible] ließ sich ein Glas Bier und etwas zu essen geben, un[illegible] beschäftigte sich, als ihm das gebracht war, angelegentlich damit, bis der Wirth endlich aufstand, langsam an seinem Tisch vorbeiging, dann plötzlich wieder umdrehte und auf dem ihm gegenüberstehenden Stuhl Platz nahm.

„Guten Abend, Schöffel," sprach er dabei, „Wetter noch einmal, Mann, es ist eine lange Zeit, daß wir einander nicht gesehen haben — wohl bekomm's."

„Danke schön," sagte der Kreiser — „daß wir übrigens einander so lange nicht gesehen haben, ist Eure eigene Schuld. Ich mag mit keinem Menschen Streit, aber —"

„Na, laßt die alte Geschichte, Schöffel," sagte der Wirth, ihm die Hand hinüberreichend, die Jener langsam nahm — „wir hatten damals vielleicht Beide Un-

recht, und sind jetzt mitsammen so viel älter und vernünftiger geworden. Ich kann Euch auch sagen, ich freue mich darüber, daß Ihr wieder zu mir gekommen seid, noch dazu, da mir Eure Leute eben nicht besonders grün sind."

„Meine Leute?" sagte der Kreiser und sah von seinem Essen auf.

„Nun — die Förster, meine ich. Sie haben nun einmal —"

„Hol' sie der Teufel," knurrte Schöffel zwischen dem Kauen durch — „mich reut's genug, daß ich mich mit ihnen eingelassen habe. — Früher war ich ein unabhängiger Kerl und verdiente reichlich. — Jetzt muß ich mich für ein paar lumpige Thaler wie ein Hund placken, und noch dazu jedes — Jungen gehorsamer Diener sein."

„Hm — Ihr seid nicht zufrieden?" sagte Kerdelmann, und schaute ziemlich scharf in seine Mienen hinein. Schöffel sah aber nicht von seinem Essen auf und antwortete mürrisch vor sich hin:

„Zufrieden — muß wohl zufrieden sein, denn ich habe ein paar Kinder zu Haus, und wenn ich ihnen jetzt den Dienst aufsagte, so passen sie mir so auf, daß ich nur getrost tagelöhnern könnte."

„Was hat Euch denn heute Abend nach Hollendeil

gebracht?" frug da der Wirth, als Jener eine Weile geschwiegen und sein Mahl beendet hatte.

„Hierher gebracht?" sagte Schöffel — „was Anderes, als einem der Laffen den Bedienten zu machen. Mußte unserem Förster sein Gewehr herüberbringen — Gott verdamm' mich, wenn die jetzt nicht so vornehm werden, daß sie die Flinte nicht einmal mehr selber tragen mögen — aber — hm" — unterbrach er sich plötzlich, leerte seinen Krug und warf einen flüchtigen, aber vorsichtigen Blick dabei in der ziemlich leer gewordenen Wirthsstube umher.

„Hier, Rosel, mehr Bier," sagte Kerdelmann laut, eines der Mädchen herbeirufend, und bis das Getränk gebracht war, wechselten die Beiden weiter kein Wort. Kerdelmann merkte jedoch, daß der Andere irgend etwas auf dem Herzen habe, und hütete sich daher doppelt, sich neugierig zu zeigen. Daß Schöffel bei ihm eingekehrt war, hatte jedenfalls einen Grund. Aber es blieb immer besser, daß Kerdelmann Jenen davon anfangen ließ, als daß er ihn ausfrug.

Schöffel schien nichtsdestoweniger etwas Aehnliches zu erwarten, und nur als Kerdelmann hartnäckig schwieg und ruhig mit den Fingern auf dem Tisch trommelte, begann er nach längerer Pause:

„Sagt einmal, Kerdelmann, was habt Ihr den

Jägern eigentlich zu Leid gethan, daß sie auf Euch so furchtbar schimpfen, und Euch alles Schlechte und Schlimme nachsagen?"

„Mir?" frug Kerdelmann erstaunt — „wer thut denn das, und was können sie über mich reden? — Vor mir hat doch ihr Wild wahrhaftig Ruh' genug."

„Bah" winkte ihm Schöffel mit dem einen Auge zu, während er mit etwas leiserer Stimme sagte: „von dem können wollen wir eben nicht reden; aber hol's der Teufel, Andere treiben es noch viel ärger, und so wird doch nicht auf sie eingehackt, wie auf Euch!"

„Wer schimpft denn über mich?" sagte Kerdelmann ruhig, während er vergebens in Schöffel's pockennarbigem Gesicht den Grund dieser Theilnahme zu lesen suchte.

„Wer? — nun besonders unsere Jäger", sagte dieser, „die noch dazu die wenigste Ursache hätten. Unser Förster ist überhaupt ein nichtsnutziger Hallunke. Wenn er einem Menschen etwas Schlechtes nachsagen kann, thut er's gewiß — und knapp wird man da gehalten. — Na, jetzt bei den theuren Zeiten soll einmal Einer mit hundert Thalern und Frau und Kindern auskommen, auch wenn man das Bischen Holz und die Wohnung frei hat."

„Hundert Thaler ist freilich wenig", sagte der

Wirth, „wenn man's auf das ganze Jahr vertheilt, und große Sprünge kann Einer dabei nicht machen.“

„Das weiß Gott“ brummte der Kreiser „wenn man sich daher einen kleinen Nebenverdienst —“

Er schwieg wieder still und sah sich im Zimmer um. Es war halb zehn Uhr und die Gäste hatten ihre Plätze fast alle geräumt. Nur an dem einen Tisch saßen noch vier Kartenspieler, eifrig mit ihrer Unterhaltung beschäftigt, während der eine Bursche, der sie bedienen sollte daneben auf einer Bank eingenickt war.

„Hm“, sagte da Kerdelmann leise, „Ihr habt mir irgend was zu sagen. Von denen hört's keiner, wenn Ihr mir's anvertrauen wollt.“

„Und Ihr würdet einen armen Teufel nicht verrathen?“ frug der Kreiser, mit noch vorsichtiger gedämpfter Stimme.

„Fällt mir nicht ein“, brummte der Wirth, „ich bin ganz zufrieden, wenn sie mich nur ungeschoren lassen.“

„Dann will ich Euch auch gestehen, was mich hergeführt hat und — ganz aufrichtig mit Euch sprechen. Ihr wißt, daß wir vor längerer Zeit einen Streit mit einander gehat haben und wenn ich Euch auch keinen Groll deshalb nachgetragen, mochte ich doch immer nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thun. Es

liegt das so in Einem und man weiß eigentlich selber nicht recht, woher es kommt."

„Nun ja", sagte Kerdelmann ermuthigend, „es will sich Niemand gern was vergeben, wie man so denkt. Uebrigens war die Sache nicht so schlimm, und Ihr nahmt den Handel nur so krumm, weil Ihr glaubtet, es wäre auf Euch abgesehen gewesen."

„Es ist jetzt vorbei", sagte der Kreiser, „und daß ich wieder zu Euch komme, und Euch — eigentlich mehr vertraue, wie ich vielleicht thun sollte, mag Euch beweisen, wie ich jetzt über die Geschichte denke."

„Na, aber da bin ich doch neugierig", sagte Kerdelmann, und rückte sich seinen Stuhl etwas näher zu dem Gast hinüber.

„Ihr kauft Wild, nicht wahr?" frug da dieser mit kaum hörbarer Stimme, indem er sich zu dem Wirth hinüberbog.

„Na, das konntet Ihr lauter fragen" lachte dieser, „daraus mache ich eben kein Geheimniß, denn ich verkaufe es portionsweise an Alle wieder, die davon essen wollen."

„Hm — ja — ich weiß", sagte der Kreiser, wie es schien etwas verlegen, „aber wenn Ihr nun von den Förstereien keins bekommen könnt, und es nothwendig braucht?"

Der Wirth erwiderte Nichts hierauf, sah aber den Kreiser so forschend an, als ob er dessen innerste Gedanken durchdringen wollte.

„Ach was“, fuhr dieser aber plötzlich fort, „ich sehe auch nicht ein, weshalb ich so lange hinter dem Berge halten und nicht mit der Sprache heraus soll. Ich will ganz aufrichtig mit Euch sein und glaube, wir werden uns dann am Besten verständigen.“

„Teufel noch einmal,“ versetzte der Wirth, „was Ihr für eine Vorrede macht. „Ihr habt doch keinen Menschen todtgeschlagen?“

„Nein — das nicht“, sagte Schöffel, dem nichtsdestoweniger in diesem Augenblick fast so zu Muthe war — „aber Ihr gebt mir vorher Eure Hand darauf, daß Ihr mich nicht verrathen wollt.“

„Muß ich's wissen?“ frug Kerdelmann vorsichtig, indem er die Hand noch zurückhielt.

„Ja“, sagte der Mann, „ich — wäre sonst nicht zu Euch gekommen.“

„Gut denn“, sprach der Wirth, in die dargebotene Hand einschlagend. „Aber nun schießt auch los, denn es ist wahrhaftig schon dreiviertel auf zehn Uhr, und um zehn gehe ich jeden Abend regelmäßig zu Bett.“

„Wohlan“, sagte der Kreiser. — „Ich bin ein armer Teufel und kann von dem nicht leben, was ich

Gehalt bekomme. Die Herren, die Einen so knapp besolden, zwingen uns ja förmlich dazu, daß man sich nach einem anderen Einkommen umsieht, und da hab' ich denn heut' Abend, wie ich mit der Flinte von d'rüben herüber kam — ein altes Thier geschossen."

„So?" sagte Kerdelmann, und sah den Burschen fest dabei an, „das ist aber eine verfluchte Geschichte und kann Euch den Dienst kosten."

„Hm, ja — wenn's 'raus käme", brummte Schöffel. „Ich werde aber nicht so dumm sein und das den Herren unter die Nase reiben. Ich wußte nun Kerdelmann, daß Ihr Wild kauft — ob vom Förster oder von anderen Leuten, geht mich Nichts an, und da kam ich zu Euch, daß Ihr mir das Thier abnehmen möchtet — denn ich weiß nicht recht, an wen ich mich sonst wenden könnte."

„Also darum seid Ihr zu mir gekommen?" lachte Kerdelmann still vor sich hin. „Na, ich muß Euch aufrichtig gestehen, ich habe gleich von vornherein so einen Gedanken gehabt, daß Euch nicht bloße Versöhnlichkeit hierherführe. Doch das bleibt sich gleich, die Hauptsache ist, Ihr habt ein Thier geschossen —"

„Nicht so laut", warnte ihn Schöffel — „wenn die da hinten es hörten."

„Ach, die passen nicht auf uns, aber was kann ich dabei thun?"

„Was Ihr thun könnt? — abkaufen sollt Ihr's mir, daß ich es aus dem Weg kriege, und — da ich damit in der Klemme sitze, sollt Ihr das ganze Stück auch zu einem Spottpreis bekommen. Es ist ein alt Gelt-Thier"*) „feist wie Butter und schwer genug, und wenn Ihr mir fünf Thaler gebt, schaff ich es Euch heute Nacht noch hier in's Haus. — Wahrhaftig, es stand so verlockend vor mir, als ich den Berg herunter kam, daß ich schießen mußte, ich mochte wollen oder nicht. Ehe ich nur recht wußte, was ich that, knallt es, und da lag's, und zuckte und rührte sich nicht mehr.

„Und wo liegt es jetzt?"

„Droben, gleich über dem neuen Schlag; vielleicht hundert Schritt von dem Pirschweg, der durch die Kieferdickung führt. Soll ich's herunterschaffen? — ich verlange das Geld nicht eher, als bis Ihr das Wild im Hause habt, — gefällt Euch das Geschäft, so denk' ich, können wir mehr derartige miteinander machen. Meiner Seel' — es läuft genug solch' Zeug im Walde herum, und ich sehe nicht ein, weshalb eine Familie hungern soll, nur damit sich die Bestien den

*) Gelt-Thier nennt man die Hirschkuh, die in dem Jahr kein Kalb gehabt.

Wanst da draußen voll süßen Grases äsen*) — s'ist keine Vernunft drin."

„Wenn's aber verrathen wird, kommen wir beide in Teufelsküche", sagte Kerdelmann nachdenkend.

„Verrathen — wer soll's verrathen?" fragte Schöffel — „Ihr habt doch gewiß irgendwo einen Platz, wo man es unbemerkt hereinschaffen kann, und hängt es erst einmal in Eurer Fleischkammer, wer kann dann beschwören, in welchem Revier es seine Fährten eingedrückt? Das brauch' ich Euch aber Alles nicht weiter zu sagen, und heut' ist in so fern eine vortreffliche Zeit dazu, als die Förster und Forstgehülfen alle fest im Wirthshaus drüben sitzen. Den Schuß hat auch keiner gehört, und ein billigeres Stück Wild bekommt Ihr im ganzen Leben nicht wieder."

Kerdelmann blieb noch eine Weile sitzen und sah still vor sich nieder. — Da schlug die Uhr zehn, und bei dem Schlag, in die Höhe fahrend, sagte er rasch: „Gut — dann bringt es her — ich gehe jetzt mit Euch und zeige Euch, wo Ihr es hereinschaffen könnt. Das Geld mög't Ihr Euch dann morgen früh um 9 Uhr holen; seid Ihr damit zufrieden?"

„Gewiß", rief Schöffel, und griff dabei in die

*) Aesen: fressen, vom Wild.

Tasche, das was er verzehrt, zu bezahlen. Kerdelmann hielt ihm aber den Arm und sagte freundlich:

„Laßt's nur gut sein. Die paar Glas Bier möget Ihr auf unsere Versöhnung getrunken haben."

„Dann dank' ich auch schön", versetzte der Mann, die dargebotene Hand heftig schüttelnd — „auf unsere Versöhnung und auf — gute Geschäfte. Wenn wir beide zusammenhalten, sollen die Grünröcke wohl umsonst draußen die Augen offen halten. Ich dächte wir beide wüßten, wie wir sie bei der Nase herumführten."

Damit nahm er seinen Hut, und der Wirth ging mit ihm hinaus, ihm das kleine Thor zu zeigen, durch das er sein Wild in der Nacht auf seinen Hof schaffen konnte.

Gleich darauf verließ Schöffel das Haus und ging langsam die Straße hinauf, die aus dem Dorfe hinaus nach dem Walde führte. Dieser Richtung folgte er nur etwa so weit, als er glaubte, daß er vom „Hirsch" aus beobachtet oder gehört werden konnte. Sobald er um die nächste Ecke gebogen war, blieb er stehen, wendete sich zurück und lachte still in sich hinein.

„So ist's recht, alter Fuchs; hast Du die Witterung endlich einmal angenommen? — Nicht wahr, das schmeckte, fünf Thaler für ein feist Thier, und

das Versprechen fernerer Lieferung? — Holzkopf Du, daß Du denk'st, der Schöffel hätte Dir schon die Prügel und die Schande vergessen, die Du ihm angethan. Aber wart' mein Bursche, jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich Dir's wett machen kann, und wenn ich Dich einmal hinter dem eisernen Gitter sehe, trink' ich mir einen Rausch vor Vergnügen. Also morgen früh um 9 Uhr; daß wir Zeugen dabei haben, dafür wird gesorgt sein. In dem Augenblick, wo Du das Geld herausrückst, haben wir Dich beim Kragen."

Er rieb sich bei dem Gedanken vergnügt die Hände und bog dann mit raschen Schritten in die nächste Straße ein, die nach der Krone hinunter führte.

Kerdelmann blieb, als Schöffel die Straße hinaufschritt, noch einige Minuten in seiner Thür stehen. Er sah aber dem Davongehenden nur flüchtig nach, und öffnete hierauf wieder die Gaststuben-Thür.

„Franz", rief er dorthinein — „Franz!" — der Junge saß noch auf der Bank und schlief, bis ihn Einer der Gäste anstieß und er erschrocken in die Höhe fuhr — „Franz!"

„Ja — ja wohl — hier bin ich."

„Ich geh' zu Bette, Franz", sagte Kerdelmann — „schlaf mir nicht wieder ein, halt die Augen offen."

Damit ging er hinüber und schloß seine Thür hinter sich ab, nahm dann den Hut vom Nagel, öffnete leise das Fenster, das in den dunklen Hof führte, und glitt, von seinen Leuten unbemerkt, hinaus auf die Straße, die entlang er eine der engen seitabführenden Dorfgassen hinabsprang.

III.

Die Dorfuhr hatte noch nicht lange zehn geschlagen, als Meier, der Forstgehülfe des Hollendeiker Reviers, den schmalen Pfad herunterkam, der aus dem Walde gerade auf das Wirthshaus zu und um dessen kleinen Garten herumführte. Mit dem Terrain hier vortrefflich bekannt, verließ er am Gartenthor den Weg, sprang über den niedern Zaun und schritt durch die schon ziemlich kahlen Beete der Hinterthür des Hauses zu. Diese wollte er eben öffnen, als er dicht neben sich ein helles Tuch schimmern sah.

„Margarethe? rief er etwas erstaunt, die Wirthstochter hier draußen zu finden, „bist Du es Kind? — was thust Du noch so spät hier im Garten?"

„Flaschen hab' ich herausgetragen, Herr Meier," sagte das Mädchen schnell gefaßt, und es war gut, daß Meier in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, wie sie über und über roth geworden war. — „Die Herren

da drinnen haben ja einen solchen Durst, daß man gar nicht weiß, wohin man mit den leeren Flaschen soll."

„Wo ist denn der Vater, Gretchen?" sagte Meier, und suchte dabei ihre Hand zu fassen, die sie ihm aber entzog.

„Drin' in der Stube ist er," lautete die Antwort, „gehen Sie nur hinein, wenn Sie ihn sprechen wollen."

„Aber ich will ihn gar nicht sprechen, Gretchen," sagte der junge Forstmann, „sondern Dich, und daß ich Dich jetzt gerade hier finde, hätte sich nicht besser treffen können. Warum bist Du denn immer so häßlich gegen mich?"

„Ich? — häßlich mit Ihnen, daß ich nicht wüßte," sagte das Mädchen und suchte den Arm frei zu bekommen, den er erfaßt hatte, „aber lassen Sie mich nur los. Was sollten denn die Leute denken, wenn uns hier Jemand sähe. Ich gehöre hinein — Vater wird mich gleich rufen."

„Gretchen — ich muß Dich etwas fragen, ehe ich Dich loslasse," sagte aber der junge Forstgehülfe dringender, — „solche Gelegenheit findet sich sobald nicht wieder."

„Aber wenn Sie mich was fragen wollen, so thun Sie's drinnen beim Licht," rief das Mädchen, das sich

vergebens abmühte frei zu werden, „lassen Sie mich los, sag' ich, oder ich rufe um Hülfe."

„Und willst Du denn gar nichts von mir wissen, Gretchen?" seufzte der Jäger, der sie jetzt nothgedrungen freigeben mußte.

„Hier draußen nichts," lautete aber die kurze Antwort. „Schämen Sie sich, Herr Meier, Sie haben mich gedrückt, daß mir der Arm morgen blau und braun sein wird."

„Aber bestes Mädchen" —

„Ja, da hätt' ich Zeit," sagte die Dirne, sprang in's Haus und trat dort in die Küche, deren Thür sie hinter sich zuwarf. Meier aber, mit einem halblaut gemurmelten Fluch, ging in das indessen auch ziemlich leer gewordene Wirthszimmer, dort den noch auf ihn wartenden Förstern Bericht abzustatten. Er hatte das heute geschossene Thier herunterschaffen lassen und Schöffel sollte, wenn er vom Hirschwirth zurück kam, noch hier vorsprechen, seine Meldung zu machen, ob der Wildhehler in die Falle gegangen sei oder nicht.

Draußen auf dem Gange hinter der Küchenthür horchte Margarethe indessen, bis sie die Bahn frei wußte, und schlüpfte dann, als sie hörte, daß der Jäger in der Stube war, rasch wieder hinaus in den Garten.

Dort trat ihr ein Mann entgegen, nahm sie ohne

Weiteres beim Kopf und küßte sie herzhaft ab. So bös das Mädchen aber vorher gewesen war, so widerstandslos ließ sie sich die Liebkosung jetzt gefallen. Die Angst jedoch, daß der Jäger jeden Augenblick zurückkommen könne, gab ihr keine Ruhe. Sie drängte den ungestümen Freund leise von sich und sagte bittend:

„Du darfst heut' nicht länger hier bleiben, Joseph; das ganze Haus wimmelt von Jägern, und wenn Dich hier einer von ihnen träfe, wär' ich verloren. Mein Vater schlüge mich todt. Sie sind so entsetzlich bös auf Dich, Alle miteinander."

„Aber auf Dich nicht," entgegnete Kerdelmann, — denn kein Anderer war der späte heimliche Gast — „was wollte der Laffe da erst von Dir?"

„Was weiß ich's! — schmollte das Mädchen — „ich konnte den zudringlichen Menschen kaum los werden. Warst Du schon hier?"

„Ich stand hinter den Bienenkörben, und wär' es nicht Deinetwegen gewesen, ich hätt' ihn lehren wollen mein Gretchen zu ärgern. Der Lump, der Meier war's vom hiesigen Revier."

„Er schleicht mir auf Schritt und Tritt nach", klagte Margarethe, „und hat schon gedroht, daß er beim Vater um mich anhalten wollte. Seine Eltern sind reich, und wer weiß, zu was mich die meinigen zwingen."

Kerdelmann biß die Zähne auf einander.

„Ich glaube, er wär' es im Stande und nähm eine Frau, auch wenn er sie mit Gewalt zum Altar schleppen müßte. Daß er mir nur nicht einmal verkehrt in den Weg läuft, denn in dem Fall möcht' ich ihm die Heirathsgedanken wohl vertreiben."

„Nimm Dich vor den Jägern in Acht," flehte das Mädchen. „Sie führen Dir Schlimmes im Schilde und heute Abend ward schon wieder 'was wider Dich ausgeheckt."

„Heute Abend?" fragte Kerdelmann hastig. „Was war es?"

„Ja, ich konnt' es nicht deutlich verstehen," sagte das Mädchen, „denn wie sie mich am Tisch sahen, schwiegen sie still — aber es war von einem Rothkopf die Rede und vom Hirschwirth, und der Meier wollte es besorgen."

„Was wird's sein," lachte der Wirth, „die alte Geschichte. Laß Dir das keine Sorgen machen, — Joseph ist ihnen doch Allen zu schlau. Aber — ich dank' Dir schön für die Nachricht; seh' ich doch d'ran, daß Du aufpassest, wenn sie mir was anhaben wollen. Uebrigens geht mir die Geschichte mit dem Meier im Kopf herum. —"

„Daß er's besorgen will?“ frug das Mädchen erschreckt.

„Ach was, mag er besorgen, was er will. Nein, daß er um Dich anhalten wird. Ich denk' ich komm' ihm zuvor, und — thu's selber.“

„Der Vater sagt im Leben nicht „„ja,““ seufzte das Mädchen. „Er mag Dich eben so wenig leiden, wie der Meier, und gäb' seine Einwilligung nimmer zu unserer Heirath.“

„Und gingst Du mit, wenn ich fortzöge von hier?“ forschte der Wirth, indem er das Mädchen fester an sich zog.

„Die Mutter stürb', wenn ich ihr davonlief,“ flüsterte Margareth, ihre Stirn an seine Schulter lehnend.

Kerdelmann zog seine Brauen finster zusammen und sagte endlich:

„Und was wird aus uns? Haben Deine Eltern überhaupt das Recht, zwei Herzen von einander zu reißen? — Haben —“

„Pst“ — flüsterte das Mädchen, und drängte ihn ängstlich zurück und dem dunklen Bienenstand wieder zu, denn ihr scharfes Ohr hatte die Hofthür knarren hören und gleich darauf sahen sie, wie eine dunkle Gestalt sich dem Hause näherte und darin verschwand.

„Wer war das?“ flüsterte Kerdelmann.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Margareth' eben so leise, aber ich muß hinein, denn ich könnte vermißt werden. Komm auch morgen nicht her, Joseph, die Jäger werden noch hier bleiben, und wir dürfen uns der Gefahr nicht aussetzen, entdeckt zu werden. — Uebermorgen sind sie wieder fort — gute Nacht.“

„Gute Nacht, Margareth'“ sagte der junge Mann, und zog das Mädchen nochmals in seine Arme, denen es sich endlich langsam entwand und mit einem letzten Händedruck dem Hause wieder zueilte. Hier aber streckte sie eben den Arm aus, die Thürklinke zu erfassen, als ihr zwei Männer entgegentraten — Meier und der Kreiser Schöffel.

„Alle Wetter, Gretchen,“ rief Meier, sobald er sie erkannte, „noch immer Flaschen in den Hof getragen? Dir muß es ja hier draußen sehr gefallen, mein Schatz, daß Du fortwährend in dem dunklen Garten steckst.“

„Was ich thue geht Niemandem etwas an,“ sagte das Mädchen, glitt an den Beiden vorbei und rasch in das Haus hinein.

„Nu, nu,“ brummte Meier hinter ihr her, „daß ich der spröden Jungfer nur nicht auf die Spur komme mit ihrer schrecklichen Sittsamkeit. Möchte wirklich wissen, ob wir hier nicht ein heimliches Stelldichein

gestört haben — verwünschte hochnasige Dirne — na wart', Dir werd' ich einmal aufpassen. Also Ihr thut jetzt was Ihr übernommen habt, und morgen früh um neun, nicht wahr? —"

„Morgen früh um neun," sagte der Andere, und ging ohne weitern Gruß um das Haus herum und wieder zur Hofthür hinaus. Meier blieb noch eine Weile auf seiner Stelle und horchte in den Garten hinein — dann musterte er den Bienenstand, als ob er dort Jemanden suche — aber er konnte Nichts finden und kehrte langsam in die Wirthsstube zurück.

Schöffel hatte indessen das in die Wildkammer des Försterhauses geschaffte Stück Wild aufgeladen und schritt damit dem „rothen Hirsch" zu. Er hatte tüchtig daran zu schleppen. Ein stämmiger Mann jedoch wie er war brachte er es die kurze Strecke schon fort und blieb nur einmal unterwegs stehen, weil es ihm war, als ob er Jemanden hinter sich höre — es mußte aber Täuschung oder auch vielleicht der Schall seiner eigenen Schritte in der leeren, dunklen Straße gewesen sein, und ohne sich weiter daran zu kehren, setzte er seinen Weg fort.

Bald erreichte er auch durch die offen gelassene Hinterthür den Hof des „Hirsches", und als er das Wild an der bezeichneten Stelle abgelegt, wollte er den

Wirth rufen, es ihm selbst zu überliefern. Der war aber, wie ihm das Mädchen unten in dem noch offenen Hause sagte, schon vor einer halben Stunde zu Bett gegangen, und dann durfte ihn Niemand wecken. Morgen früh sei er jedoch bei Zeiten munter, und wenn er wolle, könne er da wieder vorkommen.

„Nicht vor 9 Uhr," versetzte Schöffel und entfernte sich.

IV.

Am andern Morgen war der Herslinger Förster Wentzel frühzeitig drüben bei seinem hollendeiker Collegen Müller und die beiden hatten viel mit einander zu sprechen. Ebenso war nach den beiden im Ort stationirten Gensd'armen geschickt worden, die von ihnen ihre Verhaltungsanweisungen bekamen. Gegen neun Uhr endlich ging Wentzel mit dem Forstgehülfen Meier die Straße langsam hinab, dem rothen Hirsch zu, um dort in der Nähe zu sein, sobald sie gebraucht würden.

Gerade als sie sich dem Hirsch näherten, kam ein kleines Mädchen mit einem Brief in der Hand aus dem Hause, dem Kerdelmann folgte und noch in der Thür nachrief:

„Verlier mir den Brief nicht, und meine schöne Empfehlung drüben."

Das Mädchen nickte und trippelte dann an den beiden Jägern vorbei.

„Ei guten Morgen, meine Herren“, redete diese der Wirth an — „schon so früh auf den Füßen? dachte, weil Sie gestern Abend ein Bischen geschwärmt hätten, würden Sie heute Morgen auch etwas länger schlafen.“

„Guten Morgen, Kerdelmann“, sagte Wentzel, während Meier nur ein paar Worte in den Bart murmelte, die eben so gut ein Gruß, wie eine Verwünschung sein konnten. Damit schritten sie langsam am Wirth vorüber.

„Wie ist's, Herr Förster“, rief ihm dieser nach, „kann ich noch immer Nichts an Wild von Ihnen bekommen? Es geht jetzt höllisch knapp bei mir her mit Wildpret, und alle Gäste verlangen danach.“

„Nun Kerdelmann“, versetzte der Förster, dem es eben erwünscht kam, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen — „das könnte sich vielleicht machen. Wir sollen in dieser Woche eine Jagd halten, und da denk' ich doch, daß wir ein zwölf oder funfzehn Stücken auf die Haut kommen. Wie viel braucht Ihr?“

„Herr Kerdelmann“, rief in diesem Augenblick ein Junge aus dem Wirthszimmer heraus — „Sie sollen einmal einen Augenblick herein kommen. Der Mann

ist d'rin — Sie wüßten schon, von wegen des Geldes."

„Richtig", sagte der Wirth — „bitte, kommen auch Sie einen Augenblick mit herein, Herr Förster; ich sage Ihnen dann gleich, was ich brauchen könnte. — Der Mann ist in der Hinterstube, nicht wahr, Franz?"

„Ja wohl."

„Sag ihm: ich komme gleich."

Die Einladung kam den beiden Jägern vollends erwünscht, sie schmunzelten einander zu, indem sie ihr folgten, als sprächen sie zu einander: „besser könnte sich's schwerlich treffen."

Kerdelmann ging hinter ihnen d'rein, und als sie das Gastzimmer erreicht hatten, bemerkte er entschuldigend:

„Ich habe nur ein kleines Geldgeschäft abzumachen, dann stehe ich augenblicklich wieder zu Diensten."

„Machen Sie nur Ihre Sachen ab, Kerdelmann", genehmigte der Förster, „wir haben schon so viel Zeit."

„So, Schöffel", sagte der Wirth, als er zu diesem in das kleine Hinterstübchen trat — „ich habe mir das Wildpret angesehen; es ist gut und feist, und hier sind

Eure fünf Thaler. Nicht wahr, so viel verlangtet Ihr ja dafür?"

„Jawohl, Kerdelmann", sagte der Kreiser, indem ein eigenthümliches Grinsen über seine Züge zuckte. „Baar Geld lacht und das hier ist ein hübscher Anblick — fünf blanke preußische Thaler. Aber wie ist mir denn, es war mir doch, als ob ich meinen Förster d'rüben reden hörte? Er hat doch nichts gemerkt?"

„Was ging' es ihn an?" beruhigte ihn der Wirth. „Das Wild ist ja nicht auf seinem Revier geschossen. Kommt getrost mit hinüber; ich will Euch ein Glas Bier einschenken lassen."

Schöffel war an's Fenster getreten und hatte dort seinen Hut aufgesetzt. Kerdelmann, der sich gerade von ihm abgewandt, sah es nicht, daß über den Hof herüber ein paar Gensd'armen kamen und in sein Haus gingen.

„Gleich bin ich bereit", sagte der Kreiser, „ich wollte mir das Geld nur etwas zur Seite stecken. Wenn sie bei Unser einem eine Tasche voll harter Thaler sehen, ist der Teufel los. So — jetzt bin ich fertig — aber reinen Mund gehalten, Kerdelmann. Ha ha ha!"

„Ich verrathe einem Dritten so wenig davon, wie

Ihr selber", scherzte der Wirth. „Ja, wer uns Beide zusammen fangen will, muß pfiffig sein, heh?"

„Gewiß — hahaha", entgegnete der Kreiser — „verfluchte Schlauköpfe, die wir Beiden sind."

„Ah — noch mehr Besuch", staunte der Wirth, als er sein Gastzimmer in diesem Augenblicke öffnete und die beiden Gensd'armen dort neben den Jägern erblickte. „Ist Ihnen ein Frühstück gefällig? Hier, Franz, schaff' einmal Bier her für die Herren. Nun, was steht der Bengel da und sperrt das Maul auf! Soll ich Dir Beine machen?"

„Kerdelmann", sagte da Meier, indem er auf den Wirth zutrat und ihm stier in's Auge sah, — „wir haben schon lange gewußt, daß Ihr es heimlich mit dem Gesindel haltet und den Wilderern, wo Ihr es nur bekommen könnt, das gestohlene Wild abkauft."

„Es ist mir lieb, Herr Forstassistent," unterbrach ihn Kerdelmann, indem er mit einem leichten höhnischen Zug um den Mund dem auf ihm haftenden Blick des Jägers begegnete, „daß Sie mir das eben im Beisein von Zeugen gesagt haben; die Herren hier, namentlich die beiden Gensd'armen werden mir das vor Gericht bezeugen."

„So ist's recht, spottete Meier, „der Musjeh hat auch noch das große Maul. Aber — es soll ihm bald

gelegt werden. Gensd'armen verhaften Sie den Wirth — er hat diesen Morgen dem Kreiser Schöffel da, der sich für einen Wilderer ausgegeben, ein Stück Wild heimlich für fünf Thaler abgekauft und in seinem Schuppen versteckt. Schöffel wird Euch zeigen, wo es liegt — er hat so eben sein Geld von dem Diebshehler eingestrichen."

Der Förster Wentzel hatte den Wirth während der Anklage scharf beobachtet, ohne in seinem Erbleichen die Anerkennung der Schuld zu lesen. Zu seinem Erstaunen blieb Kerdelmann vollkommen gefaßt, ja, ein leiser, boshafter Triumph zuckte um seine Mundwinkel, als er sagte:

„Was muthet man Euch zu, Schöffel? Ehrlicher Junge, — und dennoch? Wenn Ihr mir das gleich gesagt, daß Ihr mit den Herren Förstern einverstanden wäret, hättet Ihr mir eine Müh' erspart. Aber es schad't Nichts. Ja, wenn die Sache so steht, mein verehrter Herr Forstassistent Meier, so werde ich Sie wegen Ihrer Injurien gegen mich nicht verklagen. Sie haben es eben nicht besser gewußt, und was der Mensch in seiner Dummheit thut, soll man ihm nicht so hoch anrechnen."

Meier wechselte vor Zorn die Gesichtsfarbe, För-

ster Wentzel aber rückte dem Wirth mit der Frage auf den Leib:

„Sie wollen doch nicht etwa leugnen, daß Sie dem Schöffel das Stück Wild abgekauft haben?"

„Leugnen?" sagte Kerdelmann verwundert. „Mein Gott, wo wollt' ich leugnen, was einmal die Wahrheit ist! Aber sehen Sie nur, was der Bursche, der Schöffel, jetzt für eine erbärmliche Rolle spielt. Betrachten Sie, wie der Kerl dasteht. Er kann die Augen nicht aufschlagen — er schämt sich wie ein Pudel, der bei'm Stehlen erwischt ist. Ich habe diesen Menschen immer für einen Lumpen gehalten, daß es aber solch' eine gemeine Canaille wäre, die einen ehrlichen Mann hinterrücks absichtlich in's Unglück zu bringen sucht, das wäre mir doch nicht im Traume eingefallen."

„Euer Schimpfen wird Euch vergehen, wenn Ihr erst im Thurm sitzt", zischte der Kreiser zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch, ohne jedoch den Wirth dabei anzusehen.

„Es ist nur die Frage, mein Bursche, wer eher in den Thurm kommt, Du oder ich", erwiderte der Wirth. In dem Augenblick ging die Thür auf, und das kleine Mädchen, dem er vorhin den Brief gegeben, kam herein. „Ah, Käthchen", wandte sich Kerdelmann zu diesem, „hast Du den Brief bestellt?"

„Ja, Herr Kerdelmann — der Förster wird gleich herunterkommen. Er zog sich nur den Rock an — derweil bin ich vorausgesprungen."

„Das ist also bestellt," sagte der Wirth, „und nun, meine Herren, thut es mir leid, daß wir uns gegenseitig umsonst angestrengt haben, die Gesetze aufrecht zu halten. Kommt her, Schöffel — reicht mir die Hand — es thut mir leid, daß ich Euch für einen Wilderer gehalten habe. Wie hieß es vorhin, mein wackerer Freund: verfluchte Schlauköpfe, die wir Beide sind, heh?"

Er bot dabei dem Kreiser die Hand, der sich aber nicht rührte, auch nur einen Finger anzunehmen, sondern nach seinem Kopfe griff und seine Stirn rieb, als wollte er sich aus einem bösen Traum aufrütteln.

„Eure Finten helfen Euch nichts, Kerdelmann", rief da der Forstgehülfe. „Wozu die Faxen? Ihr seid auf frischer That ertappt. Vorwärts also, Gens'darmen, lassen Sie sich das Corpus delicti nicht entgehen."

„Sparen Sie Ihr Latein, mein guter Herr Meier", entgegnete wohlgemuth der Wirth — „der Vorrath wird überhaupt nicht gar zu groß davon sein und da draußen kommt so eben Ihr Herr Förster, der wird die Sache aufklären. Thut mir nur leid, daß Sie sich

vergebens auf meinen Schaden gefreut haben. 's war ganz hübsch ausgedacht, die Geschichte, und wär' ich solch ein Esel gewesen als wofür Sie mich hielten, so säß ich jetzt tief genug im Pech — o, ich kann mir recht gut denken, wie Sie jetzt mit mir umspringen würden! Der einzige Fehler an der Rechnung ist nur der, daß ich den ehrlichen Schöffel für einen wirklichen Wilderer hielt und daß ich ihn daher, bevor ich ihm einen Pfennig ausbezahlt, pflichtschuldig beim Herrn Förster dieses unseres Reviers angezeigt habe. Das war freilich in der Ordnung. Indessen ist's Einem doch schmerzlich, wenn man einen Ehrenmann in seiner Verblendung für einen schlechten Kerl gehalten hat — nicht wahr?"

„Ihr hättet den Schöffel angezeigt?" schrie Meier erstaunt auf. In dem Augenblick öffnete sich aber schon die Thür und Förster Müller trat sehr erhitzt, etwas außer Athem und mit den Geberden einer peinlichen Verlegenheit in's Zimmer.

„Willkommen, Herr Förster", rief ihm Kerdelmann freundlich entgegen — „aber ich habe auch Sie umsonst bemüht, denn wie es scheint, läuft die ganze Sache auf einen Spaß hinaus."

„Guten Morgen, Herr Kerdelmann", dankte der Förster, und man merkte es ihm ab, daß er sich dem

Wirth gegenüber nicht behaglich fühlte. „Lieber Wentzel, unser Verdacht war unbegründet. Ich hoffe, daß in der Sache noch keine weitern Schritte gethan sind. Den Brief hier hat mir Herr Kerdelmann zugeschickt. Es ist Alles in guter Ordnung, Sie können Ihrem sonstigen Dienste nachgehen", richtete er sich an die Gensd'armen, um sie zu entfernen und gab dem Förster Wentzel Kerdelmann's Brief.

„Aber doch nicht, ehe Sie ein Glas Bier getrunken haben", hielt der Wirth die Gensd'armen zurück. „Franz, setz' es uns daher. Die Herren werden jedenfalls durstig sein."

Wentzel entfaltete indessen den Brief und las ihn, während ihm Meier dabei über die Schultern schielte. Er war ganz kurz und lautete:

„Lieber Herr Förster,

der Kreiser Schöffel hat gestern Abend auf Ihrem Revier ein alt Thier gewildert und mir zum Verkauf hergebracht. Ich habe es ihm abgenommen und die Bezahlung dafür soll so eben bei mir stattfinden; bitte Sie also augenblicks herunter zu kommen und Ihre Maßregeln beliebig zu ergreifen. Hochachtungsvoll

Joseph Kerdelmann."

„Bedauere, Herr Meier", sagte der Wirth, „daß

Sie sich wegen meiner nutzlos angestrengt haben. — Nun ein andermal gelingts vielleicht besser."

„Herr Kerdelmann", sprach der Förster Müller, dem die Sache äußerst fatal war, „die Leute haben nur ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie zu erfahren suchten ob der Verdacht, den wir einmal gegen Sie hatten, begründet sei oder nicht. Es muß Ihnen selber lieb sein, daß Sie sich auf diese Weise gerechtfertigt haben."

„Lieb, Herr Förster?" lachte der Wirth. „Hundert Thaler in Silber nähm' ich nicht für diesen Augenblick. Das alte Thier aber werd' ich nun wohl zu dem Preise behalten, zu welchem mir es im Auftrage der Herren verhandelt ward? Wie? — Und es wäre doch nicht angenehm, wenn die Geschichte unter die Leute käme — Wir, die wir hier beisammen sind, werden daher darüber schweigen. Schöffel hat die Bezahlung — ist's damit abgemacht?"

„Sei es so, Kerdelmann", willigte der Förster ein, dem selber am meisten daran lag, daß die Sache so kurz und gut wie möglich beseitigt werde. „Das Thier ist Euer — aber Ihr entschuldigt meine Eile, — ich habe zu Hause einige nothwendige Geschäfte zu besorgen."

„Wollen Sie nicht Platz zu einem Gläschen Wein nehmen, Herr Förster?"

„Ich danke schön — ich muß wirklich eilen, daß ich wieder nach Hause komme. Der Forstrath will mich um halb zehn Uhr besuchen, und es ist fast so weit in der Zeit wie ich eben sehe. Begleiten Sie mich, Wentzel?"

„Ja — ich denke; guten Morgen Herr Kerdelmann."

„Schönsten guten Morgen, meine Herren", sagte der Wirth — „und wenn Sie wieder einmal solch ein prächtiges Thier für den gleichen Preis haben, so setzen Sie mich doch ja in Kundschaft."

Die Jäger drehten sich um und verließen rasch das Zimmer. Schöffel wollte sich ihnen unmittelbar anschließen, als Kerdelmann dazwischen trat und zu ihm sagte:

„Na, ich danke auch, Kreiser — und steh' Euch wieder einmal zu Diensten."

„Geht zum Teufel", fluchte Schöffel in sich hinein, indem er den Wirth umging und seinen Vorgesetzten nachstürzte.

„Aber ich hab' es gleich gesagt", schalt Meier aus einer Seele voll Ingrimm, als die Forstleute wieder draußen auf der Straße waren, und er jetzt Jemanden suchte, an dem er seinen Aerger auslassen konnte, „der

Schöffel hat uns zu Narren gehabt, darum zieh'n wir jetzt ab wie die begossenen Hunde."

„Der Schöffel uns zu Narren gehabt?" brach der Kreiser los, der dicht hinter Meier die Worte des Forstgehülfen gehört hatte. „Jetzt soll ich am Ende die Schuld davon haben, daß uns der Kerdelmann durch's Garn gegangen! Ich! Da muß doch das Wetter — wenn Sie nicht Schuld sind, Herr Meier, Sie mit Ihren klughänsigen Plänen. Das will Alles gescheut sein, Alles besser verstehen, und wenn's nachher verkehrt geht, hat der Schöffel die Schuld — natürlich."

„Klughänsigen Plänen?" rief Meier, indem er sich hochfahrend gegen den Kreiser drehte. „Haltet Ihr Euer Maul, wenn Ihr so gut sein wollt."

Vor Ihnen nicht, Herr Meier; vor Ihnen noch lange nicht", polterte Schöffel, durchaus nicht in der besten Laune nach der schmählichen Demüthigung durch den Wirth, den er hatte zu Schaden bringen wollen. „Maul halten —? Sie haben mir gar nichts zu gebieten. Ich gehöre nicht in Ihr Revier und so gescheut wie Sie sind, bin ich schon lange gewesen."

„Seid ruhig, Schöffel", bedeutete ihn jedoch auch sein Förster — „das Streiten hilft uns nichts, und Meier meint es nicht so bös'."

„Es ist mir verdammt gleichgültig wie es Herr Meier meint“, grollte der Kreiser, „ich brauche mir aber von ihm nicht vorwerfen zu lassen, daß ich an der Schlappe schuld wäre. Da kann jeder Naseweis kommen, wenn einmal eine Geschichte verfahren ist, und das Klugmaul spielen.“

„Ihr verdammter Hallunke“, rief Meier darauf, in welchem der Zorn längst die Oberhand gewonnen. „Wenn ihr nicht sogleich Euer Schandreden laßt, zerschlag' ich meinen Flintenkolben auf Euerem Schädel. Euch kennt man, und meinen Hals wollt' ich verwetten, daß Ihr mit dem Schuft, den Wirth, unter einer Decke steckt. Ihr glaubt wohl, ich hätte nicht gesehen wie er Euch verstohlen zublinzte.“

„Herr Meier“, stöhnte der Kreiser, dem in diesem Augenblick alles Blut aus dem Gesicht trat, indem er auf den Forstgehülfen zuging. Man sah es ihm an, daß er nur mühsam an sich hielt, den lodernden Hader zu Thätlichkeiten zu treiben. Beide Förster warfen sich jedoch dazwischen, denn schon traten Leute herbei, zu sehen, was der Zank bedeute, und Müller rief:

„Meier, ich verbiete Ihnen, dergleichen Reden zu führen. Sie sprechen damit mehr, als Sie verantworten können, und ich will, daß Sie Ruhe geben. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden. Und Ihr,

Schöffel, seid vernünftig, nehm't ein unbedachtes Wort nicht zu schwer. Niemand wälzt die Schuld auf Euch und Keiner von uns hat Euch in einem üblen Verdacht."

„Ich danke Ihnen, Herr Förster", sagte der Kreiser, „ich weiß aber auch, daß ich Ihre gute Meinung verdiene, denn ich bin ein ehrlicher Mann. Was den Herrn Meier betrifft, so sprechen wir uns noch, denn Vorwürfe, wie die seinigen, könnte nur ein Schuft auf sich sitzen lassen", und mit den Worten steckte er beide Hände in die Taschen und bog seitab von dem Wege und von der Gesellschaft der Jäger.

„Sie haben sehr Unrecht gethan, Meier, den Mann so zu reizen," sagte Müller, als sie der Kreiser verlassen hatte. „Ich bin fest überzeugt, daß er unschuldig ist.

„Und ich bin fest überzeugt" erwiderte Meier mit einem derben Fluch, „daß der Schuft uns jetzt alle miteinander auslacht. Wären Sie meinem Rath gefolgt, hätten Sie ihn nie dazu genommen."

„Dem mag nun sein wie ihm will", sagte aber auch Mentzel — „Sie thaten jedenfalls Unrecht, daß sie gleich schimpften. Sie sind überhaupt mit dem Mund ein wenig voraus, lieber Meier — Sie nehmen mir das nicht übel, und Kerdelmann wie Schöffel

dürften Beide Sie wegen Injurien verklagen. Wenn wir zu Zeugen aufgerufen werden, müssen wir bestätigen, was wir gehört haben."

„Da bin ich sicher," lachte aber Meier, „die klagen alle Beide nicht, und sind seelensfroh, wenn sie mit dem Gerichte Nichts zu thun bekommen."

„Desto besser für Sie," sagte Müller, „wo man allen Streit vermeiden kann, soll man ihn nicht unnöthiger Weise mit Gewalt herbeiziehen. Doch —" brach er kurz ab — „es ist jetzt über die fatale Sache genug gesprochen — lassen Sie es abgemacht sein, und vor allen Dingen den Schöffel zufrieden. Hätte er wirklich mit dem Wirth gemeinsam Spiel gemacht, könnten wir ihm doch Nichts beweisen, und Sie setzten sich nur höchst nutzloser Weise Unannehmlichkeiten aus."

Meier brummte noch etwas in den Bart, das mehr zu seiner eigenen Genugthuung, als für die beiden Förster bestimmt schien und der Förster Wentzel schickte seinen Kreiser noch an dem nämlichen Morgen auf das eigene Revier zurück, damit die Beiden auseinander gehalten wurden.

V.

Acht Tage waren seit den beschriebenen Vorfällen verflossen. Aus dem Plan, den die Jäger mit dem Wirth gehabt, hatte dieser durchaus kein Geheimniß gemacht, und Meier besonders war von seinen Kameraden wegen der Rolle empfindlich geneckt worden, die er dabei gespielt. Daß der Forstgehülfe dadurch nur immer noch mehr gegen den Kreiser aufgebracht wurde, den er für die alleinige Ursache des Mißlingens hielt, läßt sich denken, und als er mit ihm im Laufe der Woche wieder einmal im Dorf zusammen traf, kamen die Beiden so heiß aneinander, daß ein zufällig in der Nähe befindlicher Gensd'arm sie trennen mußte.

Kerdelmann hatte indessen, obgleich die Jagd im Nachbarrevier noch nicht abgehalten war, fortwährend wieder Wildbraten in Ueberfluß gehabt. Das eine alte Thier hätte dreimal so groß sein müssen, dazu auszureichen, und dennoch war es nicht möglich die Quelle zu erfahren, aus der er sein Wild bekam. Außerdem

hatten die Förster in letzter Woche zwei Schüsse Nachts im Walde gehört, und zwar gegen Anbruch des Morgens hin, weiter bis jetzt aber noch keine Spur finden können. Meier äußerte immer wieder ganz offen seinen Verdacht gegen den Kreiser Schöffel und der Haß verdoppelte seine Wachsamkeit. Wenn er ihn einmal auf der That ertappte, so durfte der Bursche auf keine Gnade rechnen.

Unermüdlich war Meier deshalb die ganze Nacht im Walde, und wenn er auch über Tag nach Hollendeik zurückkehrte, fand ihn der Abend doch immer wieder draußen. Dort kroch er dann, sobald der Mond aufging, in all' den Dickungen umher, in deren Nähe gewöhnlich das meiste Wild stand, oder doch seinen Wechsel dort vorüber hatte.

Die Nacht vom Montag auf den Dienstag lag er solcher Art auch wieder oben. Am Abend vorher war ein leichter Schnee gefallen, der aber nicht lange liegen blieb, und gegen Morgen erst erhob sich ein frischer Nordwind, der die Wolken vertrieb und die Luft bedeutend abkältete. Der Himmel wurde dadurch aber rein, und der Mond stand hell und klar über dem schon ziemlich lichten Wald — nur im Westen thürmte sich wieder eine dichte Wolkenschicht auf, die Regen oder Schnee für den nächsten Tag versprach.

Meier hatte den Kamm von einem der niederen Hügel erreicht und pirschte langsam am Rand einer starken Kieferndickung hin, die, mit einem vielleicht funfzehnjährigen Bestand, eine fast undurchdringliche Masse von in einander gedrängten Zweigen bildete, und dadurch zu einem trefflichen Schutzplatz des Wildes geworden war. Dicht daneben lag ein freier Buchenschlag, auf dem selbst jetzt noch reichliche Aesung stand, und wenn sich das Wild nieder thun wollte, war es sicher, in den dichten, jungen Kiefern nicht gestört zu werden. Die Kieferndickung bildete zugleich die Grenze zwischen dem Hollendeiker und Herslinger Revier.

Es dauerte auch gar nicht lange, so sah er ein Rudel von sieben Stück, zwei Hirsche mit einigen Alt- und Schmalthieren, die ganz vertraut auf ihrem Wechsel aus der Niederung langsam heraufgezogen und keine Gefahr zu ahnen schienen. Der scharfe Nordwind wehte vom Schlag hinüber der Dickung zu und Witterung konnten sie solcher Art nicht von ihm bekommen. Dem Jäger lag aber daran, das Wild nicht scheu zu machen. Das laute Schrecken desselben hört man im stillen Wald außerordentlich weit, und wäre wirklich ein Wilddieb in der Nähe gewesen, würde er darnach gleich gewußt haben, daß irgend ein anderer Mensch sich noch

außer ihm im Walde befand. Das zu vermeiden, drängte sich der Jäger jetzt in die Dickung hinein, in der, dicht an ihrem Rande hin, ein schmaler Pirschweg ausgehauen war. Auf ihm konnte man vollständig gedeckt am Schlage hinunter gehen und in gewissen kurzen Zwischenräumen diesen nicht allein übersehen, sondern mit Hülfe desselben auch überall leicht ein Wild anpirschen, das sich eben in Schußweite von der Dickung äste.

Hier, von den Kiefernbüschen gedeckt, wollte er das Rudel Wildpret vorüberziehen lassen und seinen Weg nachher den Gang hinunter und nach der Grenze hin fortsetzen, denn er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den Kreiser Schöffel endlich doch beim Wildern zu ertappen.

Eine Zeitlang verhielt er sich ganz ruhig und horchte nur nach außen, ob er nicht in dem raschelnden Herbstlaub das vorüberziehende Rudel hören könne. Das Laub war aber nach dem letzten leichten Schneefall noch feucht, und da ihm die Zeit endlich lang wurde, während er zugleich fürchtete, hier zu lange aufgehalten zu werden, kroch er, vorsichtig auch das geringste Geräusch vermeidend, wieder nach dem Rand der Dickung vor, um von dort aus den Schlag übersehen zu können.

Er hatte auch kaum den Kopf frei von den dichten Büschen, unter denen er nichtsdestoweniger vollkommen versteckt lag, als er gar nicht weit von sich entfernt das Wild entdeckte. Ein Altthier mit einem Schmalthier und einem Spießer ging voraus, hinter ihm kam ein einzelnes Thier, dann folgte ein ziemlich braver Hirsch mit einem Gabler und hinter diesem das andere ziemlich starke, wahrscheinlich gelte Thier.

Die ersten Stück waren ihm fast gegenüber, und etwa funfzig oder sechszig Schritt entfernt, als plötzlich ein Schuß aus derselben Dickung fiel, in der er selber lag, das letzte Thier mit einem jähen Satz herumflog und dann stehen blieb, während das übrige Wild in flüchtigen Sprüngen den Hang hinauffloh, und bald oben, ohne ein einziges Mal anzuhalten, über den Kamm des Hügels verschwunden war.

Meier, ohne den Blick von dem getroffenen Stück zu wenden, faßte in krankhafter Hast sein Gewehr. Der Schütze aber, wer es auch immer gewesen, ließ sich nicht sehen, und Meier's scharfes Ohr entdeckte bald, daß er die abgeschossene Büchse wieder lud. Er hörte das Einklopfen der Kugel, und wie der Ladstock bald darauf zweimal aufsaß — dann war Alles wieder ruhig.

Das kranke Stück Wild machte indessen keinen

Versuch zur Flucht. Es drehte sich ein paar Mal auf derselben Stelle herum, auf der es stand und hustete mehrmals. Einmal war es, als ob es auf das Dickicht zuhalten wollte, aber es konnte nicht mehr fort — fing an zu schwanken und that sich langsam nieder. Zwei Minuten wohl hielt es hier noch den Kopf aufrecht, dann ließ es ihn auf die Seite sinken und fiel um. Meier hörte, wie es im Todeskampf mit den Läufen gegen einen jungen Eichenbusch anschlug — endlich lag es still und regte sich nicht mehr — es war verendet.

— Und noch ließ sich kein Schütze sehen. Dem Schall des Schusses und dem Geräusch des spätern Ladens nach, konnte er aber kaum funfzig Schritt von dem Lauscher entfernt gestanden haben, und wartete jedenfalls nur, ob nicht vielleicht ein Jäger in der Nähe gewesen wäre, der auf den Schuß herbeieilte. Meier jedoch war viel zu schlau, sich den bisher so zufällig gewonnenen Vortheil durch Ungeduld selber zu vernichten. Rührte er sich nur, daß der Wilderer den gefährlichen Feind in der Nähe ahnte, so brauchte der sich bloß im Dickicht zu halten, und eine Verfolgung wäre dort ganz unmöglich gewesen. Das Beste blieb also, still abzuwarten was der Bursche unternehmen würde. Hatte er dann das Dickicht verlassen, so war es ein Leichtes

ihm den Weg dorthin abzuschneiden — und er nachher verloren.

Eine gute halbe Stunde lag der Jäger solcher Art noch auf der Lauer, ohne daß sich auch nur das Geringste gerührt hätte. Nur der kalte Morgenwind rauschte durch die Kieferndickung und trieb raschelnde Blätter aus den schon ziemlich leeren und einzeln auf dem Schlag stehenden Buchen nieder. Da entdeckte Meier endlich eine dunkle Gestalt, die geräuschlos aus dem Dickicht heraus und der Stelle zuschlich, wo das verendete Thier lag, und das Herz klopfte ihm dermaßen in der Brust, daß er kaum Athem holen konnte.

Jetzt war aber auch nicht mehr viel Zeit zu verlieren. So wie der Wilderer seine Beute aufgebrochen hatte, verließ er natürlich augenblicklich den für ihn gefährlichen Platz und die Grenze war kaum zweihundert Schritt entfernt. Der Forstgehülfe glitt deshalb so rasch, aber auch so geräuschlos als irgend möglich zu dem Pirschweg zurück, bis er sich seiner Meinung nach in einer Höhe mit dem Wilddieb befand. Dann schlich er wieder dem Rand des Schlages zu, und hätte vor Freude fast laut aufgeschrien, als er dort zufällig an die von dem Wilddieb zurückgelassene Büchse stieß. Im Nu entfernte er das schon wieder aufgesetzte Zündhütchen davon — hatte er den Frevler doch jetzt sicher

— und richtete sich eben auf, ihn anzuspringen. Da fand er daß auch das nicht nöthig war.

Der Wilddieb, der keine Ahnung haben konnte daß er so nah von seinem gefährlichsten Feinde belauscht worden, mochte sich doch auf dem offenen Schlag, selbst für die kurze Zeit, die er zum Aufbrechen des Wildes brauchte, nicht sicher fühlen. Er hatte deshalb seine vorher wieder geladene Büchse auf den Rand gestellt, von dem aus er geschossen, und war eben nur hinaus gegangen, das erlegte Wild in die Kiefernbüsche zurückzutragen.

Das erlegte Thier hob er sich auch, trotz des nicht unbedeutenden Gewichts, unaufgebrochen auf die Schulter, und kam jetzt gebückt unter der Last, gerade auf die Stelle zu, auf der Meier, die gespannte Doppelflinte im Anschlag, seiner harrend stand.

Das Gesicht des Wilderers konnte der Jäger noch nicht sehen, denn der Mond stand gerade hinter ihm, während er durch das Wild hinter ihm ganz in den Schatten kam. Ueberdies fing sich der Himmel schon an mehr und mehr zu umziehen. Mit jedem Schritt kam aber der Wilderer auch näher, bis er endlich dicht vor dem Jäger und kaum noch fünf Schritte von der Dickung entfernt stand.

Weiter durfte er ihn nicht lassen, wenn er sich nicht

der Gefahr aussetzen wollte daß ihm der Bursche, sowie er sich entdeckt sah, doch noch entsprang.

„Halt!“ donnerte ihm das Schreckenswort entgegen — „bei dem ersten Schritt, den Du weiter thust, schieß' ich Dich über den Haufen!“

Der Wilddieb zuckte zusammen und fast unwillkürlich ließ er das erlegte Stück von den Schultern zur Erde niedergleiten. Aber er rührte sich nicht von der Stelle; als er jedoch den Kopf ein wenig gegen den Jäger erhob, rief dieser in vollem Erstaunen laut aus:

„Kerdelmann — zum Teufel auch — das ist allerdings eine Ueberraschung. Das war vortrefflich abgefaßt.“

„Guten Morgen, Herr Meier,“ sagte der Wirth, ohne im Mindesten seine Fassung zu verlieren — verdeckte doch der Hut sein Antlitz wenigstens so weit, daß der Jäger die Todtenblässe nicht sehen konnte, die sich über seine Züge stahl — „schon so früh im Walde?“

„Etwas zu früh für Euch, wie mir scheint,“ lachte der Forstgehülfe im vollkommenen Triumph der gelungenen List. „Ihr wißt aber daß ihr mein Gefangener seid. Bleibt da stehen, wo Ihr steht, denn der erste Schritt, den Ihr zu machen versucht, und ich schieße Euch eine Ladung No. 3 in die Beine.“

„Haben Sie keine Angst, Herr Meier,“ versetzte

der Wirth ruhig. „Ich habe gefehlt und muß nun die Folgen tragen. Würde mir auch verwünscht wenig helfen, wenn ich davon lief, denn mein Wirthshaus könnt' ich doch nicht mit mir auf dem Rücken fortnehmen, und erkannt haben Sie mich nun einmal."

„Macht daher keine weiteren Umstände," sagte der Jäger, ohne jedoch seine Stellung, das Gewehr im Anschlag zu verändern; „brecht das Stück auf und schultert es dann wieder, und kommt mit mir in's Forsthaus hinunter, daß ich die Anzeige machen kann. Euer Gewehr werde ich schon selber mitnehmen."

„Hm — ja," sagte der Wirth, indem er sein Taschentuch herausnahm und sich die Stirn abwischte, — es war ihm warm dabei geworden, als er das schwere Stück hier herüber getragen hatte, — „das habe ich mir so gedacht, daß es in ähnlicher Weise kommen würde, wenn der Böse einmal sein Spiel hätte, aber — vielleicht giebt's noch einen andern Ausweg —"

„Für Euch keinen, Kerdelmann," wehrte finster der junge Forstmann ab. „Ihr habt die Sache zu arg getrieben, sammt Eurem Helfershelfer, dem rothen Schöffel. Nein, ich will nicht die ganze Woche hier umsonst in Nacht und Nebel herumgezogen sein."

„Das sollen Sie auch nicht, Herr Meier," sagte der Wirth, „aber Sie sind ein vernünftiger Mann, und ich denke, man kann ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden."

„Euer Reden wird Euch wenig helfen," brach der Jäger ab, werft das Stück aus und macht, daß wir in's Dorf hinunter kommen, denn ich denke mir, es wird Euch doch wohl selber lieb sein, wenn wir Hollendeik noch vor Tag erreichen."

„Darin haben Sie allerdings recht, Herr Meier," sagte der Wirth, „ich werde Sie aber nicht lange aufhalten, und ich denke, was ich Ihnen zu sagen habe, ist des Anhörens werth."

„So macht es kurz — was ist es? glaubt aber nicht etwa, daß Ihr mich nur sicher machen wollt, um in das Dickicht zu entspringen."

„Ich denke gar nicht daran, Herr Meier," entgegnete der Wirth, indem er sich auf das neben ihm liegende Stück Wild setzte und seinen Rock zuknöpfte, denn es fing ihn an zu frösteln — „will's auch so kurz als irgend möglich machen. So hören Sie denn. In früherer Zeit hatte mein Vater dort, wo wir wohnten, eine große Jagd gepachtet, und ich wurde von Jugend auf zum Schießen angehalten — auch bald ein sicherer Schütze."

„Aber Ihr habt auf unseren Scheibenschießen nie etwas getroffen," unterbrach ihn Meier.

„Man braucht den Leuten eine solche Fertigkeit nicht auf die Nase zu binden," meinte der Wirth trocken. „Ich würde also ein leidenschaftlicher Jäger, und als ich hierher übersiedelt war, versuchte ich umsonst von den Förstern die Erlaubniß zu bekommen, mit auf die Jagd zu gehen — ich ward abgewiesen und abgewiesen."

„Ich denke, wir haben gute Ursach dazu gehabt."

„Vielleicht doch nicht," sagte Kerdelmann. „Hätt' ich manchmal draußen mitschießen dürfen, so würde ich kaum je an ein Wilddieben gedacht haben. So aber, da ich mich von meiner Passion ausgeschlossen sah, ließ mich der Jagdteufel nicht ruhen noch rasten und ich —"

„Aber das gehört Alles nicht hierher," unterbrach ihn der Jäger ungeduldig.

„Ich erzähle es Ihnen nur, um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht des elenden Gewinnes wegen, sondern nur aus unüberwindlicher Leidenschaft die gefährliche Liebhaberei getrieben habe. Ein Jäger weiß das zu schätzen, und ich glaube, es giebt wenig Jäger in der Welt, die nicht wilddieben würden, wenn man ihnen auf ein Mal verbieten würde, eine Flinte zu tragen."

„Und wenn Ihr auch recht hättet," sagte Meier, „so hilft Euch doch Alles nichts in diesem Fall. Ob das Gesetz darin einen Unterschied macht, weiß ich nicht, aber Euerer Strafe werdet Ihr nicht entgehen."

„Das will ich auch nicht, Herr Meier," sagte der Wirth gelassen, „es ist mir nur nicht einerlei, wem ich sie bezahle, und ich glaube, wir Beiden könnten das allein mit einander abmachen."

„Wir Beiden?" sagte der Jäger erstaunt, „wie meint Ihr das?"

„Das will ich Ihnen schon sagen," erwiderte Kerdelmann, „Daß mich die Geschichte, wenn sie vor die Gerichte kommt, in's Teufels Küche bringt, wissen Sie so gut wie ich; daß Sie aber nicht vor die Gerichte kommt, das liegt noch in Ihrer Hand."

„In meiner Hand? — da irrt Ihr Euch, guter Freund. Sobald ich die Anzeige gemacht habe, thun die Gerichte, was ihnen gefällt, und ich bin dann weiter nichts als ein Zeuge. Aber das Geschwätz fruchtet nichts — macht, daß wir fortkommen; Ihr habt Euch selber zuzuschreiben, was Euch heut' betroffen hat."

„Noch einen Augenblick, Herr Meier," bat Kerdelmann, der nur mit Gewalt die furchtbare Aufregung bezwang, in der er sich befand, und äußerlich auch wirklich ganz ruhig schien — „sind wir erst einmal unten,

so läßt sich allerdings nichts weiter an der Sache thun, von Keinem von uns Beiden und ich — möchte daher nichts übereilen."

„Aber was wollt Ihr sonst noch?"

„Entweder," sagte der Wirth, „werde ich um Geld gestraft und dann macht mich der Proceß zu einem armen Mann, während Sie nichts davon haben, als etwa eine Belobung von oben — und vielleicht die nicht einmal — oder — sie stecken mich in's Gefängniß und dann — ist die Sache noch schlimmer."

„Das Letztere geschieht jedenfalls; darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Ich glaube es auch, Herr Meier und das — fürchte ich gerade. Ich mache Ihnen deshalb einen Vorschlag. Ihr Gehalt ist nicht zu brillant, und was haben Sie davon, einen armen Teufel in's Unglück zu reiten, da es noch ganz in Ihrer Hand liegt es zu verhindern. Zeigen Sie mich also diesmal noch nicht an, Herr Meier — Sie haben das Thier selber hier an der Grenze geschossen oder wie Sie es sonst einrichten wollen und ich zahle Ihnen, wenn Sie mit mir hinüber in mein Haus kommen, 500 preußische Thaler auf einem Brett aus."

„Ihr seid verdammt splendid heute Morgen, Kerbelmann," entgegnete der Jäger, „und es ist möglich,

daß Ihr den Schöffel um weniger gekauft habt. Laßt Euch aber derartige Gedanken vergehen. Euerer Angst vor der Strafe will ich es zu gute halten, daß Ihr mir hier den nichtswürdigen Antrag macht, mich zu bestechen. Damit ist die Sache nun aber auch vorbei. Jetzt brecht das Thier auf und macht, daß wir damit hinunter kommen, denn es fängt wahrhaftig an zu schneien, und ich habe Euch zu Lieb' schon genug Nächte hier oben geopfert."

„Wenn ich nun mehr —"

„Spart Euer Geld, auch wenn Ihr viel reicher daran wäret, als ich an Latein," schnitt ihm der Jäger das Wort ab, „und wenn Ihr mir tausend, ja fünftausend Thaler bötet, es hilft Euch nichts. Ich nähme sie nicht für diesen Augenblick, da ich Euch endlich einmal erwischt und das Handwerk gelegt habe. Das ist mein letztes Wort in der Sache. Der Himmel wirft den Schnee schon dicker und wir müssen machen, daß wir in's Dorf hinunter kommen."

„Wenn Sie nicht anders wollen," sagte der Kerbelmann mit einem aus tiefer Brust geholten Seufzer, indem er langsam aufstand, „so bin ich freilich verloren, ohne daß ich mich darüber beklagen darf. Ich hab' eben gefrevelt und muß dafür büßen."

„Wenn Ihr das einseht, um so besser für Euch.

Die Gerichte lassen Euch vielleicht gelinder durch, als Ihr denkt, und Ihr kommt mit ein paar Jahren davon. Aber jetzt sputet Euch, daß Ihr zu Stande kommt."

„Daß soll bald geschehen sein, Herr Meier," versicherte der Wirth, der jetzt, da ihm die letzte Hoffnung abgeschnitten, ganz in sich zusammengebrochen schien. Dem Befehl des Jägers gehorchend, zog er seinen Genickfänger aus der Tasche, brach das Stück Wild waidgerecht auf, und bog sich dann nieder, es auf seine Schultern zu heben.

Das ging nicht.

„Der Schrecken ist mir so in die Glieder geschlagen," sagte er leise, „daß ich meine Kraft verloren habe — sonst hätt' ich zwei solcher Dinger auf einmal aufgenommen."

Meier stand noch immer, das gespannte Gewehr in der Hand, neben ihm, und ein hämisches Lächeln zuckte dabei um seine Lippen. Hatte er doch jetzt den verhaßten Feind, auf frischer That ertappt, in seiner Gewalt, und konnte ihn seiner Strafe entgegenführen. Und wie war der sonst so hochmüthige Bursche auf einmal so zahm und höflich geworden — fünfhundert Thaler wollte er geben, wenn ich ihn laufen ließ? — Meier lachte still in sich hinein, und hätte in diesem Augenblick wirklich kein Geld der Welt genommen, sich

den Triumph entgehen zu lassen, daß er seinem Förster den ertappten Wilddieb brächte.

Dieser hatte sich indessen zweimal vergebens bemüht das Thier auf die Schultern zu bringen. Wenn er es beinahe oben hatte, glitt es ihm jedesmal wieder hinunter und er sagte endlich:

„Es geht nicht, Herr Meier. — Ich weiß nicht woher es kommt, aber die Kniee zittern mir so merkwürdig. Entweder wir müssen es zusammen an einem Stock tragen, oder ich schleife es in's Dorf, wenn auch die Decke ein Bischen gescheuert wird, oder lassen Sie es lieber hier liegen und später von Jemand abholen."

An das Letzte hatte Meier auch schon gedacht, den Wirth aber so frei mitzunehmen, dazu traute er ihm nicht genug. Sie mußten unterwegs eine kurze Strecke durch ein zweites Dickicht gehen, durch das der Weg hinlief, und wenn ihm der Wirth da entsprang, hätte er ihm die ganze Sache nachher rundweg abgeleugnet. Unverschämt genug wär' er dazu gewesen. — Mit dem Schleppen des Wildes ging es aber auch nicht gut. So wie sie den Berg hier hinunter waren, mußten sie drüben wieder an einer ziemlich steilen Höhe hinauf, und mittragen wollte Meier nicht — konnte er doch in dem Falle nicht schußfertig bleiben.

„Es wird schon gehen, Kerdelmann," sagte er des=
„versucht es nur noch einmal."
Der Wirth gehorchte und hob sich das Thier ziem=
auf die Schulter, aber ganz hinauf brachte er es
immer nicht. So stand er einen Augenblick, her=
und hinüber schwankend.
„Wartet — bleibt stehn wie Ihr steht," sagte der
er, die gespannte Doppelflinte in die rechte Hand
mend, während er auf den ihm jetzt den Rücken zu=
enden Wirth zutrat, „ich werde von unten nach=
cken."
Der Wirth stand nach vorn gebückt, das Stück
hing ihm etwa auf halbem Rücken. Der Jäger
ihm mit der linken Hand, die Last vollends in die
heben, hatte ihn jedoch noch immer in Ver=
daß er blos auf einen günstigen Moment warte
das Dickicht hinein zu entschlüpfen. Der Wilddieb
dachte an ganz etwas anderes.
„Jetzt kommt es, Herr Meier," sagte er, und die
timme zitterte ihm dabei, vielleicht von der Anstren=
mit der er heben half, „nur noch ein klein wenig
hr auf der rechten Seite, daß ich die Läufe über die
Schulter herüberziehen kann — nachher heb' ich es
schon allein hinauf — so."
Meier bückte sich etwas, um das schwere Stück

besser drücken zu können, und der Wirth bückte sich ein klein wenig mehr — aber nicht um das Stück ... mehr aufzuziehen. Mit Blitzesschnelle glitt er dann weg, daß es mit schwerem Fall zu Boden stürzte ... hatte in demselben Augenblicke auch den Forstgehi... ehe dieser zurückspringen konnte, um den Lei...

„Bestie!“ schrie dieser, und suchte den ... Gewehres gegen ihn zu drehen — aber es wa... spät. Die linke Hand des Wirths klammerte sich ... seinen Hals, und während er einen stechenden Schm... in der Seite fühlte, wurde er hinten über und zu Bo-den geworfen.

„Hülfe!“ wollte der Unglückliche rufen, aber kei... Laut brachte er mehr aus der, wie mit eiserner Kl...mer zugeschnürten Kehle und wieder und wieder ... der Wilderer sein Messer in der zuckenden Brust ... Opfers, bis dieses still, regungslos und verbl... vor ihm lag. Meier war todt.

„Wenn ich denn doch in's Zuchthaus soll, bringst Du mich wenigstens nicht hinein, mein Bursche,“ raunte Kerdelmann der Leiche zu. „Gern hab' ich's nicht gethan, aber — Du hast es nicht besser hab... wollen, und bist jetzt unschädlich gemacht. Aber n... weiter? — Eine verteufelte Geschichte bleibt's imm... und ein wahres Glück nur, daß ich nicht im ...

VI.

So lange der Mörder voller Hast beschäftigt gewesen war, die Spuren seiner That so viel als möglich zu verbergen, so lange hatte ihn die gewaltige Aufregung, in der er sich befand, auch nicht zu einem recht klaren Besinnen kommen lassen. Er that eben was er für nöthig hielt, sein Verbrechen zu verdecken, und suchte vor allen Dingen jetzt noch so viel Zeit zu gewinnen, um an sich selber jede Spur zu vertilgen. Wie er nun aber den Hang hinunter floh, seine Wohnung so rasch als möglich zu erreichen, überkam ihn zum ersten Mal das volle Gefühl dessen was er gethan — was er verschuldet, und der kalte Angstschweiß trat ihm vor die Stirn. Scheu warf er den Kopf nach rechts und links hinüber, wenn ein hinter ihm d'rein kollernder, von seinem Fuß gelöster Stein ihn schon die Verfolger auf seinen Fersen ahnen ließ, und fast stieß er einen lauten Schrei aus, als dicht neben ihm

ein aufgescheuchter Auerhahn von einer niederen Kiefer mit lautem Flügelschlag abstrich, und das Weite suchte.

Gewaltsam mußte er sich endlich zusammenneh- men, die Todesfurcht, die ihn beschlich, zu bezwingen. Er setzte sich auf einen am Wege liegenden Stein, sich nur ein wenig zu sammeln und das Nächste zu über- denken.

Hier schraubte er zuvörderst seine, schon zu solchem Dienst eingerichtete Büchse auseinander, und verbarg sie mit Hülfe eines breiten Riemens, den er unter der weiten, grauen, das Gewehr vollständig verdeckenden Joppe trug. Dann stieg er hinunter zum nächsten Bach und wusch sich die blutigen Hände — aber von den Kleidern konnte er die Blutflecken in der Dunkel- heit nicht entfernen; damit mußte er warten, bis er zu Hause angekommen war.

Es schneiete stärker und stärker, und die großen Flocken, die ihm entgegenschlugen, schmolzen im Nu auf seiner fieberheißen Stirn. Im Wege blieb der Schnee schon liegen, daher sprang der Wirth aus dem- selben zur Seite und eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, aus dem Walde hinaus, dem nicht mehr fernen Dorfe zu. — Der Schnee konnte ihn aber auch retten. Schneite es nur noch eine Stunde so fort, so waren

alle Spuren vertilgt und er brauchte in den nächsten Tagen eine Entdeckung kaum zu fürchten.

Jetzt hatte er den äußeren Rand von Hollendeik und damit den ihm so wohlbekannten Garten der „Krone" erreicht. Der Platz lag wärmer und geschützter, als der höhere Wald, und der Schnee blieb hier noch nicht ordentlich liegen. Bis es ordentlich Tag wurde, verging überdies noch eine volle Stunde, und er eilte durch den Garten, um so die Straße abzuschneiden und nicht etwa dem Wächter zu begegnen.

Dicht unter Margarethens Schlafzimmer mußte er hier vorbei und er warf den scheuen Blick dort hinauf, drückte sich aber im nächsten Augenblick fest an die Wand, denn es war ihm fast, als ob er oben am Fenster eine helle Gestalt gesehen hätte. In dem dunklen Hof der „Krone" konnte ihn Niemand erkennen — der Kettenhund war auf der andern Seite des Hauses angebunden und wenige Minuten später glitt er über die leere, dunkle Straße hinweg, seinem eigenen Gehöfte zu.

Einmal dort, war er vor Entdeckung sicher. Selbst von seinen Leuten wußte Niemand, daß er Nachts sein Schlafzimmer manchmal verließ. Das niedere Fenster führte auf den Hof hinaus und war von außen durch eine kleine, heimlich angebrachte Schnur zu öffnen.

Jetzt war er in dem Gemach, riß die Schnur ab, schloß das Fenster fest von innen, und sank dann erschöpft, zerbrochen auf einen Stuhl.

Aber auch hier durfte er nicht länger säumen, wenn er vor Tag noch alle Spuren vertilgen wollte. Rasch zog er deshalb seine Kleider aus und schnürte sie in ein festes Bündel zusammen, reinigte sie vollkommen, und erwartete dann mit entsetzlicher Ungeduld den Tag, damit er sich nicht zu früh sehen ließ, und dadurch Verdacht erregte.

Jeden Morgen war es sein erstes Geschäft, in den Keller hinunter zu gehen und dort frisches Bier heraus zu geben. Den Keller betrat nur er; den Schlüssel hatte er stets bei sich, und dort konnte er deshalb auch seine Kleider am sichersten verbergen.

Es schneite endlich, was nur vom Himmel herunter wollte, und Kerbelmann begrüßte mit Jubel jede neue Schneelage, half sie doch seine hinterlassene Spur verdecken. Als es hell wurde, war die Gegend rings in ein weißes Kleid gehüllt, und immer mehr noch kam von oben nieder. Wer hätte ihn jetzt aufspüren sollen? Er war gerettet.

Nichtsdestoweniger ging er mit aller Vorsicht daran, jeden nur irgend möglichen Verdacht abzuwehren. Als er, genau zur gewöhnlichen Zeit, in den Keller

hinunterstieg, gelang es ihm, das Packet Kleider und sein Gewehr unbemerkt mit hinab zu nehmen. In dem feuchten Boden des Kellers hatte er dann bald ein ziemlich tiefes Loch eingegraben, in das er die fest zusammen gerollten, blutigen Kleider steckte, die Erde darauf wieder fest trat und die vorher zurückgeschobenen Balken, auf denen das Bier lag, wieder darüber zog. Das Gewehr verbarg er an einer andern Stelle — in den Wald hinaus durfte er doch nicht wieder — und das Alles in Sicherheit gebracht, fühlte er sich jetzt etwas ruhiger. Ja, als er hinaufstieg und das starke Schneegestöber wieder sah, ward es ihm ordentlich leicht um's Herz. Er pfiff so vergnügt durch das Haus und bei seiner Arbeit, als ob er die Nacht sanft und süß im warmen Bett geschlafen hätte. Wer ihn so sah, konnte wahrlich nicht ahnen, daß der Mann vor wenigen Stunden einen Mord verübt und mit vor Angst gesträubten Haaren aus dem Wald herab geflohen sei.

Im Forsthaus hatte die Frau Försterin den Herrn Meier indessen vergebens zum Kaffee erwartet, zu dem er fast jedesmal in's Dorf herunter kam. Aber er blieb auch manchmal länger aus und es fiel deshalb nicht besonders auf.

Mit Sonnenaufgang kam indeß der Kreiser Schöffel vom Nachbarrevier und brachte eine Einladung für

den Förster Müller und seinen Gehülfen zur morgenden Jagd.

„Dank, Schöffel," sagte Müller — „eine Empfehlung an den Herrn Förster und wir würden kommen. Meier ist zwar jetzt nicht zu Haus, aber ich denke, er wird ebenfalls abkommen können. — Was habt Ihr denn aber an der Stirn gemacht, Schöffel? Ihr blutet ja."

„Oh, es ist nichts, Herr Förster," antwortete der Mann und wurde etwas verlegen. „Ich bin selber d'ran schuld. Der Herr Förster Wentzel hatte mir nämlich den Brief schon gestern gegeben, daß ich ihn hierher tragen und dann gleich mit nach Weißenborn gehen sollte. Es kam mir aber was dazwischen und ich habe den Auftrag schmählich vergessen, bis es gestern Abend zu spät war. Da bin ich denn heut' Morgen schon um vier Uhr von zu Hause aufgebrochen, und als es an zu schneien fing, auf einem von den verwünscht glatten Steinen den Hang hinunter ausgerutscht. Die Haut ist nur ein bischen an der Stirn und hier an der Hand geritzt."

„Welchen Weg seid Ihr denn gekommen?" fragte der Förster.

„Dicht an der Grenze herunter," antwortete der Kreiser.

„Nun gut — Ihr geht also jetzt nach Weißenborn hinüber, wie?“

„Ja wohl, Herr Förster — wenn Sie etwas zu besorgen haben.“

„Nein, ich danke — nur eins wollt' ich Euch noch sagen, Schöffel — und es ist mir lieb, daß wir gerade allein sind. — Haltet mir mit dem Meier Frieden, daß nicht wieder etwas Derartiges vorfällt wie neulich —“

„Aber, Herr Förster —“

„Ich weiß schon. Der Meier hat Euch unbillig zugesetzt; ich habe ihn auch deshalb in's Gebet genommen. Ich verlange aber, daß Ihr, wenn Ihr zu uns hier herüber kommt, Alles vermeidet, was Unfrieden stiften oder den alten Streit wieder auffrischen könnte.“

Schöffel biß sich auf die Lippen und hätte gern eine trotzige Antwort gegeben. Aber er besann sich wieder. Hier half es ihm doch nichts. Nach Weißenborn hinüber hatte er aber keine Zeit mehr zu verlieren, denn zu spät durfte er die Jagdeinladung nicht bestellen. Er schwieg also auf die Ermahnung, grüßte den Förster und verließ rasch das Haus.

So kam der Mittag heran und Meier war noch immer nicht zurück. Es hatte indessen fortgewettert; im Walde droben lag schon über drei Zoll Schnee,

und ein tüchtiger Anhang in den Dickichten. Zum Mittagessen kamen die beiden Kreiser zurück, die draußen im Revier gewesen waren, und der Förster befragte sie nach dem Forstgehülfen. Keiner von diesen wollte ihn aber gesehen haben.

„Ein Mann muß ganz früh heut' Morgen vom Buchenschlag oder irgend da woher heruntergekommen sein," meinte Becker, der eine Kreiser. „Die Spur konnt' ich aber nicht ordentlich mehr erkennen, denn es lag schon Schnee drinnen — auch kam mir der Fuß größer vor, als dem Forstgehülfen seiner."

„Das war Schöffel," sagte der Förster. „Der ist von der Grenze herabgekommen. Er war heut' Morgen bei mir."

Meier's Essen wurde ihm warm gestellt, aber er kam nicht. Der Abend rückte heran und brach ein, und keine Spur zeigte sich von ihm.

Als der Forstgehülfe auch am nächsten Morgen fehlte, schickte Müller frühzeitig beide Kreiser und alle seine Holzmacher aus, zu sehen, ob sie etwas von ihm finden könnten. Er selber aber ritt zur Jagd in's Nachbarrevier hinüber, dort ebenfalls Erkundigungen einzuziehen. Die Leute kehrten am Abend unverrichteter Sache zurück. Auch drüben hatte ihn Niemand gesehen oder von ihm gehört.

Der eine Forstgehülfe sagte allerdings aus, es sei ihm gewesen, als ob er am vorigen Morgen lange vor Tag einen Schuß höre. Gewiß wollte er aber nicht behaupten, daß es ein Schuß gewesen sei, wie er eben so wenig die Richtung genau bestimmen könne.

Die Jagd fiel nicht besonders aus. In den Dickichten lag zu viel Anhang auf den Zweigen und bei solchen Gelegenheiten gehen die Treiber außerordentlich schlecht. Sie weichen dem Schnee aus, so viel sie können, und drücken sich gewöhnlich einer hinter dem andern die Schneußen oder offenen Blößen entlang, während das Wild außerordentlich fest sitzt, und den Lärmen oft ganz dicht vorüber läßt, ohne aufzustehen. Es waren denn auch nur fünf Stück Wild und ein Spießer, vier Füchse, ein Baummarder und drei Hasen geschossen worden.

Außerdem hatte im letzten Treiben der Assessor von Solfig, einer der Schützen aus Grafenhoff, der nächsten Stadt, einen Gabler angeschossen. Er schweißte allerdings, war aber noch flüchtig fort und nach der Grenze zu gegangen. Förster Müller gab deshalb gern seine Erlaubniß, drüben bei ihm am nächsten Morgen — denn für heute war es zu spät geworden, nachzusehen, bat aber den Förster, nicht etwa Schöffel,

sondern seinen Forstgehülfen hinüber zu schicken, damit Jener nicht mit Meier zusammenträfe.

Den Abend waren die Schützen noch lange und fröhlich beisammen und es wurde so viel erzählt, geplaudert und getrunken, bis an den Heimweg nicht mehr gedacht werden konnte. Förster Müller blieb also im Forsthause über Nacht, ließ sich aber am nächsten Morgen nicht abhalten, mit Tagesanbruch den Heimweg anzutreten. Daß er noch immer keine Nachricht von Meier hatte, beunruhigte ihn ernsthaft.

In früherer Zeit war sein Forstgehülfe wohl manchmal zu Bier gegangen, und hatte dann nicht selten einen guten Rausch mit zu Haus gebracht; zwei oder dreimal war er auch über Nacht ausgeblieben. Auf die Vorstellungen des Försters hin hatte er das aber in der letzten Zeit unterlassen und sich ordentlich und mäßig gehalten. Die einzige Möglichkeit blieb jetzt, daß er doch einen Rückfall bekommen und über die Stränge geschlagen. War das der Fall, so wollte ihm der Förster seine Meinung kräftig sagen.

Geschneit hatte es den vorigen Tag nicht mehr, und der Förster verließ, als er vom Herslinger Forsthaus wegritt, sehr bald den breiten Weg, quer über sein Revier hinweg zu traben. So kam er denn bald über denselben Hügelkamm herüber, über den an jen-

Abend das Wildpret geflohen war, und ritt den Buchenschlag hinab. Nahe zu dem Dickicht saß eine starke Anzahl von Krähen auf einem einzelnen Baum, aber er achtete nicht weiter darauf und ritt vorüber.

Gleich unten vor Hollendeik begegnete ihm Einer seiner Kreiser, und seine erste Frage war nach dem vermißten Forstgehülfen. Niemand wußte etwas von ihm, aber der Kreiser meinte, es müsse ihm ein Unglück begegnet sein, und er habe sich entweder selber geschossen oder sei mit einem Wilderer zusammengerathen.

Der Kreiser hatte übrigens aus eigenem Antrieb die sämmtlichen Holzmacher heute noch einmal nach einem andern Theil des Reviers abgeschickt, und war eben nur so lange im Dorfe geblieben, den Förster und dessen weitere Befehle zu erwarten.

„Das habt Ihr gescheut gemacht, Schneider," sagte der Förster, „wir dürfen nichts versäumen, denn die Sache sieht bedenklich genug aus. Da Ihr übrigens doch dort hinauf geht, so haltet Euch jetzt einmal der Grenze zu. Gestern Abend ist drüben am Wolfsstein ein Gabler angeschossen worden. Dem wird der Forstgehülfe Scholz heute Morgen mit einem seiner Leute nachgehen. Bis an unsere Grenze sind sie ihm gestern gefolgt, und wenn er wirklich krank geschossen

ist, so denk' ich, hat er sich in der Dickung über dem Buchenschlag gesetzt. Es ist aber einer von den Stadtherrn, der auf ihn geschossen, und da ist es möglich, daß er ihm nicht besonders viel gethan; ich habe den Schweiß freilich nicht selber gesehen. Wenn Ihr die Beiden trefft oder im Schnee spürt, so helft ihnen den Hirsch suchen."

Damit wandte er sein Pferd und ritt zum Forsthaus zurück. Als er vor seiner Thür hielt, kam Nerdelmann aus dem Dorf herauf.

„Guten Morgen, Herr Förster," redete der Wirth den Jäger an. „Es ist mir lieb, daß ich Sie treffe; ich wollte mich eben bei Ihnen erkundigen, ob gestern im Herslinger Forst etwas geschossen ist und ob ich wohl nach Wild hinaufschicken könnte. Ich bin vollständig abgebrannt und muß wieder etwas haben."

„Guten Morgen, Nerdelmann," sagte der Förster. „Ja, ich denke, Ihr könnt hinschicken; wir haben sechs oder sieben Stück bekommen. Sie suchen jetzt eben auch noch nach einem Gabler, der auf unser Revier herübergegangen ist."

„Weit nach uns zu?" frug der Wirth.

„Das weiß ich nicht," lautete die Antwort, „ich bin nicht mit auf der Nachsuche gewesen. Bis Mittag aber denk' ich, werdet Ihr wohl hören, was aus dem

angeschossenen Stück geworden ist. Apropos — habt Ihr Nichts von Meier gesehen?"

„Von dem Forstgehülfen? — nein," sagte der Wirth gelassen — „war er denn nicht mit auf der gestrigen Jagd?"

„Nein — er ist seit vorgestern verschwunden und kein Mensch weiß, wo er steckt."

„Seit vorgestern!" rief Kerdelmann erstaunt — „da wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein?"

„Gott weiß es," seufzte der Förster, indem er abstieg und sein Pferd am Zügel nahm. „Meine Holzmacher sind alle nach ihm aus im Walde draußen, haben aber bis jetzt nichts von ihm finden können. Bei dem neugefallenen Schnee ist auch schlecht suchen, wenn nicht" — hier unterbrach er sich plötzlich und blieb wie nachdenkend stehen.

„Was, Herr Förster?" — frug der Wirth.

„Ah nichts" — sagte jener — „es fiel mir nur etwas ein." Er dachte in dem Augenblick an die Krähen, die er am Rand jener Dickung beisammen gesehen hatte und ein eigenes unheimliches Gefühl beschlich ihn.

Dem Wirth wäre es allerdings lieb gewesen, wenn sich der Förster ausgesprochen hätte; dieser aber brach das Gespräch kurz ab, nickte ihm zu und

führte das Pferd gegen das Haus, woher ihm sein ältester Knabe behülflich entgegensprang.

„Sattle es aber nicht ab, Hans," sagte der Vater, „ich reite gleich wieder fort. Ich — ich will noch einmal in den Wald hinauf. Hänge es nur dort an den Zaun, bis ich ein wenig gefrühstückt habe." Damit trat der Förster in das Haus, während der Wirth langsam nach seiner Wohnung zurückschritt.

VII.

Der Förster verzehrte sein Frühstück schweigend. Die Frau fragte nach Meier und der gehabten Jagd, aber er gab nur einsilbige Antworten. Die Krähen, die er dort oben beisammen gesehen, und die er im Vorbeireiten nicht sogleich beachtet hatte, gingen ihm im Kopf herum. Möglich, daß sie sich zufällig dort zusammen gefunden, wie das im Winter ja manchmal geschieht — möglich aber auch — er schauderte, wenn er sich einen solchen Fall dachte — daß sie der Leichengeruch eines Unglücklichen angelockt. Jedenfalls wollte er sich Gewißheit verschaffen und bald bestieg er sein Pferd wieder, und ritt, so rasch es ihm das Terrain erlaubte, nach dem Schlag zurück.

Ein Theil des Weges sollte ihm aber erspart werden. Schon von weitem hörte er die Stimmen herabkommender Menschen und bald erkannte er auf dem Schnee die dunklen Gestalten einiger Männer, die etwas Schweres trugen.

Es war der Forstgehülfe Scholz von Herslingen, mit einem seiner eigenen Kreiser und mit Schneider — demselben Manne, den Müller erst vorhin hinaufgeschickt hatte, den Anderen bei der Nachsuche zu helfen, — diese drei trugen den blutigen Leichnam des Forstgehülfen Meier, über dessen klägliches Ende nun kein Zweifel übrig blieb.

Der angeschossene Gabler, dem sie vor der Hand natürlich gar nicht weiter nachgesucht, war nämlich wirklich in jenes Dickicht geflohen, in das sie aber des Schnees wegen anfangs nicht eher einbrechen wollten, bis sie auch gewiß wußten, daß ihr Hirsch noch darin stecke. Das zu erfahren, umschritten sie die Dickung. Führte keine Spur aus dem Gehölz, so sollte sich Scholz auf dem wahrscheinlichen Wechsel anstellen, während die beiden Kreiser der deutlichen Spur des Schweißes nachgegangen wären.

So kamen sie zu der Stelle, über welcher sich die Krähen noch immer hielten, und sie vermutheten aus diesem Zeichen nichts Anderes, als daß der Hirsch dort verendet sei, und die Krähen, durch die Witterung des frischen Schweißes angelockt, sich hier gesammelt hätten. Sie waren nicht auf das Furchtbare vorbereitet, das sie dort erwartete: Meier's entseelter, mit klaffenden Wunden bedeckter Körper.

Es war klar, daß der Unglückliche, auf dessen Leiche sie stießen, durch einen Wilderer ermordet worden sei, — wer aber war der Thäter? Dem Förster, als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, war es daher nicht recht, daß die Leiche sogleich aufgehoben worden war, ohne vorher die Gerichte herbeizurufen. Das ließ sich jedoch jetzt nicht mehr ändern; der Körper mußte weiter getragen und nach Hollendeik gebracht werden. Müller ritt rasch voraus, seine Frau auf die Trauerbotschaft vorzubereiten.

Augenblicklich machte er auch die Meldung. Ein Arzt wurde von dem nächsten Ort herbeigeholt, und der Thatbestand aufgenommen. Zweifel über die Todesart konnten nicht obwalten. Der Gemordete hatte sieben Messerstiche erhalten, von denen jeder einzelne tödtlich gewesen wäre, und am Nachmittage ging ein Gerichtsactuar mit dem Schulzen und den beiden Gensdarmen an den Fundort hinauf, den Schauplatz der That genau zu untersuchen.

Hier aber fiel ihnen für jetzt, da der Schnee noch Alles bedeckte, nur die Flinte des Getödteten in die Hände. Weitere Ermittelungen mußten auf das nächste Thauwetter verschoben werden, daß ein seit heute eingetretener Süd-West-Wind bald hoffen ließ.

Wer aber war der Thäter? — Der Actuar

Bellert hielt mit dem Förster Müller und seinem Schreiber eine Conferenz bei verschlossenen Thüren, und noch an dem nämlichen Abend spät wurden die beiden Gensd'armen nach Herslingen hinübergeschickt, den Kreiser Schöffel zu verhaften.

Wie ein Lauffeuer ging indessen das Gerücht durch das Dorf, der Forstgehülfe Meier sei vom Kreiser Schöffel im Walde ermordet worden. Woher es die Leute wußten? Niemand konnte es sagen; aber noch in der Nacht kamen die Gensd'armen mit dem Gefangenen zurück, der eingesperrt und von den Dienern der Gerechtigkeit sicher bewacht wurde.

In der Nacht regnete es und so auch noch am nächsten Tage. Der Schnee schmolz unter dem warmen Winde, der Platz des Verbrechens ward der näheren Erforschung zugänglich. Man fand aber nichts weiter als das Messer, mit dem der Mord augenscheinlich verübt worden; denn die Klinge paßte, wie sich später ergab, in die Wunden; ob aber das Messer früher dem Schöffel gehört, wußte Niemand. Es war ein gewöhnlicher, abgenutzter Genickfänger mit altem Bockhorngriff, wie fast alle Jäger und Kreiser dergleichen führen.

Daß der Kampf nicht in der Dickung selber stattgefunden, stellte sich übrigens auch heraus. Die

Zweige der Büsche wären sonst dort herum mehr eingebrochen und geknickt gewesen. Der muthmaßliche Platz war nahe bei'm Dickicht, wo der Boden zertreten schien. Der starke Regen hatte aber auch diese Spuren schon wieder ziemlich verwischt, und das Nähere mußte jetzt das Verhör ergeben.

Das fand am nächsten Morgen statt; Schöffel leugnete jedoch hartnäckig und schwur bei Allem, was im Himmel und auf der Erde, daß er unschuldig sei. Er habe den Forstgehülfen allerdings nicht leiden können, und hätte auch alle Ursache zum Haß gegen ihn gehabt, da er ihn immer noch des Wilderns beschuldigte, während er den höchsten Eid ablegen könne, daß er kein Wild mehr geschossen, seit er in herrschaftlichen Diensten stehe. Nie aber sei ihm auch nur ein Gedanke an so Entsetzliches gekommen. Er habe Frau und Kinder und würde nimmer etwas gethan haben, was diese in's Elend stürzen müßte.

Auf die Frage, woher er an jenem Morgen so früh gekommen, gab er dieselbe Antwort, die er damals dem Förster gegeben. Auch das Blut an seiner Stirn sei von dem Fall hergekommen. Der leichte Ritz war jetzt schon wieder ziemlich zugeheilt.

Das Stück Wild war mit einer Kugel geschossen worden und das Gewehr, das der Kreiser führte, und

das die Gensdarmen ebenfalls mitgebracht, im linken Lauf mit einer ähnlich großen Kugel geladen. Schöffel behauptete aber gerade nur gestern eine Kugel hinuntergeschoben zu haben, um vielleicht ein krankgeschossenes Stück damit völlig zu tödten — sonst führe er im Winter immer nur groben Schrot in der Flinte, und zwar für Raubzeug und Krähen.

Die Kugel des Wilderers war durch das Stück Wild geschlagen und nicht mehr zu finden.

Zum nächsten Zeugen wurde der Kreiser Schneider aufgerufen, der allerdings bestätigte, daß Schöffel bittere Reden über den Ermordeten geführt und gedroht habe, es schon einmal wieder bei ihm wett zu machen — „wenn er ihn einmal allein träfe" — er glaube aber nicht, daß er das Schlimmste damit gemeint, sondern sich vielleicht nur eine Tracht Schläge darunter gedacht habe. Was das Messer anlangte, so hatte Schöffel allerdings ein ähnliches geführt, wie Andere auch. Das Bedenkliche war nur, daß Schöffel, gefragt, wo er sein Messer gegenwärtig habe, erklären mußte, daß er es schon vor vierzehn Tagen verloren und sich noch kein anderes gekauft habe, weil ihm das Geld gefehlt. Seine Frau könne ihm das bezeugen.

Auch der Wirth Kerdelmann wurde als Zeuge vorgeladen. Aus seinem Wirthshause rührte der Streit

zwischen dem Kreiser und Forstgehülfen eigentlich her. Gern hätte man auch von ihm erfahren, ob ihm Schöffel schon früher heimlich Wild verkauft, und sicherte ihm daher im Fall er das eingestände, völlige Straflosigkeit für seine Person zu.

Kerdelmann erschien vollkommen ruhig. Er hatte Zeit genug gehabt sich zu sammeln und wußte auch jetzt, daß er gar nichts zu fürchten hatte, wenn er sich nur nicht selbst verrieth. Der Verdacht war von ihm abgelenkt und er brauchte sich nur ruhig zu verhalten.

Auf ein Zeugniß gegen den Kreiser ließ er sich jedoch nicht ein, weshalb eben seine Aussagen bei dem Actuar den Verdacht verstärkten, daß der Wirth irgend eine frühere Verbindung mit dem Angeklagten verschwiege, als fürchte er bei einem Geständniß sich selber zu compromittiren. Das ihm vorgelegte Messer kannte er natürlich nicht. Schöffel, erzählte er, sei nur selten in seinem Hause gewesen, und wenn er dort gegessen, so habe er sich des Messers bedient, daß ihm hingelegt worden, also auch keine Ursache gehabt das eigene aus der Tasche zu ziehen." „Obgleich sich Schöffel übrigens gegen ihn gerade nicht freundlich benommen," fügte der Wirth seinen Aussagen hinzu, „so traue er ihm doch keinen Mord zu. Vielmehr meine er, daß irgend ein anderer Wilderer vom Nachbarrevier der Thäter gewesen wäre."

Auf die Frage, ob er irgend einen Wilderer drüben anzugeben wisse, oder nur wider Einen dringenden Verdacht habe, gab Kerdelmann ausweichende Antworten. Es war nichts Bestimmtes aus ihm heraus zu bekommen, und so wurde er entlassen.

Gleich vom Verhör weg ging er zum Förster hinüber und bezahlte dort das Altthier, das bei Meiers Leiche gefunden worden und das ihm der Förster in's Haus geschickt hatte. Da es die Zeit über aufgebrochen im Walde gelegen hatte, war das Wildpret natürlich vollkommen frisch und gut geblieben. Der Förster wollte aber mit dem Stück weiter Nichts zu thun haben und war froh, daß es der Wirth behielt. — Und doch hätte Kerdelmann mit Freuden wer weiß wie viel gezahlt, wenn er gerade dieses Stück Wild nicht hätte zu kaufen brauchen. Aber — er fürchtete Verdacht zu erregen, wenn er sich weigerte. Wie er jedoch zusammenschauderte, als es ihm in den Hof gebracht wurde! Es war ihm, als ob er das Blut seines Opfers noch daran erkennen solle. Er hätte von dem Stück keinen Bissen essen können.

Die Untersuchung ging indessen ihren Gang. Verschiedene Leute, auf die man Verdacht hatte, wurden eingezogen, mußten aber wieder entlassen werden, da sie ihre Anwesenheit an anderen Orten zu der Zeit

der That beweisen konnten. Nur Schöffel war das nicht im Stande. Er hatte sein Haus Morgens etwa um 4 Uhr verlassen, die am vorigen Tage vergessene Botschaft auszurichten, und daß er behauptete, einen Schuß nach der Richtung hin, wo der Mord geschehen, gehört zu haben, als er schon unterwegs gewesen, das konnte ihn nicht von dem Verdachte reinigen.

Mehrere Tage waren vergangen, und Kerdelmann hatte nicht das Herz gehabt, Margarethen wieder aufzusuchen. Der Mord lastete noch zu neu auf seiner Seele und keine Zeit wurde ihm gelassen, die furchtbare That zu vergessen. Im ganzen Ort sprach nämlich Niemand von etwas Anderem, als von dem getödteten Forstgehülfen, und wenn auch die Leute alle darüber einig schienen, daß wirklich Schöffel und Niemand anders die That verübt, wurden doch die Einzelheiten des Verbrechens so oft bis in die kleinsten Details hinein erzählt, daß Kerdelmann jenen furchtbaren Morgen immer wieder auf's Neue durchleben mußte.

Nach dem Begräbniß erst, wobei der Mörder der Leiche folgte, schien es, als ob die Leute das Geschehene etwas vergessen wollten. Zwei Abende nachher gab der Wirth Margarethen das gewöhnliche Zeichen — ein über Tag in den Garten geworfener Zweig

eines Kiefernbusches — daß er sich zur gewöhnlichen Zeit einfinden würde, und heute war Margarethe zuerst am Platze. Sie schien ihn mit Ungeduld erwartet zu haben.

Als er den kleinen Garten betrat, stand sie seiner harrend am Geländer, entzog sich aber seiner Liebkosung, ergriff seine Hand und sagte leise: „Komm — hier unten könnte uns Jemand belauschen. Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Aber wohin, mein Herz?" flüsterte der Mann erstaunt.

„In mein Zimmer," sagte das Mädchen, „sie sind Alle zu Bett und — ich fürchte mich hier im Dunkeln."

„Fürchtest Dich?" flüsterte Kerdelmann, den eine eigene Unruhe beschlich, denn es war das erste Mal, daß sie ihm gestattete, ihr Zimmer zu betreten — „fürchtest Du Dich, wenn ich bei Dir bin? — aber was hast Du? — Du bist aufgeregt und Deine Hand zittert?"

„Komm," war das einzige Wort, was ihm das Mädchen darauf erwiderte, und rasch zog sie ihn in das Haus und die kleine Treppe hinauf, die in ihr Stübchen führte.

Das Fenster des kleinen reinlichen Gemachs war dicht verhängt und Kerdelmann schlug das Herz fast

hörbar in der Brust, als Margarethe, so wie er das Zimmer betreten hatte, auch den Riegel der Thür von innen vorschob. Seine Hand ließ sie dabei nicht los, sondern führte ihn zu dem Tisch, auf dem eine kleine Lampe brannte, schraubte diese etwas in die Höhe, daß sie ein helleres Licht verbreitete und sagte dann mit leiser, vor innerer Aufregung fast erstickter Stimme:

„Joseph — ich habe eine schwere Frage an Dich zu thun."

„Aber sprich, was ist Dir Margareth," bat dieser, dem es anfing unheimlich dabei zu werden. „So habe ich Dich ja noch nie gesehen. — Was hast Du nur um Gottes Willen?"

„Nichts," sagte das Mädchen, und es war augenscheinlich, daß sie nach Fassung rang, ehe sie weiter sprach — „Nichts — gar nichts — nur — nur eine Frage sollst Du mir beantworten, die mich die letzten Tage so gequält, die mir den Schlaf geraubt, ja mir das Leben vergällt hat."

„Und die ist?" sagte Kerdelmann, jetzt vollkommen gefaßt, denn wie ein unbestimmter Verdacht hatte bis dahin die Gestalt vor seiner Seele gestanden, die er an jenem furchtbaren Morgen an Margarethens Fenster glaubte gesehen zu haben. Er wußte jetzt, daß er sich nicht geirrt, und war auf Alles vorbereitet.

„Willst Du mir ehrlich beantworten, um was ich Dich frage?" flüsterte das Mädchen so leise, daß er die Worte kaum verstehen konnte.

„Gewiß mein Herz — warum denn nicht?"

„Gut — dann sieh mir in's Auge und sage mir — wo wärst Du an jenem Morgen an dem — der Forstgehülfe Meier um's Leben kam?"

Kerdelmann hatte gewußt, daß sie diese Frage an ihn thun würde, aber auf die Erwähnung der That selber hatte er nicht gerechnet und vor Schrecken verließ das Blut für einen Moment seine Wangen, wenn auch seine Züge vollkommen ruhig blieben. Im nächsten Augenblick hatte er seine ganze Besonnenheit wieder und sagte lächelnd:

„Wo sollte ich gewesen sein, Schatz? — In meinem Bette."

Margarethe schwieg — es war als ob ihr das Herz zu Eis erkalten wollte. Sie hatte das plötzliche Erbleichen des Mannes bemerkt, und doch war die Gelassenheit seiner Antwort zu täuschend erheuchelt. Sie konnte sich nicht denken, daß ein Mensch mit einem Mord auf dem Gewissen ihr so ruhig in's Auge zu sehen vermöchte. Er hätte ja, mit dem Bewußtsein der That, bei der Aeußerung ihres Verdachts zerknirscht, vernichtet zu Boden brechen müssen.

„Aber wie kamst Du zu der Frage, Margareth',“ sprach der Wirth, als sie schwieg und ihm nun starr in das jetzt freundlich auf ihr haftende Auge sah.

„Wer war dann der Mann,“ sagte das Mädchen nach einer Pause, „der an jenem Morgen noch vor Tag durch unseren Garten, unter meinem Fenster vorüber schlich?“

„Wer der Mann war? Wie soll ich das wissen, mein Herz? — Und was that er? Wohin wendete er sich?“

„Ich weiß es nicht,“ stöhnte Margarethe, immer unsicherer in ihrer Ueberzeugung. Sie hätte doch ihre Seligkeit verpfänden wollen, daß sie eben ihn, ihren Joseph, an jenem Morgen scheu und flüchtig unter ihrem Fenster vorüberschleichen sah. Eine unnennbare, seltsame Angst hatte sie damals geweckt. Es war ihr, als sie sich ermunterte, gewesen, als ob ihr irgend ein furchtbares Unglück drohe, als ob sie an's Fenster springen und um Hülfe schreien müsse. In dieser Bedrängniß stand sie auf, kleidete sich an und wollte Licht machen. Aber sie schalt sich selber wegen ihrer kindischen Furcht, und legte sich wieder zur Ruhe, bis es sie zum zweiten Male aus dem Bett und an's Fenster trieb, zu sehen, ob der Morgen noch nicht dämmre. Da gewahrte sie unten im Garten die Gestalt, in der

sie den Geliebten zu erkennen glaubte. Freilich war es zu dunkel, um das mit Bestimmtheit zu behaupten. Daß er aber denselben Weg nahm, den Kerbelmann so gut kannte, bestärkte sie in ihrem Glauben. Auch sah er nach ihrem Fenster empor. Wenn nun aber wirklich — was konnte er in der Nacht draußen getrieben haben?

Den ganzen Tag wartete Gretchen, daß er ihr das bestimmte Zeichen geben würde. Sie sehnte sich danach, ihn zu sprechen, sich von ihrer bangen Erinnerung zu befreien. Aber er kam nicht, und als die furchtbare Kunde zu ihr drang, daß Meier, den Joseph als seinen Nebenbuhler kannte, im Walde ermordet gefunden sei, legte sich ein unbesiegbares Bangen, eine drückende Ahnung des Entsetzlichen auf ihre Seele.

Daß sich der Mann, welchen sie bis jetzt mit ganzer Seele zugethan war, mit keinem Blicke vor ihr sehen ließ, daß er ihr vielmehr auszuweichen schien, bestärkte sie nur noch mehr in ihrem quälenden Verdacht. Ja ihr Argwohn nahm durch die Länge der Versäumniß eine so feste Gestalt an, daß sie, als er ihr endlich auf die bekannte Weise meldete, daß er den Abend kommen würde, nicht wußte, ob sie sich darüber freuen, oder ob sie sich fürchten solle, ihm wieder zu begegnen.

Und war er nicht erbleicht, als sie die Frage an ihn richtete, die ihr das Herz fast abgedrückt, in der ewig langen Zeit? Hatte sie nicht gesehen, wie das Blut seine Wangen verließ? Und doch stand er jetzt wieder so ruhig, so unbefangen vor ihr, daß er ja gar nicht schuldig sein konnte. Lieber Gott, sie wußte nicht, welche Gewalt der menschliche Geist über den Körper ausüben und ihn sich unterordnen, ihn zum Gehorchen zwingen kann.

„Joseph," sagte sie endlich, „eine unsagbare Angst hat mir seit jenem Morgen, ich weiß selber nicht weshalb, das Herz fast abgedrückt. Ich habe meine Arbeit wie in einem schweren Traum gethan, unbewußt, ohne Lust, ohne Trieb. Ich bin im Hause herumgegangen, als ob ich selber ein schweres Verbrechen verübt hätte — als ob ich es noch verübe" — setzte sie mit leiser, kaum hörbarer Stimme hinzu — „und nicht wieder froh werden könne, bis ich Dich gesprochen hätte. Wo bist Du so lange gewesen, daß Du nicht einen Abend eine Viertelstunde Zeit gewinnen konntest, die Last von meiner Seele zu nehmen?"

„Ich konnte nicht unbemerkt vom Hause abkommen, liebes Kind," sagte Kerdelmann freundlich. Alles schien gerade in diesen Tagen zusammen zu kommen, mich zu verhindern."

„Und Du bist wirklich an jenem Morgen nicht hier im Garten gewesen? — nicht, von da drüben her — aus dem Walde gekommen?“

„Aber Margarethe,“ sprach der Mann, „was sollte ich so früh in Eurem Garten thun? Hätt' ich da hoffen dürfen Dich zu finden? Und Du weißt doch, daß ich Euren Hof nur dann besuche, wenn das der Fall ist.“

„Aber im Walde?“ drängte das Mädchen.

„Um Gotteswillen Margarethe, was für tolle Ideen hast Du da gefaßt,“ versetzte der Wirth in einem Tone des Vorwurfs. — „Wie kommst Du darauf, mich mit jener furchtbaren That zusammenzubringen? Nur ein Wort davon gegen irgend einen andern Menschen und Du könntest mich den größten Unannehmlichkeiten aussetzen. Denke nur, welchen Nachtheil es allein für mich haben müßte, wenn mein Name damit zusammen genannt würde. Daß ich nicht wildern kann, weil ich ein erbärmlicher Schütze bin, wissen die Leute wohl, und ich habe noch nicht einmal einen Hasen, viel weniger ein Stück Wild erlegt; aber die Menschen sind nur zu gern bereit gleich das Schlimmste von einem Andern zu denken, und wie erwünscht den Jägern ein solcher Verdacht sein würde, weißt Du besser als ich es Dir sagen kann.“

„Also Du wärst es nicht?“ wiederholte das Mädchen, ohne bis jetzt den forschenden Blick von dem vor ihr Stehenden abzulenken. „Gieb mir keine ausweichende Antwort, Joseph,“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß er eine abwehrende, wie ungeduldige Bewegung machte, „antworte mir einfach mit Ja oder Nein und bedenke, daß ich über eine Woche lang eine Qual ausgestanden habe, wie sie der wirkliche Mörder des Unglücklichen kaum gefühlt haben kann. — Du wärst es nicht?“

„Nein, mein Herz,“ sagte der Wirth also gedrängt, und wieder strafte ihn das verrätherische Blut für einen Augenblick Lügen, „ich war an dem Morgen nicht in Eurem Garten, oder irgend wo anders, als in meinem Bett, und bin zur gewöhnlichen Zeit aufgestanden, wie Dir meine Leute bezeugen könnten.“

„Es ist gut,“ hauchte Margarethe, „ich — muß Dir glauben.“

„Nun laß aber auch den unglückseligen Gedanken fahren,“ bat der junge Mann, froh den bösen Fragen endlich enthoben zu sein, „und nimm meinen herzlichen Dank dafür, daß Du mich heute in Dein freundliches Zimmer eingeführt. Wie hübsch es hier oben ist; da plaudert es sich viel besser, als da drunten im kalten Garten.“

„Wir sind schon zu lange hier gewesen,“ sagte das Mädchen mit mühsam erzwungener Freundlichkeit, „drum gehe jetzt. Mich schmerzt mein Kopf so furchtbar, daß ich kaum denken kann — ich fürchte, ich werde krank.“

„Das darfst Du nicht, mein Herz,“ mahnte der junge Mann und zog sie leise an sich, „Du mußt Dich tapfer halten, und jetzt haben wir auch die Hoffnung, daß Dein Vater doch vielleicht seine Einwilligung zu unserer Verbindung giebt. Mir thut der Tod des armen jungen Burschen gewiß von Herzen leid, und — ich hoffe, daß der Thäter seiner Strafe nicht entrinnen wird — aber für uns ist dadurch ein Hinderniß weggefallen, und wenn ich ein ernstes Wort mit Deinem Vater spräche — am Ende sagte er doch ja!“

Margarethe duldete, daß er seinen Arm um sie legte, aber sie war leichenbleich dabei geworden, und vermochte nicht ihm gleich zu antworten. „Geh jetzt, Joseph,“ flüsterte sie endlich — „geh — mich befällt ein Schwindel und ich muß mich niederlegen.“

„Und darf ich morgen wieder kommen?“

„Nein — wir bekommen Besuch. — Meiner Mutter Schwester wird auf einige Zeit zu uns ziehen und mit mir in meinem Zimmer wohnen.“

„Und soll ich mit Deinem Vater sprechen, Gretchen?"

„Laß mir Zeit zur Ueberlegung, Joseph," bat das Mädchen und drängte ihn sanft der Thür zu.

„Dann gute Nacht für heute, mein Kind," flüsterte der junge Mann, dem es selber merkwürdig unheimlich in dem Zimmer wurde — „gute Nacht, aber laß mich nicht zu lange warten, bis ich Dich wiedersehen darf."

Nur ihre Stirn konnte er küssen, weil sie den Kopf gegen ihn senkte, dann glitt er leise aus dem Zimmer und die dicht von der Thüre niederführende Treppe hinab. Unten im Flur brauchte er einige Zeit, bis er den Ausweg fand; aber Alles schlief und er entfernte sich ungestört.

Jetzt war er im Freien und schlich, wie an jenem Morgen über den kleinen offenen Raum der Hofthür zu. Unwillkürlich warf er den Blick nach Margarethens Fenster hinauf — das Licht dort war ausgelöscht, aber die helle Gestalt des Mädchens stand da oben und blickte auf ihn herab — wie an jenem Morgen. Es gab ihm einen Stich dabei durch's Herz, und fast wollte er sich wie damals an die Mauer drücken, ihrem Auge auszuweichen, doch faßte er sich, biß die Zähne auf einander und

ging mit langsamem, scheuem Schritt dahin. Margarethe aber am Fenster oben brach in die Kniee, barg das Antlitz in den Händen und weinte — weinte, als ob sich ihre Seele in Thränen auflösen solle.

VIII.

Die Zeit verstrich. Schöffel war in das Stadtgefängniß abgeführt worden und die gegen ihn eingeleitete Untersuchung nahm den gewöhnlichen, tödtlich langsamen Gang. Was nur irgend als gegen ihn zeugend aufgefunden werden konnte, wurde mit ängstlicher Sorgfalt gesammelt, und sein früheres wildes und oft gesetzloses Leben bot der Anschuldigung leider nur zu vielen Stoff.

Vormals schon, als Schöffel noch vom Wilddiebstahl lebte, wie er eingestanden, war ein Jäger in jener Gegend erschossen und der Thäter nicht ausgefunden worden. Auch dieses Mordes suchte man ihn jetzt zu überführen, und aus allen Theilen des Landes wurden deshalb Zeugen vorgefordert. Vergebens ermahnte man ihn aber wieder und wieder, daß er durch ein reumüthiges Bekenntniß sein Gewissen entlassen solle, vergebens suchte man ihn durch Kreuzverhöre zu ver-

wirren. Er blieb bei seiner Aussage, daß er unschuldig an diesem, wie an dem früheren Morde sei, und lange Monate schmachtete er fort in enger, qualvoller Haft, während die Seinen daheim mit dem Mangel zu kämpfen hatten.

In Hollendeik war die ganze Sache unter der Zeit schon fast vergessen, und kam wirklich das Gespräch einmal darauf, so hörte man höchstens die Frage, „ob der Schöffel schon gestanden hätte.“ Ein anderer Forstgehülfe war an Meier's Stelle getreten und das Leben dort ging seinen gewöhnlichen Gang.

Der Wirth Kerdelmann hatte allerdings ebenfalls zum Verhör in die Stadt nach Grafenhoff gemußt, aber der Verdacht, der ihn traf, war kein anderer, als daß er gediebtes Wild von Schöffel gekauft hätte. Das leugnete er und fügte hinzu, obgleich er Ursache habe, gegen Schöffel bös zu denken, weil dieser ihn einmal habe in's Unglück bringen wollen, so hege er doch keinen Groll mehr gegen ihn. Ja, er hoffe, der Kreiser werde sich von der schweren Anklage zu rechtfertigen wissen und auf seinen Posten und zu seiner Familie zurückkehren.

Im „rothen Hirsch“ fehlte es aber jetzt sehr häufig an Wildpret, denn der Wirth verbrauchte thatsächlich nur, was er von den benachbarten Forsteien kaufte.

Er selber sprach natürlich nie über diese Veränderung und wich den deshalb an ihn gestellten Fragen aus; aber die Jäger vom hollendeikschen Revier zweifelten keinen Augenblick, daß Schöffels Gefangennahme die einzige Ursache derselben sei, und freuten sich, diese Geißel des Wildstandes los zu sein.

Etwas Neues gab übrigens den Leuten zu Hollendeik bald anderen, nicht gerade unerwünschten Stoff zur Unterhaltung, und das war die verunglückte Werbung des Wirthes vom rothen Hirsch um die Tochter des Kronenwirths. Kerdelmann war in der That vor einiger Zeit zum Kronenwirth gegangen und hatte den gebeten, seinen Groll gegen ihn fahren zu lassen, da er gern in ein freundnachbarliches Verhältniß mit ihm zu treten wünsche. Dagegen hätte sich der Kronenwirth für's Erste etwas gesträubt, denn er wie alle Anderen im Dorf theilten den Glauben, daß Kerdelmann mit Schöffel unter einer Decke gesteckt und der unglückliche Meier in Folge dessen seinen Tod gefunden habe. Beweisen konnte man dem Mann aber doch Nichts; nachsagen ließ sich ihm sonst kein Unrecht, er betrug sich still und höflich gegen Jeden, und da er den ersten Schritt zu einem guten Vernehmen gethan, so mochte der Kronenwirth zuletzt nicht „nein“ sagen.

Vergebens suchte aber Kerdelmann, so vorher

wie nachher, eine Zusammenkunft mit Margarethen, umsonst gab er ihr das verabredete Zeichen viele Abende hinter einander; sie kam nicht, und so oft er nach der Aussöhnung mit dem Vater dessen Gastzimmer betrat, wich sie ihm aus, so rasch sie irgend konnte.

Kerdelmann ward dadurch mit peinlicher Angst erfüllt: er ahnte den wahren Grund. Margarethe hatte den Verdacht gegen ihn nicht fahren lassen und ihre Liebe war dem Grausen vor seiner That gewichen. Aber was hätte es ihr geholfen, wenn sie selber als Anklägerin gegen ihn aufgetreten wäre? Der einzige Beweis, der wirklich gegen ihn zeugen konnte — das, was er an jenem Morgen in seinem Keller vergraben, um es nur augenblicklich aus dem Wege zu räumen — war vernichtet und der Mund des Todten selber stumm. So wie er sich etwas sicher wußte, hatte Kerdelmann die blutigen Kleider ausgegraben und in seinem Ofen verbrannt. Auch den Kolben der Büchse verbrannte er, den Lauf endlich hatte er mit Schloß und Beschlägen in ein tiefes Loch des Flusses geworfen; dort mochte es rosten. Trotzdem wurde ihm der Aufenthalt an dem Orte seines Verbrechens mit jedem Tage drückender; er wußte nur noch nicht recht, wie er ihn, ohne Aufsehn zu erregen, verlassen könne.

Daß ihn Margarethe nicht mehr liebe, davon mußte er sich nach ihrem Betragen für überzeugt halten. Hatte er doch keine Ahnung davon, mit welcher Treue das arme Herz noch immer an ihm hing und wie es sich in Zweifeln, Kummer und Schrecknissen abmarterte, unfähig, den furchtbaren Argwohn zu bewältigen, der ihr den Geliebten für immer zu entreißen drohte. Aber um sein Verhältniß mit dem Mädchen zu einer Entscheidung zu treiben, ging er, ohne vorher mit Margarethen Rücksprache genommen zu haben, eines Morgens zum Kronenwirth und warb um sie. — Er wußte es vorher, daß er sie ihm abschlagen würde.

Acht Tage später wußte ganz Hollendeik — obgleich der Kronenwirth mit keinem Menschen darüber gesprochen — von dem Korbe, den Kerdelmann von der „Kronen-Margareth" davongetragen. Darauf wollte er nun, so hieß es weiter, seinen „Hirsch" verkaufen und nach Amerika ziehen. Noch acht Tage später stand sein Wirthshaus zum Verkauf angezeigt, und bald hatte sich auch ein Liebhaber dazu gefunden.

Natürlich bildete das in Hollendeik für eine ganze Weile das Tagesgespräch. Kerdelmann aber besorgte ruhig, und ohne irgend etwas zu übereilen, seine Geschäfte, verkaufte sein Haus und Inventarium um

einen billigen Preis gegen baar Geld, und behielt nur ein kleines, dazu gehörendes Stück Land von etwa $1\frac{1}{2}$ Acker mit einem kleinen Häuschen darauf zurück, für das er, wie er meinte, eine andere Verwendung hatte. Welche? sagte er Niemandem.

Der Tag der Abreise rückte heran, und gern hätte er Margarethen Lebewohl gesagt, wenn er sich auch vor einer Zusammenkunft mit ihr fürchtete. Er durfte sich aber nicht fortschleichen; das hätte ihren Verdacht nur noch mehr bestärkt. Das Zeichen warf er ihr deshalb auch in den Garten und harrte am Abend wohl eine Stunde lang, daß sie kommen solle — aber sie kam nicht. Die Thür blieb verschlossen, auch in ihrem Zimmer war kein Licht. Nur als er, eigentlich froh darüber, nach längerem nutzlosen Harren den Platz wieder verließ, sah er die Gestalt des Mädchens wie damals still und regungslos am Fenster stehen. Er floh, als er den Hofraum verlassen hatte, in sein Haus hinüber, als ob er die Häscher auf seinen Fersen wüßte.

Am nächsten Morgen war er aus Hollendeik verschwunden. Eine Stunde vor Tag schon hielt der leichte Wagen, der ihn nach der Stadt bringen sollte, vor dem rothen Hirsch. Sein Gepäck hatte er schon vorausgeschickt. Von der Stadt weiter ging er dann

mit der Eisenbahn nach Bremen oder Hamburg oder England. Niemand wußte genauer wohin — Niemand kümmerte sich aber auch viel darum, denn Kerdelmann hatte sich in Hollendeik, obgleich er gegen Alle freundlich war, doch auch nicht einen einzigen wirklichen Freund erworben. Sein zurückhaltendes, verschlossenes Wesen stieß Jeden ab, der sich ihm herzlich hätte nähern wollen, und eigentlich gönnte man es ihm, daß er von der Kronen-Margareth den Korb bekommen hatte und ihm damit der fernere Aufenthalt im Orte verleidet worden sei.

Der Wagen aber, der den bisherigen Hirschenwirth in die Stadt führen sollte, hatte nicht den nächsten Weg dorthin eingeschlagen. Er bog draußen im Felde rechts ab und zwar nach Herslingen hinauf. Durch Herslingen fuhr er durch, und erst eine Viertelstunde davon, dort wo das kleine vereinzelte Häuschen stand, ließ Kerdelmann halten und stieg aus. — Es war das Häuschen des früheren Kreisers Schöffel.

Es mochte acht Uhr Morgens sein, und die arme Frau saß eben mit ihren beiden Kindern bei der dürftigen Morgensuppe. Als der Wagen vor dem Hause hielt, erschrak sie, daß ihr der Löffel aus der Hand fiel. Erwartete sie doch nichts Anderes, als wieder einen Herrn vom Gericht, mit bitteren Worten und

neuen Vorladungen oder gar — die Glieder flogen ihr ordentlich am Leib — mit der Anzeige von der Verurtheilung ihres Mannes.

Den Wirth kannte sie nur dem Namen nach; sie hatte ihn nie vorher gesehen. Kerdelmann nannte sich ihr auch nicht. An ihren bleichen, angsterfüllten Zügen mochte er aber wohl merken, was sie fürchtete, denn er sagte rasch:

„Habt keine Sorge, liebe Frau; ich bringe Euch keine schlechte Nachricht, und möchte Euch vielmehr eine Freundlichkeit erweisen — Euch wenigstens einen Vorschlag machen, den Ihr vielleicht annehmbar findet."

„Ach du mein lieber Gott," sagte die Frau mit einem aus tiefster Brust herausgeholten Seufzer — „es ist eine lange lange Zeit her, bester Herr, daß etwas Gutes über diese Schwelle gekommen wäre. Noth und Herzeleid aber sind wir hier gewohnt — das sind tägliche Gäste."

„Ich weiß Alles, liebe Frau," sagte Kerdelmann, dem daran lag, jedes Gespräch über das Vorgefallene abzuschneiden — „deshalb komme ich eben her, Euch eine Hülfe anzubieten."

„Uns, eine Hülfe?" stöhnte die Frau, langsam den Kopf schüttelnd — „was kann uns helfen? Der

Vater sitzt im Gefängniß, der arme Mann — unschuldig so wahr da oben ein Gott im Himmel lebt, und ich kann nur mit den armen Würmern da in's Wasser springen, — sie zu ernähren bin ich doch nicht im Stande."

„Habt Ihr hier Feld bei Eurem Haus?" fragte der Wirth nach einer kleinen aber für ihn entsetzlich beklemmenden Pause.

„Feld? — nein," erwiderte die Frau, sich mit der Schürze die Thränen abtrocknend — „und wenn wir's auch hätten. Das Grundstück gehört nicht uns, und übermorgen müssen wir ausziehen — Gott allein weiß wohin."

„Das hatt' ich eben gehört," sagte Kerdelmann, „und deshalb komme ich her. Ich selber habe bis jetzt in Hollendeik gewohnt, verreise aber auf längere Zeit und besitze dort unten noch anderthalb Acker Land und ein kleines aber für Euch doch wohl genügendes Häuschen. Das möcht ich Euch gern für einen mäßigen Pacht überlassen."

„Du lieber Gott," sagte die Frau, „ich habe keinen Kreuzer mehr im Haus, uns für diesen gesegneten Tag Brot zu kaufen; wie soll ich im Stande sein, irgend einen Pacht zu zahlen, und wenn er noch so billig wäre."

„Das läßt sich doch wohl ordnen," bemerkte der Fremde. „Wahrscheinlich bleibe ich längere Zeit weg, und mir liegt mehr daran, das Grundstück im Stand zu halten, als andern Nutzen daraus zu ziehen. Schafft nur getrost Eure Habe hinunter. Für dieses Jahr sind die Steuern darauf bezahlt und erlasse ich Euch den Pacht ganz. Später verlange ich — nun das wird sich finden, wenn ich von meiner Reise zurückkomme. Seid Ihr's zufrieden?"

Die Frau horchte hoch auf, sie konnte sich nicht denken, daß ihr so Gutes geboten würde. „Und was wäre sonst noch zu thun?" fragte sie schüchtern.

„Nichts als was ich Euch eben gesagt habe," erwiderte Kerdelmann. „Nichts als drüben einzuziehen, das Grundstück in Besitz zu nehmen — hier sind die nöthigen Papiere, die man Euch etwa abfordern kann. Mit der Pachtzahlung wartet Ihr, bis ich selber darnach komme, was vor drei Jahren keinenfalls geschieht."

„Aber wie kommen Sie dazu, mir und den armen Kindern da so viel Gutes zu erweisen?" stotterte die Frau, die sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen erholen konnte. „Wie heißen und wer sind Sie?"

„Das findet sich Alles in den Papieren," beschwichtigte der Mann, indem er sich der Thüre

zuwendete. Es wurde ihm so schwül in dem kleinen, niedrigen Zimmer, daß er glaubte, die Decke erdrücke ihn noch.

„Aber ich begreife nicht," versetzte die Frau, und begann die Dokumente zu entfalten. „Es ist mir, als träumte ich nur."

„Lebt wohl!" sagte der Fremde und verließ rasch das Haus. Vor der Thür hielt sein Wagen, und er sprang hinein.

Die Frau hatte indessen mit zitternden Händen in den Papieren geblättert, es schwamm ihr Alles vor den Augen und sie konnte die große deutliche Schrift kaum lesen. Da fiel ihr Blick auf den Namen.

„Jesus Maria Joseph!" schrie sie auf, „Ihr seid es, der Hirschenwirth!"

Der Mann hatte sich in die Ecke des Wagens geworfen, und der Kutscher hieb in die Pferde hinein, die jach mit ihm den Hang hinunter trabten.

IX.

Weit drüben über der See, im amerikanischen Lande, in der reichen Niederlassung des Mississippi, die der „American Bottom" heißt, lag eine freundliche, von einem Deutschen bewirthschaftete Farm.

Sonst ging es hier gar geschäftig zu; denn der Eigenthümer besaß ein treffliches Grundstück mit vielen Kühen und Pferden, und als er vor sieben Jahren einzog und ein Jahr später die reizende Tochter eines eingebornen Nachbarn heimführte, waren Feste auf Feste in dem geräumigen, wohnlich eingerichteten Backsteinhaus gefeiert worden.

Heute hatten sich hier wieder viele Leute versammelt, aber wie es schien, zu keinem Fest. Die Männer standen schweigend in kleinen Gruppen vor der Thür, in der manchmal Frauen mit verweinten Augen erschienen, und eine halbe Stunde später trug man einen Sarg heraus, dem sich die Versammelten anschlossen

und ihn auf den kleinen, nicht sehr fernen Gottesacker begleiteten.

Dicht hinter dem Sarg ging ein Mann, ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen an der Hand; aber in seinen todtenbleichen, gramgefurchten Zügen lag mehr als Schmerz. Still und schweigend, die Lippen fest aneinandergeschlossen, stierte er vor sich nieder auf den Boden, umschloß er mit seiner Rechten das kleine Händchen des Kindes, das neben ihm herging, und neugierig bald zu dem Vater, bald zu dem Sarge hinauf, bald zurück nach den hinterdrein Kommenden schaute.

Der Zug hatte den Gottesacker erreicht, und während der Sarg am Rande des Grabes stand, hielt der Geistliche eine lange Rede. Die Männer umringten ihn mit abgenommenen Hüten und dicht vorüber rauschte zu deren Füßen der mächtige Strom seine dunklen gelben Wellen dem Meere zu, flüsterte neben ihnen das Laub an den Zweigen und zwitscherten die munteren Vögel in den Aesten. Das Alles glitt lautlos an dem Ohr des Einen vorüber. Sein Blick haftete wohl an dem schwarzen Sarg, der die Leiche seines lieben Weibes aufgenommen hatte, aber sein Geist schweifte weit, weit ab über das Meer hinüber, in ein fernes Land.

— Nacht war es dort — nur der Mond stand am Himmel und warf seinen bleichen Strahl durch die blätterleeren Zweige des Herbstwaldes. — Todtenstille herrschte umher, nur dort drüben auf dem offenen Schlag äs'te sich ein Rudel Wildpret und kam näher und näher heran zu dem Platze, wo der versteckte Schütze, das gespannte Gewehr fest in der Faust, des Wildes harrend, lag. — Jetzt dröhnte der Schuß durch den stillen Wald, und hei! wie das Rudel dort hinaufprasselte, durch trocknes Laub und Reisig hin, und nur das eine Stück, zum Tod getroffen von der Kugel, zurückblieb, taumelte und in den eigenen Fährten zusammenbrach. — Und jetzt? — Niemand sah den Wilderer, der lauernd seine Zeit im Dickicht abwartete, dann leise vorschlich und mit grimmer Freude das schwere Stück mit einem Ruck sich auf den Nacken lud. Jetzt hat er die schützende Dickung damit erreicht — noch wenige Schritte und die düsteren Schatten der Kiefernbüsche decken ihren Schirm um ihn, da —

„Halt!“ donnerte die Stimme des Priesters in sein Ohr und mit dem Worte: „Jesus!“ brach der Mann zerbrochen, zitternd in die Knie und barg das bleiche Antlitz in den krampfhaft sich darüber krallenden Fingern.

„Halt ein! halt ein auf dem Weg zur Sünde!“

fuhr der begeisterte Redner in seiner Mahnung fort, — „halt, da es noch Zeit ist, da die Posaune des letzten Gerichts noch nicht in Dein Ohr dröhnt! Thut Buße, Ihr Alle, daß der Tod nicht unerwartet an Euere Thüre klopfe und die Pforten des Himmels Euch verschlossen bleiben für ewige — ewige Zeiten!"

Weiter schmetterte die Rede — aber der Mann am Boden hörte und verstand Nichts mehr. Vor seinem Ohre klang und dröhnte es, und trieb ihm das Blut in wilden Schlägen durch die heißen, pochenden Adern, bis Einer der Nachbarn seine Schulter berührte und ihn langsam und vorsichtig vom Boden aufhob.

Die Grabrede war vorüber — der Sarg in die Gruft gesenkt, und die Männer sprachen ein leises Gebet der Geschiedenen nach. Jetzt rollte die schwere Erde nieder — Schaufel nach Schaufel folgte, und während die Todtengräber ihr trauriges Amt vollendeten, wandte sich der Zug langsam nach dem Hause zurück.

Zuerst bereiteten freilich noch die Frauen ein einfaches Mahl für die Gäste, an dem der Hausherr aber keinen Antheil nahm. Dann holten die Trauergäste ihre Pferde und ritten davon — die Männer und die Frauen — Einer nach dem Andern, und immer stiller, öder wurde es im Hause. Nur eine alte Wirthschafterin

blieb zurück, die wieder etwas Ordnung stiftete, und heimlich in der Küche von dem übriggebliebenen Wein trank, und unten im Zimmer saß der Mann auf einem breiten Stuhl, hatte das kleine Mädchen auf dem Knie und starrte still und schweigend vor sich nieder.

So saß er viele Stunden — das Kind war müde geworden, es entschlief in seinem Arm — er wußte es nicht. Eintönig pickte die Uhr an der Wand ihre monotonen Schläge — er hörte sie nicht. Die Alte kam herein — ein Mal, zwei Mal, drei Mal, und immer saß der Wittwer noch, wie er vorher gesessen, das Kind im Arme. Sie wagte nicht, ihn zu stören.

Drüben, über dem niederen langen Waldstreifen, der das andere Ufer des Mississippi begrenzte, sank die Sonne. Es wurde Nacht draußen; der Whip-poor-will schlug im Busch sein monotones Lied und lange Züge von Wildenten strichen schwirrend über die düstere Wasserfläche dahin. Es schlug neun und zehn auf der alten Uhr, und noch immer hielt der Unglückliche das schlafende Kind in den Armen und blickte stier in die ihn umlagernde Dunkelheit, bis die alte Haushälterin endlich so müde wurde, daß sie selber die Augen nicht mehr offenhalten konnte.

Da trat sie leise hinein in das Zimmer, sie hatte die Schuhe ausgezogen, um kein Geräusch zu machen,

denn sie glaubte, der Herr schliefe ebenfalls, und nahm das müde Kind aus seinen Armen. Er schaute sie dabei an, aber rührte sich nicht, bis sie sich eben so geräuschlos mit der Kleinen entfernen wollte, sie zu Bett zu bringen.

„Wie viel Uhr ist's Dorothea?"

„Herr, Du meine Güte, wie Sie mich erschreckt haben," rief die Alte zusammenfahrend, und setzte dann ruhiger hinzu: „Zehn Uhr ist's vorbei, Master — es geht stark auf elf. Die Leute sind schon seit ein paar Stunden im Bett. Das arme Kind hat hier nur zu lange in seinem dünnen Kleidchen gelegen und beide Eckfenster auf dabei. Das Köpfchen brennt ihm wie eine glühende Kohle — wenn's ihm nur um Gottes Willen Nichts geschadet hat."

„Bringt das Mädchen zu Bett, Dorothea," erwiderte der Mann, und winkte ihr mit der Hand, daß sie hinausgehen sollte. Er selber stand auf, schloß die Fenster und sank dann wieder in seinen Stuhl zurück.

Der nächste Morgen fand ihn mit Tagesanbruch auf und im Walde draußen, als er aber zurückkehrte, kam ihm Dorothea mit ängstlichem Gesicht entgegen und meldete ihm, daß die Kleine erkrankt sei. Sie liege im Fieber.

In derselben Stunde noch sprengte einer der

Knechte mit verhängtem Zügel der nächsten Stadt zu, einen Arzt herbeizuholen. Der Arzt traf ein, aber des Kindes Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und acht Wochen später kamen die Nachbarn wieder zusammen, wie damals, nur daß sie diesmal einem Kindersarge zum Kirchhof folgten. Der Vater selbst fehlte im Zuge. Er lag krank zu Bett. Als er sich nach Wochen daraus erhob, war er nicht wieder zu erkennen, so elend wie sein Aussehn und so still wie sein Wesen geworden war.

Die Nachbarn hatten anfangs gerechtes Mitleiden mit dem Manne, der in Einem Jahr seine Kinder und seine Frau verloren. Sie suchten ihn aufzuheitern. Aber er wich ihnen aus und an dem zähen Widerstand, den er ihren freundlichen Bemühungen leistete, scheiterte zuletzt ihre Langmuth. Sie ließen ihn seinen eigenen Weg gehen, da er es denn einmal nicht anders haben wollte. Hätten sie gewußt, wie einsam er sich fühlte und wie es in seinem Herzen arbeitete und nagte, — aber keiner Seele hatte sich der Unglückseliche je vertraut, selbst nicht seiner Frau, die mit treuer Liebe an ihm gehangen. Allein war er seine dunkle Bahn durch's Leben gegangen, allein hatte er bisher ertragen was endlich unerträglich war: die nie rastenden Folterqualen eines blutbefleckten Gewissens. Es

war eine Riesenlast. Am Grabe der Frau hatte sie ihn zum ersten Mal zu Boden gedrückt und nachdem er seitdem auch noch sein Kind — das letzte verloren, so war die Spannkraft seines Wesens unwiederbringlich dahin. Der Schuldbeladene war müde, todtmüde. Sein Leben war gleichsam nur noch ein mechanisches, ein Leben aus Gewohnheit. — So kam der Winter heran, aber mit ihm keine Ruhe für den Gequälten. Ja, je kürzer und trüber die Tage wurden, desto ängstlicher wurde er noch, desto schweigsamer und starrer saß er zu Hause, den Schlaf schien er zu fliehen, der Nahrung kaum noch zu bedürfen. — Die alte Haushälterin begriff nicht, wie nur sein Körper solchen Mishandlungen auf die Länge der Zeit widerstehen könne. Hätte sie geahnt, was seinen Geist zermarterte, sie würde es noch viel weniger begriffen haben.

Als aber der Frühling wieder in's Land kam, konnte er die Qual nicht länger aushalten, die an seinem Herzen fraß. Dennoch schien plötzlich eine segensreiche Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein. Der Mann wirthschaftete wieder wie vorher auf seinem Gute herum, erkundigte sich nach dem und jenem, um das er sich schon seit langer Zeit nicht mehr bekümmert hatte und unterhielt sich sogar mit der alten Dorothea.

„Gott sei ewig gedankt, mein lieber Herr," rief

diese mit gefaltenen Händen, indem sie vor ihm stehen blieb und ihn mit ihren freundlichen, klaren Augen betrachtete, „daß Sie sich endlich einmal zusammengerafft haben und wieder Sie selbst geworden sind. Sie hat lange gedauert, diese verzweiflungsvolle Trauerzeit. Jetzt aber wird hoffentlich Alles wieder gut werden."

„Ja, Dorothea," sagte der Mann mit leiser, tonloser Stimme — „das hoffe ich auch — es muß jedenfalls anders werden."

„Es muß anders werden," wiederholte er, als er bald darauf allein, wie er pflegte, im Walde wandelte. „Leben? — was liegt mir am Leben! Ich will nicht länger leben, aber ich darf noch nicht sterben. Erst muß ich sühnen, was ich gethan — erst muß ich büßen. Dann erst kann der gerechte Gott sein Erbarmen mit mir haben, dann erst werden die Stimmen, die furchtbaren in meinem Busen wider mich schreienden Stimmen verstummen. Ich will sterben, aber erst muß ich mein Gewissen zum Schweigen gebracht haben, daß ich nicht mit dem Ankläger auch noch vor die Schranken des Ewigen trete."

Zum ersten Male seit vielen langen Monden bestieg er am nächsten Morgen wieder ein Pferd und ritt in die Stadt, sein Gut zum Verkauf anzubieten. Acht Tage später war auch schon der Handel darüber abge=

schlossen und die Farm gehörte einem andern Herrn. Nachdem der bisherige Eigenthümer das Loos der alten Dorothea auch nach dieser Veräußerung sicher gestellt hatte, ging er an Bord eines der zahlreichen Dampfboote, von denen der Mississippi durchfurcht wird.

Das Schiff schwankte, vom Ufer sich drehend, in die Strömung des mächtigen Flusses hinein. Der Farmer aber stand vorn am Bug des Fahrzeugs, das Gesicht bleich, den Mund geschlossen, das Auge stier und mit trotziger Entschlossenheit an der Ferne haftend. Leise, wie eine Beschwörungsformel für das ängstlich pochende Herz, murmelten die Lippen dazu:

„Nach Haus! — nach Haus!"

X.

Nach Haus! giebt es ein süßeres, lieberes Wort für den armen, müden Wanderer, der sich Jahre lang draußen herumgetrieben in der fremden, kalten Welt, und nun der Heimath Bild auf einmal wieder liebend, lockend sich entgegenwinken sieht? — Nach Haus! Durch alle Fibern und Nerven bebt es ihm, und füllt sein Herz mit seligem, jauchzendem Entzücken — nach Haus!

Vor ihm liegen wieder, von dem gedächtnißtreuen Geist mit Zauberschnelle heraufbeschworen, die fröhlichen Bilder seiner Jugendzeit — liegt das stille Vaterhaus, der kleine Garten, die alte schattige Linde vor der Thür; der Brunnen mit dem moosbedeckten Eimer, der im Sommer den kühlen Labetrunk so oft herausgeholt; die kleine Kirche mit dem spitzen Thurm und mit dem stillen Friedhof dicht daran, das weite Land mit all' den lieben, so oft besuchten Hügeln und

Thälern, und treue Freunde breiten sehnend dabei die Arme aus, den Heimgekehrten jubelnd zu empfangen.

Nach Haus! o, wie das im Herzen pocht und hämmert, wenn der Bug unseres Schiffes sich wieder dem Vaterland entgegenlenkt; wie das die Freudenthränen Dir ins Auge treibt, und Dich die Stunden ungeduldig zählen läßt — nach Haus!

Aber füllten solche Gefühle die Brust des Mannes, der dort, zusammengebrochen, todt gegen Alles, was ihn umgab, am Bord des guten Schiffes saß, wenn es ihn auch mit noch so straff geblähten Segeln, lustig durch die Wogen schäumend, der Heimath entgegentrug?

Die Hände um das heraufgezogene Knie fest gefaltet, den Kopf auf die Brust gesenkt, saß unser Wanderer auf dem Verdeck, Tage, oft halbe Nächte lang. Er sprach fast mit keinem Menschen, gab selten Antwort, wenn er angeredet wurde, und ging nur still und stumm zur Seite, wenn er fühlte, daß er irgendwo im Wege sei. Die Matrosen hatten den finstern, schweigsamen Mann verspotten und zum Besten haben wollen. Das aber gewöhnte er ihnen bald ab, und nachdem er ihnen erst einen Beweis seiner Kraft gegeben, lernten sie das unheimlich düstere Auge des

seltsamen Passagiers ordentlich fürchten und demselben ausweichen.

So passirte das Schiff nach einer glücklichen und verhältnißmäßig raschen Reise den Canal. In der Nordsee drehte sich jedoch der Wind nach Nordost um, setzte mit Regen ein, und wehte noch in der nämlichen Nacht ein fliegender Sturm. Wohl kreuzten sie mit dicht gereeften Segeln so viel als möglich auf, um nicht gegen die flache französische Küste geworfen zu werden. Aber sie konnten ihre Höhe nicht halten. Das Schiff trieb mehr und mehr nach Lee zu und am nächsten Abend, während der Sturm indessen nur immer mehr an Heftigkeit zunahm, stieß das Fahrzeug auf, warf seine Masten über Bord und strandete.

Eine Scene der furchtbarsten Verwirrung folgte. Alles drängte in verzweiflungsvoller Hast nach den beiden Booten, in diesen die Möglichkeit einer Rettung zu finden. Wie unmöglich es für sie sei, in solcher See und Brandung die Küste zu erreichen, bedachten sie ja nicht. Nur fort, nur hinaus drängten die Unglücklichen das Schiff zu verlassen, das sie dem Verderben geweiht wußten — und draußen lauerte der Tod auf sie.

Nur einer von Allen — den Capitain ausgenommen, der ruhig seine Befehle gab, aber bei den

Angstverwirrten keinen Gehorsam mehr fand, — hielt sich im Brausen der Elemente so still, so ruhig, so schweigsam, aber auch so fest, wie er sich bei Windstille auf Deck herumbewegt hätte. Er griff mit an, wo anzugreifen war; als sich aber Alle vom Deck ab in die in's Wasser hinabgelassenen Boote drängten, stand er still zurück, die Arme um eine der Juffern geschlagen, — er, der Kapitain und der erste Steuermann, die einzigen menschlichen Wesen noch auf dem Wrack.

„Die Boote können in der See nicht leben," schrie der Kapitain den Leuten zu — „Ihr seid verloren, wenn Ihr abstoßt!" —

Sie waren es schon. Eine rückschlagende Welle schmetterte die schwankenden Boote gegen die Seitenwand des Wracks — einige Minuten lang wimmelte es in dem weißen Schaum von mit dem Tode ringenden Menschen — dann war Alles vorbei. — Nur einen einzigen Matrosen hatte die Spitze der Welle emporgehoben und wieder zurück an Deck geworfen, wo er sich anklammerte. Er war wie durch ein Wunder gerettet worden.

Eine böse Nacht folgte — das Wrack setzte immer fester auf den Sand hinauf, und die See brach darüber hin; aber die Planken hielten noch zusammen und gegen Morgen legte sich der Sturm. Aber erst gegen

Abend — als sich die See genug beruhigt hatte — konnten sie vom Land aus gerettet werden.

Mit eiserner Ruhe hatte der „Passagier" das Alles ertragen. Kein Laut kam über seine Lippen, keine Klage — kein Jubelruf als das rettende Boot endlich vom Land aus sichtbar wurde. Als das kleine Fahrzeug, das die Schiffbrüchigen aufgenommen hatte, den Strand berührte, als die Seeleute hinaussprangen und ihren wackeren Rettern, mit Thränen in den Augen die Hände drückten, als die Frauen herbei eilten und weinten und lachten über die dem Tode Entrissenen: da schritt der Mann mit dem bleichen Antlitz und den erstarrten Zügen still hindurch zwischen ihnen, daß sie ihm scheu Raum gaben — immer vorwärts, den Hang hinauf und über den Hügel hin, bis er ihren Blicken entschwunden war.

Und so fort schritt er durch das Land, weiter und weiter bis zu der Stadt, wo er die Eisenbahn zuerst berührte. Sein Paß war in Ordnung, sein Geld trug er in einem ledernen Gürtel um den Leib geschnallt, und wenige Stunden später riß ihn die keuchende Locomotive in wilder Schnelle der Heimath — seinem Schicksal entgegen.

Wie das seine Bahn dahin sauste, so rasend schnell — kein Halten mehr — nur dürftige Minuten, und

weiter, immer weiter fort, den Tag hindurch, die Nacht entlang. — Einzelne der Reisenden klagten über Zögerung der Fahrt, über Säumniß auf den Stationen — ihm flog der Zug mit Sturmes Flügeln durch die dunkle Nacht, und zu Minuten, zu Secunden drängten sich die Stunden zusammen. Zug schloß an Zug und jetzt war das letzte Ziel erreicht — drüben in jenen dunklen Kieferwaldungen, die den Horizont umgrenzten, Hollendeik, und in der Kiefernwaldung? — — Als der Heimkehrende sein Auge zum ersten Mal wieder auf die bekannte Stätte richtete, da wurde ihm das Blut zu Eis in den Adern, und die Glieder zitterten ihm so, daß er sich in die Ecke lehnen und sein Antlitz mit dem Tuch bedecken mußte.

„Sind Sie krank?“ frug ihn sein Nachbar, der bis dahin umsonst gesucht hatte, ein Gespräch mit dem finsteren, verschlossenen Mann anzuknüpfen — aber er erhielt auch jetzt keine Antwort. Der Unglückliche hatte mit der Welt außerhalb abgeschlossen; er war todt für alles Andere, und nur der Wurm in seinem Herzen lebte in ihm, und bohrte und wühlte mit täglich neuer Kraft. Er selber hatte auch keinen eigenen Willen mehr; es war als ob er aufgehört habe selbstständig zu handeln, und der Körper von nun ab einer anderen Macht als seiner Seele gehorchen müsse.

Er wußte was ihm bevorstand, wie aber der ruderlose Kahn von reißender Strömung getragen, mit dieser in wilder Schnelle dem Abgrund entgegenschießt, der ihn an den Felsen unten zerschellen muß, so trieb es ihn, den Gezeichneten, in wilder verzweifelter Hast, mit der er sich selber entfliehen wollte, seinem endlichen Schicksal entgegen.

Der Zug hielt. Der düstere Passagier ermannte sich, als der Name der Station ausgerufen ward, nahm sein Gepäck, das aus einem Bündel unterwegs gekaufter Wäsche bestand, stieg aus und suchte, so spät am Abend es auch war, sofort ein Geschirr zu bekommen, das ihn von der Eisenbahn nach Grafenhoff hinüberführte.

Es war eine stürmische Octobernacht, kein Mond am Himmel, und Regen und Schnee peitschen, von dem kalten Nordwest gejagt, die gelben Blätter von den Bäumen nieder. Endlich fand sich ein Kutscher, der ihn um doppelten Preis hinüberzubringen versprach, und das kleine Fuhrwerk arbeitete bald darauf, dem Unwetter entgegen, durch die Nacht.

Und still und allein im Wagen saß der Unglückliche — allein mit seinen düsteren, unheimlichen Gedanken, mit dem Bewußtsein dessen, was die nächste Sonne für ihn bringen mußte. Was kümmerte ihn das Wetter,

was der Sturm, der draußen die Bäume faßte und zerzauste. Er hörte nicht einmal, wie die Windsbraut draußen über die Höhen strich — er fühlte die einzelnen Tropfen nicht, die kalt und stechend, bis hinein zu ihm gepeitscht wurden. Ja als der Wagen endlich, von den scheuenden Pferden zur Seite gerissen, umschlug und in Stücken brach, wand er sich ingrimmig lachend aus den Trümmern heraus, und schritt allein hinein, in den ächzenden Wald.

„Holla — Sie da — lieber Herr!" schrie ihm da der arme Teufel von Kutscher nach, „Sie wollen mich doch hier nicht bei Nacht und Nebel und dem Wetter allein mit dem zerbrochenen Wagen sitzen lassen? — Sie finden ja auch den Weg nicht in der Finsterniß!"

Keine Antwort — die düstere Gestalt schritt schweigend hinein in die Nacht, und der Kutscher murmelte, sich ängstlich bekreuzigend:

„Wenn das nicht der böse Feind war, der mich in dem Wetter hier hergeführt, will ich nicht selig werden — Herr Gott — er lachte auch noch — oh alle guten Geister!"

Er hatte recht. Schauerlich, mit dem heulenden Sturm gellte das rauhe Lachen des dunklen Wanderers zu ihm hinüber, der dem Wetter entgegenarbeitete.

„Hahahaha — Alles muß untergehen, was meiner Fährte folgt. Verflucht — ein Ausgestoßener der Erde, soll ich allein die dunkle Schreckensbahn verfolgen. Alles was ich mein nannte auf der Welt, an dem mein Herz noch hing, in dem es noch Vergessen seines Elendes finden konnte — es ist todt — todt — todt — das Schiff das mich führte, zerschmettert; der Wagen selbst, der den Verdammten getragen, in Stücken auf der Straße. — Und wie der Sturm mir entgegenpeitscht, als ob er alle Kraft anwenden wollte mich von dort zurückzutreiben, wo ich Ruhe finden will und muß. — Ruhe — Ruhe — endlich Frieden für dies arme, unglückselige Haupt. — Ja wehe uns! und wenn Du mir den ganzen Wald in meinen Weg schleuderteſt, und wenn ich über jeden einzelnen Stamm hin die mühselige Bahn suchen müßte, mich treibst Du nicht mehr zurück. — Hei! wie das pfeift, wie das rast — blas alter Bursche, blas, und nimm die Backen voll — hier ist ein Fahrzeug, das Dir in die Zähne fährt — ein lebendes Gespensterschiff, das gegen Wind und Wetter nur dem einen festen Ziel entgegenstrebt — dem Tod!"

Es war fast, als ob die frevelnden Worte, den Sturm zu zwiefacher Wuth angestachelt hätten. Die schwere Gestalt des Mannes konnte sich kaum gegen

die Wucht stemmen, die sich ihm entgegenwarf, und alte, wetterfeste Stämme, die einem Jahrhundert trotzig die Stirne geboten, riß er aus und schmetterte sie in den Pfad des nächtlichen Wanderers. Rechts und links vor ihm, zurück brach es und prasselte es und stürzte krachend splitternd auf den Boden, aber er achtete es nicht. Die Zähne fest zusammengebissen; mit jedem Fußbreit Boden hier bekannt, drängte er weiter, weiter an gegen den Sturm, sich seinen Weg oft Schritt für Schritt erkämpfend, bis endlich mit der Morgendämmerung unten im Thal, von grauen jagenden Wolken überhangen, der kleine Ort vor seinen Blicken lag.

XI.

Es war am nächsten Tage. Eben schlug es auf dem alten Kirchthurm von Grafenhoff neun Uhr, als der Assessor Bellert, mit aufgespanntem Regenschirm gegen das Wetter ankämpfend, in der gewölbten Thür des alten Polizeigebäudes erschien, sich umdrehend, den triefenden Schirm schloß und durch ein heftiges Aufstampfen mit den Füßen das feuchte Element so viel als möglich von seinem Körper abzuschütteln suchte.

„Das ist ein Heidenwetter," sagte er dabei. „Nicht einen Hund möchte man 'naus jagen in solchen Sturm. Na, was giebt's, Ortel?"

Der Polizeidiener trat mit der Mütze in der Hand an seinen Vorgesetzten heran:

„Bitt' um Entschuldigung, da drinnen in der Wachtstube sitzt seit anderthalb Stunden ein Herr, der Sie zu sprechen verlangt."

„Mich? — wer ist es denn?“

„Kenn' ihn nicht, Herr Assessor, trägt einen großen Bart und sieht so blaß aus wie der Tod, und ist dabei so naß, daß das Wasser nur so an ihm herunterläuft. Er muß die ganze Nacht durch marschirt sein, wer er aber ist, und wo er herkommt, will er nur Ihnen selber sagen.

„Hm; na lassen Sie ihn noch einen Augenblick warten, bis ich oben bin — ich werde dann klingeln. Doch kein verdächtig Individuum, Ortel?“

„Glaube nicht, Herr Assessor. Wenn ihn das Wetter nicht so zugerichtet hätte, müßte er ganz anständig aussehn. Wir haben seine Sachen drin ein wenig an den Ofen gehangen, aber er spricht kein Wort, und stiert nur immer vor sich nieder. Glaube beinahe, daß es hier nicht recht richtig mit ihm bestellt ist“ — und Ortel deutete auf seine Stirn.

„Dann bleibe Einer von Euch an der Thür, wenn er bei mir ist.“

Der Herr Assessor ging in sein Bureau hinauf; aber es dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe er wieder an den Fremden dachte, der vorgelassen werden wollte. — Vor allen Dingen mußte er es sich da oben bequem machen. Er zog seinen Oberrock aus und den alten Arbeitsrock an, hing den ersten an der dazu

XI.

Es war am nächsten Tage. Eben schlug [...] dem alten Kirchthurm von Grafenhoff neun [...] der Assessor Bellert, mit aufgespanntem Re[...] gegen das Wetter ankämpfend, in der gewöl[...] des alten Polizeigebäudes erschien, sich [...] den triefenden Schirm schloß und durch [...] Aufstampfen mit den Füßen das feuchte [...] viel als möglich von seinem Körper [...] suchte.

„Das ist ein Heidenwetter," sagte er [...] einen Hund möchte man 'naus jagen in [...] Na, was giebt's, Ortel?"

Der Polizeidiener trat mit der [...] an seinen Vorgesetzten heran.

„Bitt' um Entschuldigung [...] Wachtstube sitzt seit

Nielitz hier nebenan wird Ihnen

anderen," sagte der Fremde, ohne
aufzuschlagen.
te Person? Und welche denn?"
Ihren Leuten gehört habe —"
ie bitten etwas lauter zu sprechen.
nicht im Stande zu verstehen, was

n Ihren Leuten unten gehört habe,"
Fremde, der Aufforderung mühsam
so befindet sich hier in Ihrer Straf-
efangener Namens — Schöffel, —
tung eines Forstbeamten verurtheilt.

— Schöffel? —" sagte der Assessor,
„Ja, ich glaube. Das ist nämlich
hte, mein Herr."
gt etwa neun Jahre her."
den Burschen," rief da der Actuar vom
rüber, der nur durch eine kleine Gallerie
s Collegen getrennt war. „Christoph
34. — Seine Frau hat neulich wieder
ereicht, das abschläglich beschie-

bestimmten Nagel, streifte die Schreibärmel über und packte Taschentuch, Frühstück, Brillenfutteral, Tabacksdose und Zeitung aus, was sämmtlich in und auf dem Stehpult geordnet wurde. Dann holte er sein Federmesser aus der Westentasche und unterhielt sich dabe mit einem der schon früher gekommenen Collegen über das schreckliche Wetter und das gestrige Bier; er hatte den Mann, der da unten auf ihn wartete schon fast vergessen.

Auf einmal fiel ihm Ortels Meldung wieder ein, und mit einem misvergnügten: „Nichts als Schererei!" zog er an der vor ihm hängenden Klingelschnur.

Wenige Minuten später betrat Ortel mit dem Fremden das Zimmer. Dieser sah aber wirklich so todtenbleich aus, und zitterte so, daß er sich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Der Assessor bot ihm einen Stuhl an, auf dem er sich niederließ, und dann eine Weile st.ll vor sich hinstarrte.

„Sie haben mich zu sprechen verlangt," sagte Herr Bellert endlich, der nicht wußte, was er aus dem Mann machen sollte.

„Ja," hauchte dieser. — „Ich — habe Ihnen eine Mittheilung zu machen; vorher aber wünschte ich noch einen Zeugen dabei zu haben.

„Herr Aktuar Nielitz hier nebenan wird Ihnen wohl genügen?“

„Nein — einen anderen,“ sagte der Fremde, ohne bis jetzt die Augen aufzuschlagen.

„Eine bestimmte Person? Und welche denn?“

„Wie ich von Ihren Leuten gehört habe —“

„Ich muß Sie bitten etwas lauter zu sprechen. Ich bin wirklich nicht im Stande zu verstehen, was Sie sagen.“

„Wie ich von Ihren Leuten unten gehört habe,“ wiederholte der Fremde, der Aufforderung mühsam Folge leistend, „so befindet sich hier in Ihrer Strafanstalt ein Gefangener Namens — Schöffel, — wegen der Tödtung eines Forstbeamten verurtheilt. Ist dem so? —

„Schöffel? — Schöffel? —“ sagte der Assessor, sich besinnend. „Ja, ich glaube. Das ist nämlich eine alte Geschichte, mein Herr.“

„Es sind jetzt etwa neun Jahre her.“

„Ich kenne den Burschen,“ rief da der Actuar vom Nachbartisch herüber, der nur durch eine kleine Gallerie von dem seines Collegen getrennt war. „Christoph Schöffel, Nr. 34. — Seine Frau hat neulich wieder ein Gnadengesuch eingereicht, das abschläglich beschieden worden.“

„Es ist derselbe," sagte der Fremde, sein dunkles Auge gegen den Sprecher erhebend. „Ihn eben wünsche ich als Zeugen."

„Den Gefangenen?" rief Herr Bellert erstaunt „Das geht nicht; den kann ich Ihnen nicht herschaffen lassen."

„Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen," lautete aber des Fremden ruhige Antwort; „die nur in seiner Gegenwart möglich ist."

„Hm — das ist ja eine wunderliche Geschichte," brummte der Assessor, indem er langsam die Dose öffnete und eine Priese nahm, — „eine sehr — sehr wunderliche Geschichte. Vor Allem, welches ist Ihr Name?"

„Ich möchte vorher keine Frage beantworten, bis Schöffel gegenwärtig ist," sagte der Fremde.

„Hm," brummte Herr Bellert, stand dann auf und flüsterte eine Weile mit seinem Collegen. Dieser zuckte ein paar Mal die Achseln; endlich setzte sich der Assessor Bellert wieder auf seinen Stuhl, zog die Klingel und bedeutete den darauf eintretenden Ortel:

„Nr. 34 von drüben soll hier herübergeführt werden. Nehmen Sie aber auch gehörige Wache mit."

„Nummer 34?" frug der Gerichtsdiener zurück,

um ja kein Versehn zu machen. Sein Vorgesetzter nickte und Ortel verschwand.

Der Fremde war indessen auf seinen Stuhl zurückgesunken und holte tief Athem. Endlich stützte er beide Ellbogen auf die Knie, barg sein Gesicht in den Händen und saß laut- und regungslos da. Ein paar Mal ging die Thür auf, und er zuckte dann wohl jedes Mal zusammen, rührte sich aber nicht; bis draußen auf dem Gang endlich die Schritte mehrerer Männer laut wurden, gleich darauf die Thür geöffnet wurde, und Ortel mit lauter Stimme meldete: „Nummer 34!“

Da richtete sich der Fremde langsam auf, und wenn es möglich war, so erschien sein Gesicht jetzt noch fahler, sein Blick hohler denn vorher.

Der Gefangene trat langsam vor. Schöffel war in der langen Zeit seiner Haft alt geworden; die Kerkerluft hatte seinen Zügen eine ungesunde Farbe gegeben, während das Auge allen Glanz verloren. Die rothen Haare hatte man ihm dabei kurz abgeschnitten, und er ging in die graue, unheimliche Tracht der Sträflinge gekleidet.

Auch sein Blick war scheu und unstät geworden. Er flog von Einem zum Andern und haftete zuletzt auf dem Fremden. Die Uebrigen kannte er gut genug;

wie manche peinlich lange Stunde hatten sie ihn hier gequält.

Damals berief er sich wohl noch auf seine Unschuld bei dem, ihm zur Last gelegten Verbrechen, aber jetzt war das längst vorbei, und die Sache abgemacht. Funfzehn Jahr Zuchthaus ist eine lange Zeit und wenn er auch sieben schon davon abgesessen — zwei Jahre dauerte die Untersuchung, die man ihm natürlich nicht zu Gute rechnete — so blieb es zweifelhaft, ob er das Leben noch acht Jahr ertragen konnte. Jetzt wußte er in der That selber kaum mehr, ob er den Mord wirklich verübt habe, oder nicht. Es blieb sich auch nun gleich, und er fürchtete sich fast vor der Zeit, wo er — ein alter Mann mit einem zerstörten Körper und gebrandmarkten Namen, wieder in das Leben hinausgestoßen werden sollte.

Sein Blick und der des Fremden begegneten sich. Aber der Gefangene kehrte sich gleichgültig wieder ab. War er doch nur neugierig, was man von ihm wolle. Jedenfalls freute es ihn, daß man ihn gerufen, gleichviel wozu. Es blieb doch immer eine Unterbrechung seiner monotonen Haft — ein Augenblick, in dem er mit freien Menschen verkehren durfte — und war's auch nur mit Polizeileuten.

„Hier mein Herr,“ sagte der Assessor Bellert,

indem er auf den Gefangenen zeigte, „hier also ist der Mann, den Sie zu sehen wünschen. Du bist doch Schöffel von Herslingen, nicht wahr?

Der Gefangene drehte langsam den Kopf nach ihm hinüber.

„Wer? — ich, Herr Actuàrius? Ja, ich glaube wohl," setzte er mit einem unheimlichen Lächeln hinzu, „aber gewiß weiß ich's freilich nicht mehr. Es ist so lange her, daß ich meinen eigenen Namen nicht gehört; ich glaube, ich könnte nicht einmal mehr darauf schwören. Hier heiß' ich Nummer 34, wenn ich auch früher nur gedacht, daß so eine Nummer nur eine Klafter Holz oder einen Haufen Reisig bedeuten könne. Wenn Sie in den Akten hinter der Nummer nachsehen, werden Sie den richtigen Namen wohl finden."

„Schon gut, schon gut; wir wollen Nichts weiter von Dir wissen," sagte der Assessor ungeduldig, und winkte ihm mit der Hand, „Du hast nur auf an Dich gerichtete Fragen zu antworten."

„Nummer 34 gehorcht!" sagte der Mann ruhig, und sah still vor sich nieder.

Der Fremde hatte indessen keinen Blick von den rauhen Zügen des Unglücklichen verwandt. Jetzt aber, als der Assessor schwieg, richtete er sich empor und

sagte dann mit gewaltsam gesammelter, aber ruhiger und fester Stimme:

„Herr Assessor Bellert; haben Sie Zeit, eine Geschichte anzuhören?“

„Wenn sie nicht zu lange dauert,“ erwiderte dieser, nach der Uhr sehend. „Es ist fast drei Viertel auf zehn Uhr, und um zehn sind Leute herbeschieden.“

„Ich werde mich kurz fassen,“ hauchte der Fremde, fuhr sich mit der Hand über die bleiche, mit großen hellen Tropfen bedeckte Stirn und begann:

„Sie wissen, daß vor neun Jahren im hollendeiker Revier, am Rande einer Kieferndickung, der Forstgehülfe Meier ermordet gefunden wurde?“

Schöffel, der bei Seite stand und bis jetzt geglaubt hatte, daß vorher, ehe er vorgenommen wurde, erst noch eine andere, ihm gleichgültige Sache verhandelt werden solle, zuckte, so wie er den Namen hörte, jäh empor.

„Allerdings,“ sagte der Assessor, „und dort steht sein Mörder. — Er hat zwar bis auf den heutigen Augenblick noch frech geleugnet, die Beweise waren aber so überzeugend gegen ihn, und sein ganzes früheres Leben bezeugte die That dermaßen, daß ihn die Gerichte zu der Strafe verurtheilten, die er jetzt verbüßt.“

„Einen Zeugen in der Sache haben Sie aber noch nicht vernommen," sagte da der Fremde, „oder wenn er früher vernommen wurde, hat er nicht Alles ausgesagt, was er wußte. Ich bin beauftragt, dessen Worte zu überbringen — bitte, nehmen Sie das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, zu Protocoll."

„Aber Ihr Name —"

„Sie werden ihn nachher ausfüllen können; ich — mag der Erzählung nicht vorgreifen. — Darf ich beginnen?"

Der Assessor nickte ihm zu und griff dann kopfschüttelnd nach seiner Feder. Nach einigen flüchtig auf das Papier geworfenen Worten sah er zu dem Fremden wieder auf, und dieser sagte:

„In jener Zeit lebte in Hollendeik ein Mann, der ein Wirthshaus hielt und in dem Ruf stand, mit Wilderern geheime Verbindung zu haben und ihnen gestohlenes Wildpret abzukaufen."

„Ja, ich weiß," unterbrach ihn Herr Bellert — „er hieß Joseph Kerdelmann. Ich habe ihn selber damals verhört. Es konnte ihm Nichts bewiesen werden und er ging später nach Amerika, glaub' ich. Es ist übrigens ziemlich sicher, daß er das wirklich gethan, was man ihm zur Last gelegt, und besonders mit dem Burschen da in genauerer Verbindung ge-

standen, als Beide eingestehen mochten. Er hat auch dessen Frau durch ein Geschenk entschädigt. Später bekamen wir noch gewissere Beweise, aber leider war er da schon fort."

„Er hat nie von anderen Wilderern gekauft," sagte der Fremde ruhig, denn was er brauchte schoß er selber."

„Da sind Sie im Irrthum," sagte der Assessor ungeduldig werdend — „Kerdelmann war allbekannt ein schlechter Schütze und ging nie auf die Jagd. — Bitte, lassen Sie die alten Geschichten und kommen Sie zu dem, was Sie uns sagen wollten, denn damit vertändeln wir nur die Zeit."

„Ich habe Sie ersucht, Herr Assessor, das zu Protocoll zu nehmen, was ich Ihnen hier mittheile," entgegnete ruhig der Fremde — „ich spreche wie unter einem Eid und erzähle Ihnen nur Thatsachen."

„Und ich habe es immer geglaubt," murmelte der Gefangene für sich hin, und wußte in dem Augenblick kaum noch, daß er gefangen war. Auge und Ohr hing an dem Fremden, und wie eine Ahnung ging es in ihm auf, daß ein Wendepunkt seines Schicksals eingetreten sei — zum Guten oder Schlechten? — pah, was da kam, mußte ja zum Guten kommen; zum Schlechten war es nicht mehr möglich?

„Und womit wollen Sie beweisen, was Sie hier sagen?" frug der Assessor, noch immer zweifelnd.

„Mit dem, was weiter folgt," erwiderte der Fremde, „und bitte, unterbrechen Sie mich nicht mehr. Noch hab' ich die Kraft zu reden; aber mein Körper ist in der letzten Zeit aufgerieben und überspannt worden, und — ich möchte meine Sinne beisammen halten. Ich wiederhole deshalb, jener Mann, der das Wirthshaus zum rothen Hirsch hielt, hat nie Wild von Wilderern gekauft, stand deshalb auch nie mit jenem Schöffel" — Nummer 34, murmelte der Unglückliche — „in Verbindung."

„Ob Schöffel damals selber noch gewilddiebt hat, weiß ich nicht, glaube es aber nicht, denn mit schlimmer List suchte er jenen Joseph Kerdelmann zu verleiten, ihm, angeblich gestohlenes Wild abzukaufen. Kerdelmann wurde gewarnt — von wem, kann ich nicht sagen, aber nicht von Schöffel selber. Doch auch ohne die Warnung hätte er es ihm nicht abgekauft, denn er mißtraute ihm gleich von Anfang an, haßte den Menschen aber deshalb noch mehr als vorher, weil er die Hand dazu geboten, ihn vor Gericht zu bringen."

„In jener Zeit war der Wirth fast jede Nacht draußen im Walde. Mit allen Schlichwegen bekannt,

gelang es ihm leicht, die Wachsamkeit der im Anfang etwas schläfrigen Jäger zu täuschen. Nur Einer, jener Meier, war fleißiger als die Uebrigen, und weil er Schöffel für einen Wilderer hielt, suchte er diesen zu erwischen. Auf Kerdelmann hatte Niemand Verdacht, eben weil sich dieser absichtlich für einen schlechten Schützen ausgab und nie öffentlich mit auf die Jagd ging."

„Aber woher wissen Sie das Alles?" fragte der Assessor, zu den erregten Zügen des Redenden erstaunt aufsehend.

„Kerdelmann," fuhr der Fremde ruhig fort, ohne die Frage zu beantworten, „war denn eines Nachts heimlich hinausgegangen, ein Stück Wild zu schießen. Er wußte, daß der Forstgehülfe Meier im Walde herumspionirte, aber durch seine bisherigen glücklichen Erfolge tollkühn gemacht, lachte er der Gefahr, der er schon zu begegnen hoffte. Da er die Wechsel des Wildes genau kannte, brauchte er dabei nicht viel Zeit mit Pirschen zu verlieren, auch verringerte er die Gefahr, entdeckt zu werden, indem er sich ruhig in den Rand eines Dickichts auf den Anstand setzte."

„Es war schon ziemlich kalt, aber geduldig saß er, bis der Mond hell aus den Wolken trat, und nun auch nicht lange nachher ein Rudel Wildpret über einen

offenen Schlag vertraut herüberkam. Nur etwas höher als gewöhnlich hielten sie sich in dieser Nacht, und der Wildschütz, als er merkte, daß sie nicht in Schußnähe von ihm kommen wollten, schlich etwas weiter im Dickicht hinauf, nahm, als das Rudel langsam dort vorüberzog, eine gelte alte Geis auf's Korn und schoß sie auf's Blatt, daß sie in ihrer Fährte verendete. — Er fehlte fast nie."

„Kerdelmann?" flüsterte der Gefangene, und sein ganzer Körper zitterte vor innerer Bewegung, die Augen traten fast aus den Höhlen, die Hände hatte er bebend vorgestreckt und jedes Wort verschlang das gierig lauschende Ohr."

„Aber woher um Gottes Willen wissen Sie das Alles?" rief der Assessor noch einmal. „Ich begreife gar nicht —"

Der Fremde winkte ihm leise mit der Hand zu schweigen, und so stier, so geisterhaft war dabei sein Blick, daß der erschreckte Assessor die Frage nicht wiederholte, denn auf's Neue drängte sich ihm der Verdacht auf, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe.

„Das alte feiste Thier war zusammengebrochen und lag lang gestreckt am Boden," fuhr da der Fremde mit ruhiger, monotoner Stimme fort; „aber der

Schuß hatte ein so donnerndes Echo in den Bergen gefunden, daß der Wildschütze sich nicht gleich auf die offene Blöße hinausgetraute. Das andere Rudel war schon lange zum Kamm des Berges hinaufgeflohen. Todtenstille herrschte wieder im Wald, und noch immer lag er, vorsichtig lauernd auf der Wacht, ob der Knall nicht seinen Feind, jenen Meier, herbeiführen würde. Aber Alles blieb ruhig — kein Schritt im Laub, kein knickender Ast verrieth, daß noch ein lebendes Wesen außer ihm dort draußen sei."

„Da endlich, als er sich wieder vollkommen sicher fühlte, glitt er hinaus auf den Schlag, das Stück Wild in die Kieferndickung hineinholend."

Der Fremde schwieg einen Augenblick und starrte vor sich nieder — Schöffel war unwillkürlich einen Schritt vorgetreten, sein von ihm abgewandtes Gesicht besser sehen zu können, und selbst der Assessor starrte ihn jetzt in wachsender Spannung an. Der fremde Mann war jedenfalls in einer ganz unnatürlichen Aufregung und er selber neugierig geworden, wo er hinaus wolle. Daß er sich übrigens mit jenem Kerdelmann irre, davon fühlte sich der Assessor überzeugt, denn er selber als damaliger Actuar Bellert hatte den Prozeß geführt, und mußte natürlich am besten wissen, wie die Sachen standen.

„Als Kerdelmann," fuhr endlich der Fremde fort — „das Dickicht schon fast erreichte — er war kaum noch vier oder fünf Schritt davon entfernt — donnerte ihm plötzlich ein lautes „Halt!" entgegen — halt! — er hat den Anruf nie vergessen können, sein ganzes übriges Leben lang — und ein Jäger, das Gewehr im Anschlag, stand vor ihm, — er war verloren. — Seine eigene Büchse lehnte drin im Busch, gerade an derselben Stelle, wo Jener stand, und er befand sich also rettungslos in der Gewalt des Feindes. — Es war jener unglückliche Meier, den sein böser Stern zu jener Zeit hierhergeführt, und Kerdelmann kannte und — haßte ihn. — Wie er ihn nachher überlistete bleibt sich gleich, aber als er ihm vergebens Geld und gute Worte geboten, ihn ungestraft ziehen zu lassen, machte er ihn soweit sicher, daß er ihm half, das im ersten Schreck abgeworfene Wild wieder auf die Schulter zu heben, um es in's Dorf hinabzutragen."

„Kerdelmann wußte, er war verloren, sobald der Jäger am Leben blieb, und den ersten möglichen Augenblick benutzend, — — stieß er dem Forstgehülfen sein Messer in den Leib."

„Kerdelmann?" schrie der Gefangene auf — Kerdelmann? und ich — ich habe die langen Jahre schuldlos sitzen müssen? Meine Familie ist zu Grunde

gegangen — ich selber bin ein elender, erbärmlicher Zuchthäusler geworden — Gerechtigkeit! — ist das Gerechtigkeit? o du heiliger, barmherziger Gott!"

„Haltet Euer Maul!" fuhr ihn der Assessor finster an. Er mochte sich nicht, nur auf die Aussage eines Fremden hin, gleich so leicht davon überzeugen lassen, daß durch seine eigene Schuld ein armer Teufel so lange Jahre unschuldig im Gefängniß gesessen. — „Das ist eine gar wunderbare Geschichte, die Sie uns da erzählen," wandte er sich dann gegen diesen, „und ich möchte wissen, wie Sie es beweisen wollen."

„Hören Sie mich weiter," sagte der Fremde, der, zwar mit vollkommen blutlosen Wangen, aber jetzt mit fester Stimme und unbewegten Zügen fort erzählte. — „Der Mörder floh nach der That in das Dorf zurück. Unentdeckt erreichte er sein Haus, vergrub dort die blutigen Kleider sowie sein Gewehr, die er später vernichtete, und ließ die Sache ihren Lauf gehen. Durch eine Jagd kam der Mord allerdings früher an den Tag, als er erwartet hatte, da ihm ein frischer Schnee außerordentlich günstig gefallen. Aber der Verdacht des Mordes lenkte sich auf einen Mann, den er von Herzen haßte, und der ihn selber erst vor kurzer Zeit hatte durch List überführen und den Gerichten übergeben wollen. Mit Schadenfreude sah er deshalb wie

er zwei Fliegen mit einem Schlage getroffen, und dachte nicht daran, den unschuldig Angeklagten durch ein entschlossenes Geständniß frei zu machen. — Er wußte nicht, daß er den schlimmsten Ankläger im eigenen verstockten Herzen trug."

„Aber doch litt es ihn nicht länger hier in Deutschland, Anderes, das nicht hierher gehört, kam dazu, daß er sich unbehaglich — nicht recht sicher fühlte und er — wanderte aus."

„Und wo ist er jetzt?" frug der Assessor, der aufmerksam werdend, die Züge des Erzählenden schärfer und forschender betrachtet hatte.

„Hören Sie mich weiter," sagte der Mann, langsam die Hand gegen ihn aufhebend — „In Amerika ging es ihm im Anfang gut. Mit dem Geld, das er hinübergebracht, kaufte er unter günstigen Verhältnissen eine Farm — heirathete und hatte liebe Kinder — aber der Wurm fraß an seinem Herzen. Sah er im Anfang, den Mord nicht achtend, selbst gleichgültig auf das Loos des Unglücklichen zurück, der unschuldig seinethalben im Gefängniß schmachtete, hoffte er von der Zeit, daß sie das Ganze in Vergessenheit begraben würde, so ward die Zeit gerad' sein schlimmster Feind. Mit jedem Tage wuchs die Angst, daß da oben doch ein Rächer wohnen könne, mit jedem Tag trat der

blutige Leichnam, traten die bleichen Züge des Eingekerkerten mahnender, lebendiger vor seine Seele. Er mied den Umgang mit andern Menschen — verließ auf halbe Jahre lang die Seinen, um in der Wildniß, von dem Gewissen gejagt, umherzuirren — umsonst — das Schreckbild folgte — folterte ihn, wohin er sich auch wandte. Nicht in der Kirche, nicht im stillen Wald, nicht in der wildesten Gesellschaft mied es ihn. An seine Sohlen geheftet, jagte es ihn das weite Land auf und ab, bis er endlich, an Kraft gebrochen, zu den Seinen wiederkehrte."

„Aber auch dort verließ es ihn nicht, und bald trat auch der Fluch, der ihn bis dahin nur in seiner eignen Brust gequält, thatsächlich ihm in's Leben. Seine Kinder erkrankten, eins von ihnen starb. Brand, Mißwachs und Seuchen erschütterten sein Vermögen. — Endlich legte sich auch die Frau, die mit eines Engels Geduld seinen finstern Trübsinn ertragen, und vier Wochen später war sie eine Leiche."

„Was der Mann damals geduldet und gelitten — eine Menschenzunge wäre nicht im Stande, es zu beschreiben — und doch war sein Leidenskelch noch nicht zur Hälfte geleert. — Sein letztes Kind — sein Liebling — lebte noch, und auch das mußte er endlich langsam hinsiechen — mußte es sterben sehen —"

Der Mann schwieg, und in der Erinnerung an all' das Entsetzliche, das er überstanden — in dem Gefühl der Verzweiflung, die seine Seele erfaßt, zermalmt hatte, versiegte ihm fast die Sprache, jagte sein Blut in Fieberhast durch seine Adern, zitterte sein ganzer Körper.

„Wie ist mir denn," sagte da der Assessor — „Ihr Gesicht kommt mir eigentlich so bekannt vor — die ganze Gestalt — ich weiß nicht — sind denn Sie selbst am Ende — ?"

„Hahahaha!" lachte da der Unglückliche laut und grell auf, daß es dem Assessor fröstelnd über die Haut lief und der Gerichtsdiener draußen den Kopf erschreckt zur Thür hereinsteckte — „hahahaha, kommt Ihr endlich auf die richtige Spur, Ihr Schergen der Gerechtigkeit? — Ja" — rief er, und seine Stimme klang hohl und wild, sein Auge glühte von einem unheimlichen Feuer, seine ganze Gestalt hob sich und er schien wie außer sich — „Ja, von dem Augenblick an litt es den Vernichteten, den Ausgestoßenen, den Verdammten nicht mehr unter den Menschen — Gottes Finger deutete auf ihn, er war den finsteren Mächten verfallen und nur der Drang, sein Herz hier noch durch Buße zu erleichtern — einen Theil des Unrechts wieder gut zu machen — wenn auch das nicht schon zu spät war,

hielt ihn noch am Leben. Sobald ich aber zu dem Entschluß gekommen war, sobald ich erst einmal das klare Bewußtsein gewonnen, daß nur durch einen solchen Schritt jene zürnende Gottheit wieder versöhnt werden könne, machte ich Alles, was ich besäß, zu Gelde und floh zu Schiff — nach Deutschland —"

„Sie?" rief der Assessor, von seinem Stuhle aufspringend, während Schöffel, keines Lautes mächtig, mit gefalteten Händen danebenstand.

„Ich — ich — ich," schrie der Unglückliche, in furchtbarster Aufregung um sich blickend, — ich bin jener Elende, Verworfene; der Mörder, der den Jäger erstochen, der Räuber, der diesem Unglücklichen da sein ganzes Leben heimtückisch gestohlen. — Schöffel!" stöhnte er plötzlich, und warf sich in wilder Heftigkeit vor dem Gefangenen auf die Kniee — „Schöffel, armer mißhandelter, geknechteter, zertretener Mensch, vergieb einem Elenden, der aus Rache und Bosheit, der in feiger, nichtswürdiger Angst sich heimlich durch die Flucht der verdienten Strafe entzog. — Ich bin der Hirschenwirth — ich bin Kerdelmann — ich —" er vermochte nicht mehr; sein Körper, der das Unglaubliche ertragen, brach unter der Last zusammen, und ohnmächtig lag er zu den Füßen Schöffels.

Die Gerichtsdiener, die bei den letzten dröhnenden

Worten des Mannes in das Zimmer getreten waren, sprangen jetzt zu, ihn aufzuheben. Der Assessor wechselte dabei einige Worte mit Ortel und einer der Leute wurde rasch nach einem Arzt geschickt. Ehe der kommen konnte, hatte sich indessen Kerdelmann schon wieder erholt.

Von jetzt an schien aber eine vollkommene Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein. Er war plötzlich verwandelt; die Farbe kehrte in seine Wangen zurück, und mit dem Bewußtsein, das Ziel erreicht zu haben, dem er mit einer wahren Todesangst die letzte Zeit entgegengestrebt, handelte er von dem Augenblick an besonnen und vollständig leidenschaftslos.

Schöffel war noch im Zimmer. — Der Assessor wußte in der That nicht, was er mit dem Mann jetzt anfangen sollte — und Kerdelmann's erster Blick suchte und fand ihn. — Schöffel selber stand wie in einem Traum; das volle Glück dieses Augenblicks war er noch nicht im Stand zu fassen. — Kerdelmann handelte für ihn.

Er stand auf, strich sich die Haare zurück, und ersuchte dann mit vollkommen ruhiger Stimme den Assessor noch um einige Minuten Gehör. Dieser wollte jetzt die Gerichtsdiener entfernen, aber er bat, sie im Zimmer zu lassen, da er der Zeugen bedürfte.

Dabei legte er dem Beamten seine Papiere vor, die er in einer kleinen Brieftafel in der Tasche trug — es war sein alter und sein neuer Paß, und während der Assessor diese durchsah, schnallte er sich den Geldgürtel ab, den er noch immer um den Leib trug.

„Dies," sagte er dabei, „ist der Rest meines Vermögens, den ich mir von Amerika gerettet — Kinder habe ich nicht mehr; meine Frau ist todt, und dies Geld gehört von Gott und Rechtswegen dem Unglücklichen, der meinethalben die vielen Jahre schwerer Haft unschuldig ertragen mußte. Hier, Schöffel — — nehmt es — Ihr habt es Euch schwer und sauer verdienen müssen, und wenn es Euch auch die Schmach und das Herzeleid, das Ihr ertragen habt, nicht in seinem tausendsten Theil vergüten kann, so bedenkt, daß es Alles ist, was ich, mit meinem Leben, Euch im Stande bin zu bieten. — Ihr werdet es wahrscheinlich hier bei Gericht deponiren müssen, bis Ihr frei gelassen seid, aber das kann jetzt nicht mehr lange dauern — und Alle hier sind Zeugen, daß es Euch gehört. Und nun bitte ich, laßt mich mit dem Herrn Assessor noch eine kurze Zeit allein, daß ich die, ihm nöthig dünkenden Fragen beantworten, und ihm noch den letzten Zweifel benehmen kann. — Ihr

habt Nichts zu fürchten," sagte er wehmüthig lächelnd, als er sah, daß die Leute zögerten, ihm zu gehorchen. „Ich bin den weiten Weg über's Meer zurückgekommen, mich den Händen des Gerichts zu überliefern, und werde Euch jetzt wahrlich nicht entfliehn."

XII.

Wie ein Lauffeuer breitete sich indessen das Gerücht in der Stadt aus, „der Kerdelmann," den sie Alle recht gut gekannt, „der Kerdelmann ist wieder da — ist steinreich von Amerika zurückgekommen, und hat sich selber den Gerichten als Mörder des Forstgehülfen Meier gestellt."

Noch an demselben Abend wußte es jedes Kind in Grafenhoff sowohl, wie in Hollendeik, und wenn es auch im Anfang bezweifelt wurde, bestätigten es doch bald spätere Nachrichten. Ueberdies begann am nächsten Tag ein neues Zeugenverhör in der schon fast vergessenen Sache, und rief eine fast unglaubliche Aufregung in dem kleinen Orte hervor.

Wenn Kerdelmann übrigens geglaubt, daß es nur seines einfachen Bekenntnisses bedürfe, Schöffel, den unschuldig Eingekerkerten, befreit, und sich selber der nur zu wohl verdienten Strafe überliefert zu sehn, so

hatte er sich darin geirrt. Er kannte unseren deutschen, vorsichtigen Gerichtsgang nicht.

Eine neue Untersuchung begann; Zeugen wurden aus allen Ecken und Enden herbeigeholt, die alten Actenstücke bis auf den Grund durchwühlt und neue aufgehäuft — und warum? — Kerdelmann konnte wahnsinnig sein — und die einfache Thatsache, daß er sich selber auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, bewies beinahe das Erste in den Augen des Gerichts. Aengstliche, genaue Untersuchung stellte aber nichts dem Aehnliches heraus. Der Unglückliche hatte seine Sinne fest beisammen; ja wie der erste für ihn furchtbare Moment der Anklage selber vorüber war, schien ihn sogar eine gewisse freudige Ruhe zu erfüllen.

Er beantwortete alle an ihn gestellten Fragen einfach kurz und deutlich, widersprach sich nie, denn er sprach Wahrheit, und das Geschehene stand ja mit Flammenzügen in seinem Herzen eingegraben, und trieb und drängte nur dem einen Ziel jetzt entgegen, daß Schöffel seine Freiheit wieder bekam. — Das kostete Mühe, aber — es geschah doch endlich. Nachdem man alles Mögliche angewandt, thatsächliche Beweise für das Gestandene aufzufinden, nachdem sogar der kleine Fluß abgelassen worden, an der bezeichneten Stelle das dort hineingeworfene Büchsenrohr wieder

aufzufinden, und dieses, nach achttägiger Arbeit glücklich zu Tage gefördert worden war, entließ man den bis jetzt unschuldig Eingekerkerten seiner langen Haft, und übergab ihm sogar, in Rücksicht auf dieselbe, das ihm von Kerdelmann geschenkte Geld, ohne die Gerichtskosten des Prozesses davon abzuziehen.

Der Vorschlag dazu wurde allerdings gemacht, aber doch unpassend befunden und zurückgewiesen.

Kerdelmann hatte indessen mit Niemandem mehr in Verbindung gestanden, obgleich er sich während der Untersuchungshaft bei seinem Wächter nach Allen in der Nachbarschaft auf das Angelegentlichste erkundigte. Der Mann war aus Hollendeik gebürtig, und kannte dort jedes Kind. Er wußte auch ganz genau an welchem Tag der Kronenwirth gestorben und begraben sei, und daß die Margarethe Freier die Hülle und die Fülle gehabt, aber keinen genommen habe. Trotzdem sei sie noch ein schmuckes Mädel, wenn auch schon ein Bischen in den Jahren.

Kerdelmann hatte sich das Alles wieder und wieder erzählen lassen und war endlich bei dem Assessor um die Erlaubniß eingekommen, daß ihn Jemand aus Hollendeik besuchen dürfe.

Da die Untersuchung gegen ihn geschlossen war, hatte man nichts dagegen. Er bekam sogar auf seinen

Wunsch Schreibmaterialien in seine Zelle, und der Schließer erhielt darauf von Kerdelmann einen Brief zur Beförderung, der die Adresse trug:

„An Margarethe Asfeldt zu Hollendeik in der Krone."

Da der Brief unversiegelt war, so gehorchte der Schließer dem Drange seiner Neugier, die Zeilen sofort zu lesen. Sie lauteten einfach:

„Wollen Sie, Margarethe, einen Unglücklichen noch einmal sehen, ehe ihn die Strafe seines Verbrechens erreicht hat, so bitte ich Sie dringend, sich morgen nach Grafenhoff und zu mir zu bemühen. Ich habe die Erlaubniß erhalten, einen Besuch zu empfangen — aber ich habe nur Zeit bis morgen. Sind Sie um 4 Uhr nicht bei mir, so nehme ich an, daß Sie den Elenden nicht wieder sehen wollen, der unsägliches Leid auf so viele unschuldige Häupter gehäuft hat, wenn sein eigenes Herz auch jetzt von Reue zerknirscht und gebrochen ist. Ich selber betrachte Ihren Besuch als die einzige Gunst, die ich noch vom Leben erflehe.

Joseph Kerdelmann."

Der Schließer musterte die Zeilen kopfschüttelnd ein paar Mal durch. Da fiel ihm ein, daß der Gefangene von eben diesem Mädchen in früheren Jahren einen Korb bekommen und daß dieser Korb für die

alleinige Ursache seiner Auswanderung nach Amerika gegolten hatte. Es war natürlich, wenn er Margarethe geliebt, daß er sie noch einmal sehen wollte, bevor ihn die Mauern des Strafhauses für immer von der Welt schieden.

Der Brief mußte, der Ordnung nach, erst dem Assessor vorgelegt werden. Herr Bellert hatte aber nicht gleich Zeit oder Lust ihn durchzusehen. Er ließ ihn bis zum nächsten Morgen liegen. Dann wurde er befördert und Margarethe erhielt ihn des Nachmittags.

Kerdelmann verhielt sich indessen vollkommen ruhig in seiner Zelle und sprach so heiter mit seinem Wächter, wie dieser ihn noch gar nicht gesehen. Am nächsten Morgen räumte er seine Zelle auf, legte reine Kleider an und bereitete sich auf seinen Besuch vor.

Aber Stunde auf Stunde verging und Niemand kam. Eine eigenthümliche Angst schien sich des Gefangenen unter der Zögerung zu bemächtigen. Der Mittag rückte heran, und Kerdelmann berührte die ihm gebrachte Kost nicht, aber unzählige Mal fragte er den Schließer, ob denn auch sein Brief ordentlich bestellt sei. Von diesem, der um die Verzögerung nicht wußte, erhielt er nur bejahende Antworten, — die Zeit jedoch verstrich.

Es schlug 4 Uhr draußen — der letzte Termin, den er Margarethen gesetzt — und sie war nicht gekommen.

Wohl eine Stunde noch saß er still und schweigend, den Kopf in die Hände gestützt, auf der Pritsche, die ihm zum Lager diente, dann richtete er sich langsam auf und ging zu seinem Tisch, auf dem das Schreibzeug von gestern noch stand.

Es fing schon an zu dämmern, aber es waren auch nur einige Zeilen, die er auf ein Blatt schrieb, das er offen auf dem Tische liegen ließ.

Als bald darauf der Schließer die kleine Klappe von außen öffnete, von der aus er seine Zelle übersehen konnte, lag der Gefangene auf seinen Knieen neben seinem Bett und betete. Erstaunt sah ihm der Schließer eine Weile zu. — Es war das erste Mal, daß er ihn in solcher Lage traf und er wollte ihn nicht stören. Er schloß leise die Klappe wieder und ging langsam den Gang entlang in seine Stube oben.

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als ein Wagen vorfuhr, aus dem ein Bauermädchen stieg, und gleich darauf wurde der Schließer hinabgerufen. Die eben Gekommene verlangte einen der Gefangenen zu sprechen.

„Halloh, Gretchen," sagte der Mann, der sie von

Hollendeik aus gut genug kannte, „der arme Teufel da oben hat mit Schmerzen schon den ganzen Tag auf Dich gewartet — er muß Dir doch wohl was recht Nothwendiges zu sagen haben."

„Kann ich ihn sehen, Thomas?" sagte Margarethe mit leiser, zitternder Stimme — „ich habe ja den Brief erst heute Nachmittag bekommen."

„So spät? — ja, sehen kannst Du ihn gewiß; der Herr Assessor hat's erlaubt. Die Untersuchung ist vorbei, und ich denke, morgen früh wird ihm sein Urtheil publicirt werden. Es ist heute Abend eingetroffen."

„Ist er oben?"

„Ja, Schatz, wo soll er denn sonst sein? Unsere Gesellschaft findest Du immer zu Haus."

„Bitte, Thomas, führt mich zu ihm hinauf."

„Nun, warte nur einen Augenblick, mein Schatz," sagte der Mann. „Auf der Treppe wird's schon finster sein, und sie sind eben erst dabei die Lampen anzustecken. Ich will ein Licht mit hinaufnehmen."

Der Mann ging unten in die Wachtstube hinein, holte von dort ein angezündetes Licht heraus, und mit den Worten: „Na nu komm', und nimm Dich ein Bischen in Acht, daß Du mir nirgend gegenrennst," stieg er, von dem Mädchen gefolgt, langsam die breite

steinerne Treppe hinauf, die zu der Zelle des Gefangenen führte.

In den Gängen war es indessen vollständig dunkel geworden, und einer der Leute eben draußen beschäftigt, die dort aufgehangenen Lampen anzuzünden — der Docht wollte nur noch nicht recht brennen.

Thomas, der Schließer, schritt langsam den Gang entlang, und Margarethe, die sich dicht hinter ihm hielt, faßte es mit unheimlich wildem Schauer, als sie an den mit Schlössern behangenen niederen Thüren vorüberging. Wie viel Elend, wie viel Jammer lag dahinter verborgen, wie viel Verbrechen lauerten hinter jenen Riegeln — und wenn sich jetzt die kleinen Klappen geöffnet hätten — wenn irgend ein Schreckbild seinen Arm nach ihr herausgestreckt hätte! Eiskalt überlief es das Mädchen bei dem Gedanken, und scheu warf es den Blick nach links und rechts hinüber, und auf den eigenen Schatten zurück, der von dem unsicher getragenen Licht bald da, bald dorthin unstät schwankte.

„No. 17," sagte da Thomas, das Licht etwas emporhebend, daß er die kleine, rauchgeschwärzte Nummertafel über dem Eingang erkennen konnte — sahen sich doch die Thüren einander gleich — „da drinnen ist er. Heda, Kerdelmann!" rief er dann, die kleine

Klappe öffnend, ehe er die Thür aufriegelte und aufschloß, „seid Ihr bereit? — es kommt Besuch.“

Es war vollkommen finster in dem dunklen Raum, aber Niemand antwortete.

„Er ist wahrhaftig ausgegangen,“ lachte Thomas in sich hinein, und deckte seine Augen mit der Hand gegen das Licht, um besser sehen zu können — „he, Kerdelmann! — schlaft Ihr?“

Keine Antwort.

„Hm,“ sagte der Mann, den Kopf schüttelnd, während er ohne Weiteres die Klappe wieder schloß und die beiden schweren Riegel zurückschob, „der muß schlafen wie ein Dachs.“

Das schwere Schlüsselbund klirrte, das Schloß kreischte, und gleich darauf öffnete sich die dicke, eisenbeschlagene Thür in ihren Angeln.

Margarethe faßte ein eigenes, herzzerschneidendes Weh — das Blut stand ihr still, und sie mußte sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken.

Der Mann trat mit dem Licht hinein; das Mädchen wagte nicht, ihm zu folgen — und doch blieb er so lange, und auf dem Gang war es so düster, und wie leises unheimliches Flüstern tönte es von allen Seiten an ihr Ohr. — Auch in der Zelle wurde kein Wort gesprochen. — Endlich kam der Schließer zurück,

aber anstatt sie heineinzuführen, schloß er die Thür wieder hinter sich, und schob die beiden Riegel vor.

„Ist er nicht drinnen?" frug jetzt Margarethe, zögernd.

„Ja," brummte der Gefängnißwärter, — „aber — er nimmt keinen Besuch mehr an."

„Habt Ihr ihm gesagt, daß ich da sei?" forschte das Mädchen mit schüchterner Stimme.

„Hm — komm, Gretchen," sagte der Schließer, und putzte das Licht, das er in der Hand trug, „es ist — es ist besser, wir gehen hinunter."

„Was ist geschehen — um Gottes Willen — Ihr seid — Ihr seid so sonderbar — darf ich denn nicht hinein?"

„Nein, mein Herz," sagte der Mann ruhig — „lieber nicht. Es sieht häßlich da drinnen aus. — Ich glaube nicht, daß sie der Nummer 17 ihr Urtheil morgen früh vorlesen werden."

Margarethe blieb stehen — ihr Herzblut stockte, und das Gewölbe fing an, sich mit ihr umherzudrehen; aber stark, wie sie immer war, sammelte sie sich rasch wieder, faßte den Arm des Schließers und sagte:

„Thomas — führt mich hinein zu dem — Todten."

Der Schließer sah sie verwundert an, und schien

keine Lust zu haben, ihren Wunsch zu erfüllen; aber das Mädchen fuhr fort:

„Ich habe die Erlaubniß erhalten ihn zu sehen — lebend oder todt, was liegt daran! Er war ja doch schon todt für die Welt — ob er auch noch athmete."

„Es sieht häßlich aus, Gretchen," versetzte der Schließer abmahnend.

„Bitte, guter Thomas."

„Na — mein'twegen — mir kann's recht sein," sagte kopfschüttelnd der Mann und schloß die Thüre wieder auf — „aber lange dürfen wir nicht bleiben, denn ich muß gleich die Meldung machen."

„Nur einen einzigen kurzen Augenblick."

Die Riegel klirrten wieder zurück, das Schloß knickte in seiner Feder, und die dunkle Zelle lag offen vor ihr da. Der Schließer aber trat voran hinein und das Licht hoch haltend, deutete er schweigend auf den Körper, der ausgestreckt auf dem Lager ruhte. Ueber die Art seines Todes brauchten sie auch nicht lange in Zweifel zu sein; ein abgebrochenes Stück des irdenen glasirten Schreibzeuges hatte ihm dazu gedient, sich mit dem scharfen Bruch die Adern an Händen und Füßen zu öffnen und das Leben war längst entfloh'n.

Sein Tod aber mußte leicht und schmerzlos gewe-

sen sein, denn stiller Frieden lag über dem Angesicht des Unglücklichen, der sein Verbrechen schwer und lang gebüßt.

„Hm — der arme Sünder," brummte der Schließer leise — „ist nur von Amerika wieder herüber gekommen, um den Schöffel frei zu machen."

Margarethe sagte kein Wort. Sie war neben dem Todten auf die Knie gesunken und betete still.

Als sie einige Minuten so verbracht, richtete sie sich langsam auf, und wollte die Zelle wieder verlassen. Da fiel ihr Blick auf den Tisch, auf dem ein beschriebenes Blatt lag. Sie trat hinzu, und es zum Lichte haltend, las sie die wenigen Zeilen. Sie lauteten:

„Auch das Letzte ist mir versagt worden. Sie will mich nicht mehr sehen, und ich kann nicht länger warten. Heute ist der Jahrestag, an dem ich jenen Unglücklichen erschlug — heute noch muß ich vor meinen Richter treten, der meiner verzweifelnden Reue gnädig sein möge. Was ich auf der Erde noch zu thun hatte, hab' ich erfüllt — was mir dort bevorsteht, weiß nur Er — Seinen Händen übergeb' ich mich — Lebt wohl! Nummer 17."

Langsam legte Margarethe das Blatt auf den Tisch zurück; große helle Thränen tropften aus ihren Augen. Thomas hatte das Blatt ebenfalls aufgenom-

men und durchgelesen, und schritt jetzt eben so schweigend mit ihr die Treppe hinab.

Der Wagen hielt noch unten vor der Thür.

„Gute Nacht, Thomas," sagte sie; als sie ihr bleiches Antlitz noch einmal gegen ihn drehte, und wenige Minuten später rollte das Fuhrwerk rasch die Straße nach Hollendeik zurück.

Werner.

I.

Es ist eine wunderbare Sache um den Geist des Menschen, und unergründet, wie das Meer, liegen die Geheimnisse seiner Tiefe vor uns in dunkler Nacht.

Wir nennen das Auge den „Spiegel der Seele“ und vermeinen in seinem klaren Stern das Bild zu lesen, das da drunten verborgen ruht; aber arme, kurzsichtige Sterbliche, die wir sind — nur rathen und vermuthen können wir. Ungelöst wie je liegt hinter dem wunderbaren Krystall eine zauberreiche, märchenhafte Welt, die wir nicht einmal in uns selbst zu ergründen vermögen, viel weniger in einem andern fremden Blicke.

Wer kennt die Grenzen, die *Phantasie* und *Wahnsinn* von einander trennen? Wer enträthselt uns den *Traum*, ja die *Erinnerung* selbst, die in der weichen Masse des Gehirns Millionen Bilder aufgeschichtet hat, und oft wie spielend jahreweites

Leben vor unserm innern Blick mit einem Wurf entrollt? Wir grübeln wohl darüber und combiniren, und hier und da giebt uns auch wohl ein Gelehrter ein vollständiges System über das was er weiß und was er nicht weiß — aber gelöst hat noch Niemand die Frage, noch nie einen Blick in das geheimnißvolle Walten dieser räthselhaften Kraft und Welt gethan. Nur ihre Wirkungen sehen wir; ihre Ursachen bleiben uns ein verschlossenes Buch.

Wohl machen wir uns die Kräfte der Natur mit jedem Tage mehr dienstbar und lernen ihr eigentliches Wesen mehr verstehen; aber während sich unser Blick in dieser Richtung hellt, erkennen wir doch auch immer mehr, daß es eben einzig und allein die äußere Schale ist, die wir uns bloßgelegt. Je mehr wir lernen, desto mehr sehen wir ein, wie wenig wir noch wissen, und wir stehen schwindelnd vor dem Raume, der uns von dem Unendlichen noch trennt.

Mit unsern Teleskopen haben wir Welten im Himmelsraum — mit unsern Mikroskopen ein bis dahin ungeahntes Leben in Allem, was uns hier umgiebt, entdeckt, und immer mehr drängt sich uns dabei die Ueberzeugung auf, daß keine Stelle, kein Punkt im weiten Weltenbau vergebens existire oder brach liegen könne und dürfe.

Nur das geistige Wesen, das uns auch umgiebt, blieb bis jetzt unsern schärfsten Forschungen verborgen und doch — wer darf es läugnen —? zwingt sich uns die Ueberzeugung auf, daß auch im weiten Aetherraume ein luftig Heer sein Wesen treibt. Mögen unsere Sinne zu grob sein, es zu erfassen, zu verstehen, ja nur zu erkennen; ein Etwas in unserer Brust sagt uns, daß mehr als blos Luft zum Athmen uns umschließt. Wir ahnen eine andere Welt, wenn wir sie auch nicht ergründen, sie unserm Blicke noch nicht erschließen können, und je geheimnißvoller sie uns entgegentritt, um desto stärker reizt sie, lockt sie uns.

Selbst unser Glaube steht damit im Bunde. Es widerstreitet unserm Herzen wie Verstande, daß wir, mit solchen geistigen Fähigkeiten ausgestattete Wesen, zu weiter nichts geboren sein sollten als nur, wenn wir einst sterben, den Erdboden, der uns getragen, mit unsern Leibern wieder zu düngen. Der Geist, der in uns wohnt, kann nicht so plötzlich untergehen. Und wenn das ist, wenn es ein Fortleben für ihn giebt, wie wir fest glauben und hoffen — sollte er sich dann so leicht von Allem was er früher auf diesem Erdenball geliebt, trennen und es meiden können, nie mehr hierher zurückzukehren?

Des Volkes Stimme sagt Nein. Seine „Ahnun-

gen," seine wunderbar schönen und duftigen Sagen von „Schutzgeistern und Engeln", die der Kinder Bett bewachen, und auch dem guten Menschen schützend zur Seite stehen, sie alle sprechen die feste Ueberzeugung einer näheren innigern Verbindung mit jener geheimnißvollen Welt aus. Wenn die Todten um zwölf Uhr Nachts ihr stilles Kämmerchen verlassen und die Wohnungen ihrer Lieben wieder aufsuchen, geschieht das, diesen Sagen nach, nicht um Schrecken und Entsetzen dort zu verbreiten. Ungesehen, nur vielleicht geahnt, umschweben sie die alten lieben Plätze, warnen vor bevorstehendem Leide und kehren um ein Uhr traurig in ihre einsame kalte Zelle — die Gruft zurück.

Dem Menschenauge sind sie freilich nicht sichtbar; nur einzelne Bevorzugte hat der Volksglaube dazu ausersehen, die dann und wann ein solch umherstreifendes Nebelkind erschauen und ihm begegnen dürfen. Es sind das die sogenannten Sonntagskinder. Ihrem Blicke allein enthüllt sich jene fremde geisterhafte Welt, mit der sie, selber Sterbliche, in oft gar unwillkommene, selten gesuchte Verbindung treten. Vor ihren helleren Augen huschen sie vorüber, die unheimlichen Schatten. Für sie hat das Heulen des Sturmes, das Rauschen des Waldes Sprache. Ihnen erzählt der plätschernde Quell die Märchen seiner Geburt, und singt der Vogel

in den Zweigen verständlich sein leise klagendes Lied. — Und kann sie das dafür entschädigen, daß ihre Mitmenschen, ungläubig und verblendet, sie oft nur für Wahnsinnige halten, und überspannter, krankhaft erregter Phantasie allein das zuschreiben, was sie vielleicht in Wirklichkeit umgiebt? — Wir wissen's nicht; aber ihr Loos ist kein beneidenswerthes, denn an den Körper noch gebunden, mit allen Schwächen und Gebrechen menschlicher Natur, gehört ihr Geist doch einer andern Welt, und wir begreifen weder sie noch ihn.

Es war im Herbst des Jahres 1851, daß ein leichter Reisewagen durch das Thor der alten Stadt M— rasselte und in die zum Markte führende Hauptstraße einbog. Zwei junge Männer saßen darin, die eben von einem Ausfluge in die nicht weit entfernten Gebirge zurückkehrten, und Beide, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, auf das rege Leben und Treiben um sich her schauten. Stach es doch gar so eigen und auffallend gegen das fast heilige Stillleben in den gewaltigen Bergesschluchten ab, die sie so eben erst verlassen.

Es waren zwei Maler, die ihre Mappen mit reichen Skizzen und Studien gefüllt hatten, um im Winter

das im ruhigen Atelier auszuarbeiten, was ihnen der Sommer auf Joch und Bergeshang, in Thal und Schlucht, am Seegestad und im weiten Moor mit freigebiger Pracht geboten.

„Sieh dort, Gerhard,“ sagte da plötzlich der Eine von ihnen, ein junger schlanker Mann mit raben-schwarzem Haar und leichtem, zart gekraustem Bart, mit großen dunklen sprechenden Augen und zwar etwas bleichen, aber belebten Zügen, indem er rasch des Freundes Arm ergriff und auf die Seite der Straße deutete, auf der er saß. „Wahrhaftig, da ist sie wieder! Merkwürdig bleibt es doch, daß mir, so oft ich nun auch in das alte M— hineingegangen oder gefahren bin, jedes Mal, wenn ich von einem längeren Ausfluge zurückkehrte, jenes schöne Mädchenbild da drüben zuerst begegnete.“

„Welches?“ fragte sein Begleiter. „Die dicke Dame dort im braunen Kleide?“

„O bewahre! Jene schlanke Gestalt in der schwarzen Mantille.“

„In der schwarzen Mantille?“ sagte Gerhard, indem er sich weiter vorbog, um aus dem rasch vorüberfahrenden Wagen noch einen Blick auf die bezeichnete Dame zu gewinnen. Aber er konnte sie nicht mehr finden, und das Fuhrwerk bog in diesem Augenblicke

nach der entgegengesetzten Seite um die Ecke des Marktplatzes.

„Ich habe in meinem Leben keine tief dunklern Augen gesehen," sagte Werner, der als die Fremde seinen Blicken entzogen war, sich in seine Ecke zurückwarf, „und es ist mir jedes Mal, wenn ich ihnen begegne, als ob sie mir wie Feuer in's Hirn hineinbrennten."

„Dann nimm Dein Herz vor der Gluth in Acht," lachte Gerhard, „aber wer ist sie? Hast Du es nie erfahren können?"

„Nie, und sonderbarer Weise habe ich sie auch selbst bei jahrelangem Aufenthalt in M— nie getroffen. Nur wenn ich, wie heute, eine Zeit lang entfernt gewesen, traf ich sie regelmäßig bei meinem ersten Einfahren in die Stadt."

„Du machst mich so neugierig," lachte Gerhard, „daß ich Deine unbekannte und räthselhafte Schöne ebenfalls von Angesicht zu Angesicht kennen lernen möchte, und je eher desto besser. Halt, Kutscher! — Wir wollen hier aussteigen," rief er rasch, indem er die Schulter des auf dem Bock sitzenden Führers berührte, „fahre nur langsam zum grünen Baum und warte dort auf uns, wir kommen gleich nach."

„Was willst Du thun?“ fragte ihn Werner erstaunt.

„Was ich thun will?“ lachte Gerhard, indem er aus dem Wagen sprang. „Deiner geheimnißvollen Donna, wenn irgend möglich begegnen, da man ihrer sonst, wie es scheint, nicht habhaft wird. Sie muß jetzt etwa gerade den Markt erreicht haben und wenn wir die kurze Strecke zurückgehen, werden wir sie leicht finden.“

Werner folgte ohne ein Wort weiter zu erwidern, dem Freunde, und die beiden jungen Männer schritten Arm in Arm rasch den Weg zurück, den sie eben gekommen waren. Obgleich sie aber Beide ihre forschenden Blicke nach rechts und links schweifen ließen, war die Fremde nirgends mehr zu erkennen. Sie mußte irgendwo in ein Haus getreten sein. Allerdings suchten sie noch sämmtliche Läden in der Nachbarschaft ab, aber auch das vergebens, und so schritten sie endlich langsam dem Gasthofe zu, vor dem ihr Kutscher sie erwarten sollte.

„Deine schwarze Dame scheint durch eine Versenkung abgegangen zu sein,“ sagte Gerhard.

„Möglich, daß sie in der Nähe wohnt,“ erwiderte Werner, „aber was hätte uns auch ein zweites Begegnen geholfen? Wir durften sie doch nicht anreden.“

„Für mich wäre es aber ein erstes Begegnen gewesen," lachte der Freund, „denn trotz Deiner Beschreibung habe ich vorher auf dem ganzen Trottoir keine ähnliche Gestalt erkennen können. Doch wir finden sie vielleicht ein ander Mal, und wohnt sie in der Nähe, so hat sie wohl gar aus dem Fenster unser eifriges Suchen beobachtet; eine stille Huldigung, die jeder jungen Dame angenehm sein muß."

Die Sorge um ihr Gepäck wie das Aufsuchen eines passenden Quartiers, mit der Uebersiedlung dorthin, nahm von jetzt ab ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß selbst Werner die schöne Unbekannte vergaß oder, wenn er ja einmal einer ähnlichen Gestalt auf der Straße begegnete, die ihm Jener Bild wieder in's Gedächtniß rief, sich damit tröstete, sie im Laufe des Winters schon irgendwo zu treffen.

Der Winter verging aber und trotzdem daß Werner manchen Ball besuchte und in den verschiedensten Gesellschaften ein oft und gern gesehener Gast war, traf er unter allen den jungen fröhlichen Mädchen nicht ein einziges Mal seine unbekannte Schöne. Auch dachte er in der That kaum mehr an sie. Das rege Treiben in der lebensfrohen Stadt brachte für ihn zu viel des Neuen und Interessanten, um einer flüchtigen Erscheinung aus früherer Zeit länger als dann und

wann einmal mit einem eben so flüchtigen Gedanken nachzuhängen.

So kam das Frühjahr heran und mit ihm die Zeit, in der Werner M— wieder verlassen wollte. Er hatte eines Tages schon einige Abschiedsbesuche gemacht, und den Abend in sehr angenehmer Gesellschaft zugebracht, aus der er ziemlich spät nach Hause zurückkehrte. Die Straßen waren still und öde, die Lampen schon längst ausgelöscht und nur der Mond, der hell und voll am Himmel stand, warf seinen lichten Schein auf die eine Seite, so daß die andere in desto tieferem Dunkel lag. Werner wohnte in einem ziemlich entlegenen Theile der Stadt, und der Nachtwächter war die letzte Person, der er begegnete, als er plötzlich vor sich, in dem vom Monde nicht beschienenen Theile der Straße, eine weibliche Gestalt bemerkte, die mit raschen Schritten denselben Weg zu verfolgen schien wie er.

Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, achtete er wenig darauf und hatte eine ziemliche Strecke lang etwa gleiche Entfernung mit ihr gehalten, als vom andern Ende der Straße her ihnen lautes Lachen und Singen entgegenschallte, und ein Trupp etwas angetrunkener Wirthshausgäste ein wenig übervergnügt den Weg herunter kam.

Die Gestalt vor ihm blieb plötzlich zögernd stehen, als ob sie sich fürchte dem vielleicht rohen Schwarm allein zu begegnen und schien auf die andere Seite der Straße gehen zu wollen. Aber auch dorthin zogen sich einzelne des Trupps. Während sie deshalb noch in Ungewißheit auf ihrem Platze verharrte, hatte sie Werner eingeholt.

Wenn es ihm auch auffiel eine Dame zu so später Stunde noch allein auf der Straße zu treffen, ließ es seine Gutmüthigkeit doch nicht zu, sie in Verlegenheit zu lassen, und er sagte artig:

„Sie scheinen die dort nahende, etwas zu lustige Schaar zu fürchten. Wenn Sie mir erlauben, werde ich Sie hindurch geleiten."

Die Fremde wandte ihm ihr Antlitz zu, das der Mond in diesem Augenblicke hell und klar beschien, und wie ein Schlag zuckte es durch Werners Körper, als er sich den dunklen räthselhaften Augen seiner Unbekannten dicht gegenüber sah.

„Ich danke Ihnen," sagte die Fremde mit leiser weicher Stimme, die alle Fibern seines Herzens erbeben machte; „ich fürchte allerdings jenen Leuten zu begegnen und nehme Ihre Begleitung an."

Werner, er wußte selber nicht weshalb, brachte keine Silbe mehr über die Lippen, und kaum wissend

was er that, bot er der schönen Unbekannten seinen Arm. Diese aber wich wie scheu der Berührung aus, wickelte sich fester in ihre Mantille und schritt still und schweigend neben ihm her, die Straße entlang.

Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, bis sie die Trunkenen lange hinter sich hatten, und nur manchmal warf Werner einen scheuen forschenden Blick auf seine Begleiterin, die mit lautlosem Schritte neben ihm herging. Da plötzlich wandte sich diese wieder gegen ihn und sagte freundlich:

„Ich danke Ihnen herzlich; ich habe nichts mehr für meine Sicherheit zu fürchten. Die Straßen sind still und ler und ich möchte Sie nicht weiter bemühen, denn meine Wohnung liegt noch fern.“

„So viel mehr Grund für mich, Sie noch nicht zu verlassen,“ sagte da Werner, mit Gewalt das Gefühl niederkämpfend, das ihn bis dahin befangen gemacht und wirklich eingeschüchtert hatte. „Ein Spaziergang in dieser wunderbar schönen mondhellen Nacht ist schon an und für sich ein Genuß, wie viel mehr, wenn —.“ Er stockte plötzlich, denn die Augen des Mädchens hafteten so ernst, so strafend auf den seinen, daß er fast erschreckt inne hielt, und schweigend wanderten Beide wieder eine lange Strecke nebeneinander hin. Eben dies Schweigen wurde aber zuletzt Wernern so

peinlich, daß er es unter jeder Bedingung zu brechen suchte und das Gespräch entschlossen wieder aufnahm.

„Wahrscheinlich," begann er, „bin ich Ihnen, mein Fräulein, ein vollkommen Fremder, den Sie im Leben nicht gesehen zu haben glauben, und doch muß ich Sie fast wie eine alte Bekannte begrüßen."

Die junge Dame antwortete nicht und sah nur wie fragend zu ihm auf.

„Oft bin ich schon," fuhr Werner lächelnd fort, „nach M— gekommen, aber jedes Mal, durch welches Thor auch immer ich einfuhr, begegnete ich Ihnen, freilich ohne später, selbst bei dem längsten Aufenthalt in der Stadt, auch nur noch ein einziges Mal im Stande zu sein Sie wieder anzutreffen. Heute Abend ist es das erste Mal, daß mir dies Glück zu Theil wird, und Sie müssen mir also die Freude darüber zu Gute halten."

„Das Glück?" wiederholte leicht und fast wie schmerzlich das junge Mädchen.

„Und dürfen wir das nicht ein Glück nennen, wenn uns ein Lieblingswunsch endlich, und noch dazu auf so angenehme Art, erfüllt wird? War ich doch gleich im Stande Ihnen einen, wenn auch nur sehr geringen und unbedeutenden Dienst zu leisten."

Die Fremde schüttelte langsam den Kopf und Werner fuhr wärmer fort:

„Sie halten mich vielleicht, meinen Worten nach, für einen jener faden Gesellen, die dem schönen Geschlechte gegenüber stets nichtssagende Schmeicheleien auf den Lippen haben. Ich gehöre nicht zu ihnen, und wenn ich auch selber nicht begreife, was dies Gefühl in mir hervorgerufen, so gebe ich Ihnen doch mein Wort, daß mir nichts in der Welt eine größere Freude machen würde, als Ihnen wirklich einmal einen Dienst zu leisten."

„Und wenn ich Sie bei'm Wort nähme?" sagte mit fast traurigem Kopfschütteln die Fremde, „würden Sie ein so leichtsinnig gegebenes Versprechen sicherlich bereuen."

„Stellen Sie mich auf die Probe!" rief Werner rasch, und wieder schrak er zusammen, denn wiederum traf ihn jener unsagbare, fast unheimliche Blick des Mädchens, der sich ihm bis in die Seele bohrte.

„Ihr Menschen seid Euch doch alle gleich!" sagte die Fremde ruhig, indem sie wieder mit gesenktem Haupte neben ihm hinschritt. „Pläne, Hoffnungen, Träume füllen Euer Herz bis zum Rande, und der gute Keim, der in Euch liegt, dünkt sich mächtig genug, eine Welt zu tragen und Zeit und Raum zu besiegen.

Ihr wißt nie, wie weit Eure Kräfte reichen und wo Euch die Natur die Schranke setzt."

„Und doch," rief Werner begeistert, „gelingt dem festen Willen des Mannes Vieles, was beim ersten Anblick seine Kräfte zu übersteigen scheint."

Seine Begleiterin antwortete ihm nicht auf die Bemerkung; sie streckte nur die Hand gegen das Gebäude aus, an dem sie hinschritten und sagte leise:

„Wir sind am Ziele!" Zugleich ergriff sie einen eisernen Ring, der ziemlich tief neben der gewölbten Thüre hing und zog daran. Im Innern tönte eine laut dröhnende, lang nachhallende Glocke ihren lauten mahnenden Ton; dann flog die Thüre wie durch einen Federdruck auf und gestattete einen Blick in den düstern Vorsaal, in den der Mond, vielleicht durch ein hinteres Fenster, sein mattes ungewisses Licht warf.

„Ich danke Ihnen," sagte die junge Dame freundlich gegen Werner.

„Und darf ich Sie nicht wieder sehen?" fragte der junge Mann, indem ein eigenes schmerzliches Gefühl sein Herz durchzuckte. „Soll ich — doch ich fühle, daß es Unrecht von mir wäre Sie zu drängen. Ihrem eigenen Ermessen sei dies anheim gestellt."

„Vielleicht, wenn Sie wieder nach M— kommen," lächelte die Fremde und verschwand in der Thüre, die

sich so rasch hinter ihr schloß, als ob sie nie geöffnet gewesen wäre.

Werner stand allein vor dem Haus und wie ein Traum war das Ganze an ihm vorübergegangen. Er hatte die Fremde nach ihrem Namen fragen, er hatte ihr sagen wollen, daß er morgen schon die Stadt verlasse, vielleicht erst nach langer Zeit daher zurückkehre, er hatte Alles in der Nähe der lieblichen Erscheinung vergessen, und nur die Erinnerung an den Blick, der ihm so sonderbar das Herz getroffen, war ihm geblieben.

Auch die Gegend der Stadt, in der er sich befand, war ihm vollkommen fremd; hatte doch die Nähe des wunderbaren Wesens seine Sinne so gefangen gehalten, daß er ihr fast willenlos folgte und weder auf Straße noch Richtung achtete. Er mußte sich jedenfalls an der äußersten Grenze der Stadt befinden, wo schon die Gärten begannen; denn niedere Mauern zogen sich an der andern Seite der Straße hin und das Haus, vor dem er stand, was für ein altes wunderliches Gebäude war es doch!

Oben der Giebel mußte ganz unbewohnt sein, denn der Mondstrahl fiel durch Dach und offene Fenster, und die wettergraue Wand sah in dem düstern Schatten, vom Mondlicht nicht erreicht, schwarz und drohend

aus. Die untern Fenster waren mit hölzernen Laden geschlossen, zwei ausgenommen, die starke Eisenstäbe schützten, und nur das erste Stock schien bewohnt zu sein oder wenigstens bewohnbar, so weit sich das nämlich in der Nacht und Dunkelheit erkennen ließ. — Und doch wie unheimlich und verlassen sah das Ganze wieder aus! War es am Ende nur ein Durchhaus, — ein Eingang zu den dahinter liegenden Gärten, an dessen anderem Ende vielleicht die Fremde ihre Wohnung hatte? — Aber nein, dort im ersten Stock zeigte sich plötzlich hinter den dicht verhangenen Fenstern Licht. Ein kleiner Balkon führte da auf die Straße hinaus. Jetzt verschwand das Licht wieder und nun blieb Alles dunkel.

Der Platz kam dem jungen Fremden noch einmal so öde vor als vorher. Kopfschüttelnd und die Arme verschränkt blieb er noch viele Minuten lang auf derselben Stelle stehen, wo ihn die Fremde verlassen hatte, als sein Auge plötzlich auf einen blinkenden Gegenstand vor ihm auf dem Trottoir fiel. Er bückte sich danach und hob es auf und fand, daß es ein schmaler goldener Reif sei, den Niemand anders als seine Unbekannte verloren haben konnte. Schon streckte er den Arm nach dem Klingelzuge aus, einen Diener herbeizurufen und ihm das Gefundene einzuhändigen, aber zugleich durch-

zuckte ihn auch der Gedanke, dadurch auf morgen einen Anknüpfungspunkt mit der Fremden und wenigstens eine Entschuldigung zu haben sie zu besuchen. Rasch schob er deshalb den schmalen goldenen Reif in seine Brusttasche, als plötzlich, nur wenige Schritte von ihm entfernt, aus einem der dunklen vergitterten Fenster ein heiseres Lachen heraustönte und ihn, so wenig er sonst Furcht kannte, doch wie mit eisigem Schauer durchrieselte.

Erschreckt sah er sich nach den unheimlichen Tönen um, und es war ihm fast, als ob er hinter dem Gitter die verzerrten Züge eines menschlichen Angesichts gewahrt. Mehr sah er nicht, denn von einem sonderbaren Grauen getrieben floh er im nächsten Augenblicke schon die Straße, die er vorher gekommen, wieder zurück, und ließ das alte Gebäude mit dem unheimlichen Bewohner bald hinter sich.

Als er den belebteren Theil der Stadt wieder erreichte, schlug es vom nahen Thurme Eins, und Werner merkte sich jetzt die Straßen, wie die Richtung, von der er gekommen, um die Gegend am nächsten Morgen wieder zu finden. Er dachte gar nicht mehr an seine Abreise, bis er das Räthsel dieses Abends, das ihm Kopf und Herz erfüllte, gelöst haben würde.

II.

Vergebens aber suchte er die Ruhe auf seinem Lager. Wilde Träume neckten und peinigten ihn, und wieder und wieder schritt er mit dem schönen Mädchen durch die stillen mondbeschienenen Straßen der Stadt, und hörte auf's Neue das grausige heisere Lachen aus dem vergitterten dunklen Raum heraus. Auch das Haus selber betrat er in seinem halb wachenden, halb träumenden Zustande und schritt an der Hand seiner schönen Begleiterin durch hohe gewölbte Zimmer und weite Säle über weiche Teppiche, auf denen er ihren leichten Gang so wenig hörte, wie draußen auf dem harten Trottoir der Stadt. Aber was ihn dabei beängstigte war, daß er im Mondenlichte draußen, wie unter den strahlenden Kronleuchtern hier, keinen Schatten der Geliebten erkennen konnte. Ueberall grinste ihm dabei ein Fratzengesicht mit schielendem Blicke, narbenzerrissenen Zügen und wilden struppigen Haaren bald aus einem Bilde an der Wand, bald von

einem geschnitzten Simse, bald aus einem kunstvoll gearbeiteten Muster des Teppichs entgegen, und jedes Mal, wenn er die Fremde nach Jenem frug, dem diese Schreckenszüge gehörten, schallte jenes Lachen wieder in sein Ohr und trieb ihm den kalten Schweis aus den Poren.

Mit wie in Fieber pochenden Schläfen und heftigem Kopfschmerz erwachte er endlich, und er war schon versucht, das Ganze, selbst sein wirkliches Erlebniß am gestrigen Abend, für einen tollen Traum zu halten, als sein Blick auf das auf dem Tische liegende goldene Armband fiel. Ein Theil wenigstens war also doch Wahrheit, wenn auch seine erregte Phantasie das Ganze wunderlich genug sich ausgeschmückt. Durch seinen Fund aber konnte er sich auch Gewißheit verschaffen; er sprang also rasch von seinem Lager auf und kleidete sich an, fest entschlossen, noch an diesem Morgen die geheimnißvolle Fremde aufzusuchen.

Während er eben seine Toilette, und mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich, beendete, öffnete Gerhard die Thür und blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, als er den noch offenen Koffer und die ordnungslos ringsumher gestreuten Sachen und Kleidungsstücke erblickte.

„Was ist das?“ rief er aus. „Du bist noch nicht

einmal fertig mit Packen? Und in einer halben Stunde geht der Zug ab!" —

„Ich reise nicht, Gerhard," sagte Werner entschlossen, „wenigstens heute nicht — vielleicht morgen — vielleicht übermorgen."

„Was ist im Wind?" lachte der Freund. „Gefällt Dir M— auf einmal wieder so ganz besonders oder — ist etwas vorgefallen?"

„Gerhard," antwortete Werner und sah dabei dem Freunde fest in's Auge, „ich — ich habe sie gesehen!"

„Sie? — Wen?" fragte dieser erstaunt, der die Einfahrt in M— lange vergessen hatte.

„Die Fremde."

„Welche Fremde?"

„Erinnerst Du Dich nicht mehr jener fremden Dame, die uns begegnete als wir in M— einfuhren, und die wir damals nicht wieder finden konnten?"

„Deine schwarze Dame?" lachte Gerhard. „Nicht übel! Und deshalb reist Du nicht? — Desto besser, so behalten wir Dich noch ein paar Tage hier. Es ist ja noch viel zu früh in der Jahreszeit, um wieder in die Berge hinaufzusteigen. Was willst Du oben allein im Schnee anfangen? Wo aber hast Du Deine Donna getroffen, und wann? Wetter noch einmal, Werner, da fällt mir eben ein, wir waren ja

bis fast um zwölf Uhr gestern Abend beisammen, und da wußtest Du noch kein Wort davon, und heute Morgen bist Du doch noch nicht ausgewesen?"

„Nein, aber gestern Abend traf ich sie auf dem Heimwege."

„Um Mitternacht?" lachte Gerhard. „Das laß ich gelten! Wahrscheinlich wie sie in einem Wolkenwagen heimfuhr — oder hast Du sie gar auf den Kirchhof begleitet? Um Mitternacht gehen doch sterbliche Damen nicht mehr in den Straßen spazieren."

„Ich kann Dir Deinen Spott nicht übel nehmen," sagte Werner, „denn so unerklärlich wie es Dir scheint, war und ist mir das Ganze selber noch, obgleich Alles mit sehr natürlichen Dingen zuging."

„So erzähle doch nur um Gottes Willen! Du spannst mich ja wahrhaftig auf die Folter. Bedenke dabei, daß ich nicht allein Maler, sondern auch theilweis Schriftsteller bin, und dadurch wahrscheinlich Stoff für eine vortreffliche Erzählung bekomme."

„Für eine Einleitung wenigstens," sagte Werner, „denn mein ganzes Abenteuer ist bis jetzt noch weiter nichts. Aber Du magst es mir durchführen helfen. Und nun höre was ich selbst darüber weiß."

Mit kurzen Worten gab Werner jetzt dem Freunde Bericht über die Vorgänge des letzten Abends, von

dem Augenblicke an, wo er ihn verlassen und die junge Fremde getroffen. Gerhard, der sich dazu bequem auf das Sopha gelegt, horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Ihm entging dabei nicht die Aufregung, in der sich Werner befand. Seine Augen leuchteten während der Erzählung von einem fast unheimlichen Feuer, seine erst noch bleichen Wangen rötheten sich, und seine Stimme zitterte als er das heisere Lachen erwähnte, das aus dem vergitterten Fenster heraus zu ihm gedrungen war. Erst aber als er auf das Armband kam, das noch immer auf dem Tische lag, sprang Gerhard in die Höhe und sagte:

„Gott sei Dank! Jetzt kommen wir doch endlich einmal zu einem Gegenstande, an den man sich halten kann. Geister tragen keine goldenen Armbänder, und Dein Ideal scheint also doch von Fleisch und Blut zu sein. — Hm, ein ganz einfacher altmodischer Reif, ohne das geringste Zeichen daran, ohne Chiffre oder Namenszug. — Doch — da ist etwas das einem Buchstaben ähnlich sieht —. Ein A, wenn ich nicht irre. Sieh — hier gleich neben dem Schlosse. Das freilich kann Vieles heißen. — Nun und was willst Du jetzt thun?"

„Was ich thun will?" antwortete Werner rasch. „Es versteht sich von selbst, daß ich ihr heute Morgen

meinen Besuch mache und das verlorene Armband wieder bringe."

„Da begleite ich Dich," rief Gerhard rasch entschlossen, „und wenn Du mich auch wohl nicht gleich bei ihr einführen kannst, promenire ich indessen in der Straße auf und ab. Nachher habe ich wenigstens den Vortheil, Deine Schilderung ihrer Reize gleich aus erster Quelle und in dem vollen Feuer des ersten Eindrucks zu erhalten, und ich gebe Dir im Voraus das Versprechen, Dir jede Silbe auch der aller exaltirtesten Schilderung glauben zu wollen. Mehr kannst Du nicht verlangen. Und nun komm. Für eine Visite bei einer Dame ist es allerdings noch etwas zu früh, aber wir recognosciren indeß die Gegend, denn Deiner Erzählung nach liegt das Haus eine tüchtige Strecke von hier entfernt, und Du scheinst mir außerdem nicht einmal recht zu wissen, in welcher Straße."

Zehn Minuten später etwa waren die beiden Freunde unterwegs, und schritten Arm in Arm der von Werner bezeichneten Richtung zu. Die Straße, wo er sich gestern Abend zuerst nach der eigentlichen Richtung umgesehen und bei einem Nachtwächter sich darnach erkundigt hatte, erreichten sie ohne Schwierigkeit. Hier aber mußte er sich erst orientiren, und es

war schon längst elf Uhr vorbei, als sie endlich den ziemlich breiten, nur mit einzelnen Häusern besetzten und an der einen Seite von niedern Gartenmauern begrenzten Weg erreichten, den Werner als den richtigen wieder erkannte.

„Also in der „Gartenstraße!“ sagte Gerhard. „Nun brauchen wir nur noch die Nummer zu erfahren und wir sind in Ordnung. War es rechts oder links hinauf von hier?“

„Links — dort hinüber — ich erkenne jetzt auch die Straße mit ihrer runden Biegung wieder. Wenn wir noch eine Strecke weiter hin sind, werden wir das Haus an der rechten Seite liegen sehen.“

„Vortrefflich! Also weiter, Kamerad. Wir haben eine schmähliche Zeit mit der Suche versäumt und die Dame hat ihre Toilette wohl schon lange beendet — sie müßte denn heute nach dem gestrigen Nachtmarsche etwas länger als gewöhnlich geschlafen haben.“

Werner verfolgte mit rascheren Schritten die Richtung, in der er das ersehnte Ziel wußte. Nur wenige hundert Schritte waren sie auch noch weiter gegangen und, einzelne kleine Häuser passirend, zu einer eben solchen Mauer wie an der andern Seite gekommen, die sich in einem weiten Bogen nach rechts

hinüber zog, als Werner schon aus der Ferne das alte düstere Gebäude erkannte und seinen Begleiter darauf aufmerksam machte.

„In dem alten Steinhaufen wohnt Deine Schöne?“ lachte dieser. „Das muß ich sagen; im Innern mag es vielleicht recht hübsch und wohnlich eingerichtet sein, von Außen sieht es aber gerade so aus, als ob es nur eben auf eine günstige Gelegenheit warte, seinen Insassen, ohne weitere Warnung, über dem Kopfe zusammenzubrechen.“

Werner erwiderte nichts hierauf, denn sie näherten sich jetzt dem Hause, und ihm selber kam das alte Gebäude gar wüst und verfallen vor.

„Das kann der Ort gar nicht sein,“ nahm Gerhard das Gespräch wieder auf. „Du mußt Dich in der Gegend irren.“

„Und ich bin doch recht,“ rief Werner, indem er nach vorn deutete. „Erstlich erkenne ich jetzt das kleine helle viereckige Thürmchen wieder, das dort an der andern Seite der Straße steht, und dann sind auch hier unten dieselben vergitterten Fenster. Auch der wettermorsche Giebel stimmt und der kleine Balkon —“

Er brach plötzlich kurz ab und Gerhard fühlte wie er an seinem Arme zusammenschrak. In demselben Augenblicke riß er auch seinen Hut ab und grüßte nach

dem Hause hinauf. Gerhard that allerdings dasselbe; obgleich er aber mit raschem Blicke sämmtliche Fenster der ersten Etage überflog, konnte er kein einziges lebendes Wesen darin erkennen.

„Siehst Du, daß ich recht hatte?" flüsterte ihm dann Werner zu, als sie an dem Hause vorüberschritten. „Hast Du sie jetzt gesehen?"

„Hast Du sie gesehen?" fragte Gerhard.

„Sie stand ja am Fenster."

„An welchem?"

„Nahe zum Balkon."

„Dann bin ich mit Blindheit geschlagen gewesen, denn ich habe mir bald die Augen ausgesehen und nicht das Mindeste entdecken können. Aber wo willst Du denn hin? Ich denke, Du wünschtest ihr das Armband zu überreichen?"

„Laß uns nur bis zur nächsten Ecke gehen und dann umkehren — mir schlägt das Herz wie ein Schmiedehammer in der Brust."

„Schön, aber das kann ich Dich versichern, Werner, neugierig wäre ich wirklich die Wohnung im Innern betrachten zu können. M e i n e r Meinung nach ist es gar nicht möglich, daß ein civilisirter Mensch — viel weniger denn eine Dame — im Stande ist in der wettermüden Barracke zu existiren."

Schweigend gingen die beiden Freunde noch eine kurze Strecke nebeneinander hin, kehrten dann um und hatten nun, sich jetzt dicht an die Mauer haltend, das in der That entsetzlich verfallen aussehende Gebäude wieder erreicht. Werner erfaßte hier ohne Zögern und nur mit einem scheuen Blicke nach dem vergitterten Fenster den, noch von gestern Abend im Gedächtniß behaltenen Klingelgriff, und zog daran — aber der Draht war in die Hülse eingerostet und regte sich nicht, und als er mehr Kraft anwandte, riß das durch den Zahn der Zeit zerstörte Eisen, und der Ring selber fiel klirrend zu Boden.

Gerhard lachte. „Da stehen wir nun vor Deinem bezauberten Schlosse," sagte er leise, „das irgend ein neidischer böser Geist in dieser Nacht in eine Ruine verwandelt hat. Sieh nur übrigens wie die Thür in ihren Angeln hängt, und in dem Neste sollte Jemand wohnen? Höchstens würden es sich Zigeuner zu ihrem Aufenthalte wählen, und ich glaube wahrhaftig, daß selbst die Ratten schon den morschen Bau verlassen haben, wie sie ein Schiff auf offener See verlassen sollen, wenn es seinem Untergange nahe ist."

„Aber ich habe sie ja vorhin gesehen! Sie muß hier wohnen," rief Werner, und pochte, fest entschlossen, sich Gewißheit zu verschaffen, an die Thür. Der Schall

klang hohl im Innern wieder, aber nichts regte sich — Alles blieb todtenstill.

Ein Vorübergehender blieb stehen und sah den beiden jungen Leuten zu.

„Sie machen sich da vergebene Arbeit," sagte er endlich. „In dem Hause wohnt Niemand mehr, schon seit vielleicht sechs bis sieben Jahren, und es soll auch jetzt, wenn sich ein Käufer dazu findet, aus freier Hand auf den Abbruch verkauft werden."

„Es wohnt Niemand hier?" fragte Werner erstaunt, „aber ich habe noch vor wenig Minuten eine Dame dort am Fenster gesehen."

„Das ist möglich," erwiderte der Mann, „die ist dann jedenfalls durch die Hinterthür und vom Kirchhof herauf gekommen."

„Vom Kirchhof?" riefen beide Freunde rasch.

„Dies Haus stößt mit seinem Hofe an den Gottesacker," erklärte ihnen der Mann, der sie wahrscheinlich für Fremde hielt, „und man erzählt sich auch einige wunderliche Geschichten darüber, aber, lieber Gott! die Leute sprechen oft mehr als sie verantworten können. Uebrigens sind die letzten Miethbewohner, arme Leute, die den Zins fast umsonst hatten, wirklich nur aus dem Grunde ausgezogen, weil es ihnen — weil es ihnen zu unheimlich in dem alten Neste wurde. Uebrigens,"

setzte er hinzu, „können Sie das Nähere am besten von dem Todtengräber erfahren, der den Schlüssel zu der Hinterthür hat. Wenn Sie hier an der Mauer hingehen, erreichen Sie den Eingang zum Friedhof mit einem Todtenkopf und zwei gekreuzten Knochen über der Thür. Dort klingeln Sie nur."

Gerhard dankte dem Manne für seine Auskunft, während Werner wie betäubt bei dem was er hörte stand. Daß er am richtigen Hause sei, davon fühlte er sich fest überzeugt. Der kleine viereckige weiße Thurm gegenüber; der vorneigende durchlöcherte Giebel, durch den er das Mondenlicht gesehen; die unten vergitterten Fenster; der Balkon am Haus selbst, wie der ganze Charakter der Straße mit ihren niedern Mauern ließ ihm nicht den geringsten Zweifel mehr. Um noch größere Gewißheit zu erlangen, ging er mit dem Freunde eine Strecke zurück, denselben Weg, den er gestern Abend gegangen und bald kam er zu der Stelle, wo er den Nachtwächter angetroffen und nach der Gegend gefragt hatte. Es stimmte Alles — kein anderes Gebäude als jenes konnte das sein, zu welchem er die Fremde gestern begleitet hatte, und um so räthselhafter wurde jetzt Alles, was mit dem unbekannten schönen Mädchen in Verbindung stand.

Er befand sich in einer sehr aufgeregten Stimmung,

und eine scherzend hingeworfene Bemerkung Gerhards, daß er doch am letzten Abend wohl in dem Schmerz des Abschiednehmens dem süßen Punsche ein wenig zu stark zugesprochen haben könne, reizte ihn noch mehr. Gerhard wußte endlich nicht, was er von dem Allen denken solle, kehrte zu dem Hause zurück und untersuchte, so weit sich dies von außen thun ließ, aufmerksamer als vorher das anscheinend wüste und leer stehende Gebäude.

Hinter den eisernen Gittern hingen verwitterte und zerbrochene Fensterrahmen mit den Ueberresten angelaufener Glasscheiben; durch das obere Stock konnte man an mehreren Stellen das Tageslicht niederscheinen sehen, und selbst in der ersten Etage war keine Spur von Vorhängen oder Rouleaux. Die Fenster schienen dort zwar in etwas besserem Stande zu sein, aber auch hier waren viele Scheiben zerbrochen, und deutlich ließ sich auf dem vielleicht seit Jahren nicht benutzten Balkon Staub und verschiedenes zerbrochenes Geschirr erkennen.

Die einzige Hoffnung blieb, die Dame, die Werner vor kurzer Zeit erst am Fenster gesehen haben wollte, vielleicht im Innern zu finden, und er selber machte jetzt dem Freunde den Vorschlag, den Kirchhof erst zu besuchen, ob sie ihr vielleicht dort begegneten,

oder, wenn nicht, den Todtengräber, an den sie mit verlangter Aufklärung gewiesen waren, anzusprechen. Von ihm konnten sie dann Näheres erfragen, wie sich auch vielleicht in dem Hause selber herumführen lassen. Sie brauchten ja nur vorzugeben, daß sie die Absicht hätten, den alten Steinhaufen zu kaufen. Ein Trinkgeld machte den Führer dann schon freundlich und gesprächig.

Ungesäumt gingen sie an die Ausführung dieses Vorschlags und hatten bald die bezeichnete kleine Pforte erreicht. Diese stand offen, und sie betraten den stillen Wohnort der Todten, der mit tausend Blumen geschmückt eher den Namen eines Gottes-Gartens als Gottes-Ackers verdiente. Vergebens aber durchwanderten sie alle Gänge. Sie fanden wohl hier und da einzelne Damen, die der letzten Ruhestätte ihnen lieber Menschen den zärtlichen Tribut der ersten Lenzeskinder brachten, aber die Gesuchte war nicht unter ihnen. Ueberall schauten ihnen fremde, oft recht bleiche und schmerzdurchfurchte Züge entgegen und nur das Haus selber blieb endlich ihre letzte Hoffnung.

Gerhard erbot sich, den Todtengräber herbeizuholen, während Werner seine Forschung zwischen den Gräbern noch nicht aufgab. Eine Trauerweide, irgend ein Monument konnte die Fremde, wenn sie sich wirk-

lich hier aufhielt, noch immer ihrem Blicke entzogen haben, und der Freund eilte indessen mit raschen Schritten der kleinen, gar traulich gelegenen Wohnung des Alten zu, daß er sie in das wunderliche Heiligthum des alten Gebäudes einführe.

Er fand ihn zu Hause und in der besten Stimmung, in der man überhaupt einen Menschen finden kann, als er nämlich gesättigt vom Tische aufstand. Er war auch rasch erbötig, dem Wunsche der Fremden zu willfahren, nahm sein Schlüsselbund und ging mit ihm den breiten Hauptweg hinauf, der zwischen den Gräbern hin dem unbewohnten Hause gerade zuführte.

„Sie sind heute Morgen wohl schon einmal in Anspruch genommen worden?“ sagte Gerhard, als er neben ihm herging und die Gelegenheit benutzen wollte, etwas zu erfahren.

„Heute? Nein,“ sagte der Mann, „die Leute reißen sich gerade nicht um den Platz, denn erstlich liegt er weit ab von dem eigentlichen Verkehr der Stadt, und dann baut sich auch nicht jeder gern ein Haus dicht an einem Kirchhof, wenn es nur des Brunnens wegen wäre.“

„Aber eine Dame hat doch heute Morgen den Platz besucht, nicht wahr?“

„Heute? Nein. — Vor acht Tagen war einmal

ein Herr mit einer Dame da; die sind aber nicht wieder gekommen."

„Mir war es fast als ob ich im Vorübergehen eine Dame am Fenster gesehen hätte," sagte Gerhard gleichgültig und begegnete im nächsten Moment schon dem rasch und scharf zu ihm aufgehobenen Blick des Alten. Ueber das Gesicht desselben flog aber auch gleich darauf ein gutmüthiges Lächeln und er sagte mit dem Kopfe schüttelnd:

„Sie wollen mich wegen der alten Spukgeschichte aushorchen, wie? — und sich nachher über einen alten Mann lustig machen? Wenn Sie Märchen über das „rothe Haus" erzählt zu hören wünschen, da müssen Sie sich schon an Jemand Andern wenden. Meine Alte wäre da vielleicht eine passendere Person, wenn man sie gerade einmal dazu aufgelegt fände. Ich für meinen Theil habe zu lange zwischen todten Körpern zugebracht, um an lebendige Geister zu glauben."

„Mein bester Mann, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich auch mit keiner Silbe an einen Geist dachte, im Gegentheil von einer sehr hübschen jungen Dame sprach, die ich gesehen zu haben glaubte. Ich kann mich aber auch geirrt haben, denn die alten Scheiben sind so blind, daß das darauf fallende Licht recht gut eine solche Täuschung möglich macht. Wenn Sie

Niemanden hinein gelassen haben und das alte Gebäude verschlossen ist, kann natürlich Niemand darin gewesen sein. Also das rothe Haus nannten Sie es?"

„So nennen es die Leute wenigstens," meinte der Alte, wie es schien gar nicht unzufrieden damit, das Gespräch in eine andere Bahn gelenkt zu sehen, „wahrscheinlich wegen der rothen Farbe der alten Backsteine."

„Es scheint lange nicht bewohnt gewesen zu sein."

„Natürlich," lachte der Alte, „ich selber möchte nicht in einem Neste wohnen, wo man jeden Augenblick befürchten muß, daß es Einem über dem Kopfe zusammenbricht."

„So baufällig ist es?"

„Sehen Sie den alten Kasten nur an. Die liebe Sonne scheint an allen Ecken und Winkeln durch und der Regen genirt sich auch nicht mehr, und läuft oben zum Dache hinein bis unten in den Keller. Es ist ordentlich lebensgefährlich nur die Treppen hinauf zu steigen."

„Ich kann sie nirgends finden," sagte Werner, der in diesem Augenblicke zu ihnen trat. War sie im Haus?"

„Nein," erwiderte ihm Gerhard. „Ein Freund von mir," stellte er ihn dann dem alten Mann vor, „er ist Baumeister und ich wünschte, daß er sein Gutachten abgäbe."

Der Alte lachte.

„Dazu hätten Sie keinen Baumeister gebraucht," sagte er, den freundlichen Gruß Werners erwidernd, „es wäre denn den Kostenüberschlag des Einreißens zu berechnen. Ich glaube nicht einmal, daß Sie, den Grund ausgenommen, von dem alten Gemäuer viel wieder gebrauchen können. Die Steine sind gar so sehr vom Wetter mitgenommen worden."

Er schloß dabei die kleine gewölbte Thür auf, die neben einem der Grabgewölbe hin und eigentlich fast wie mit zu diesem gehörig durch die Mauer führte, und gleich darauf betraten sie den engen Hofraum, der von den beiden Flügeln des rothen Hauses eingeschlossen wurde.

Hier schon sah es ziemlich wild aus. An den kleinen Gebäuden, die früher zu Ställen und Waschhäusern u. s. w. gedient haben mochten, waren meist die Thüren, wie alles Holzwerk ausgebrochen, ein Werk, wie der Alte meinte, des letzten Gesindels, das hier gehaust und seine Feuerung gestohlen hatte, wo es eben etwas Brennbares fand.

„Aber wem gehört das Gebäude jetzt?"

Einem Advocaten, der irgendwo in Preußen wohnt, und es einmal früher für Proceßkosten angenommen hatte, lautete die Antwort. Deshalb kümmerte sich

auch Niemand darum, und er, der alte Todtengräber, war zum Kastellan dieser Hausleiche bestellt worden. Wenn es Jemand käuflich an sich zu bringen wünsche, hatte er den Auftrag, ihn an den Notar Rekkel in M— zu weisen, der damit betraut war und den Kauf abschließen konnte.

Der Alte hatte, noch während er diese Auskunft gab, die morsche Hinterthür aufgeschlossen, und die beiden Freunde betraten mit einem eigenen Gefühle des Grauens, über das sie sich keine Rechenschaft zu geben wußten, den düstern öden Raum. Gerhard besonders hütete sich aber wohl, sich etwas Derartiges merken zu lassen, und sagte mit einem freilich etwas erzwungenen Lachen:

„Alle Wetter, das sieht bös hier unten aus! Ich denke, wir gehen gleich in die Beletage, um wenigstens einen etwas wohlthätigern ersten Eindruck zu bekommen."

„Es wird nicht viel zu sehen sein," meinte der Alte, „was niet- und nagellos war haben die Miethsleute schon mit fortgeschleppt. Ein Wunder, daß sie nicht sogar schon die Dielen ausgebrochen."

Er schritt dabei langsam die Treppe voran hinauf, die beiden Freunde warnend, nicht zu fest aufzutreten, und bald erreichten sie den nicht hoch liegenden ersten Stock.

Die Unmöglichkeit, daß dieser Platz in den letzten Jahren bewohnt sein konnte, lag so auf der Hand, daß selbst Werner keinen Augenblick mehr daran zweifelte. Um so räthselhafter war ihm die Scene des vorigen Abends, die ihm fast wie ein Traum vorkommen wollte, hätte ihm das Armband, das er bei sich trug, nicht die Wirklichkeit immer wieder frisch und warm in's Gedächtniß zurückgerufen.

Sie betraten jetzt die Zimmer, die einen traurigen Anblick boten. Schmuz und Gerumpel lag überall darin umhergestreut. Keine Spur von Wohnlichkeit war auch nur in einem derselben zu entdecken. Selbst der mittele Saal, dessen zerfallene Glasthür auf den Balkon führte, glich eher einer ausgeräumten und nicht wieder gereinigten Rumpelkammer als dem Hauptsalon einer ersten Etage. Und doch verriethen einzelne Spuren, daß in diesen Räumen einst Glanz und Pracht geherrscht, und der Reichthum sie bewohnt habe. Oben in einigen Zimmern, denn, was man unten hatte erreichen können, war abgerissen worden, hingen noch Stücke und Streifen alter schwerer Damasttapeten, an denen selbst die Zeit die lebhaften glühenden Farben nicht hatte vollständig bleichen können, und kleine Stücke echt vergoldeter Leisten schimmerten hier und da, wo sie ein starker Nagel festgehalten, aus ganzen Colonien von Staub

überzogener Spinngewebe vor. Ein Zimmer schien früher mit einer gemalten Tapete bekleidet gewesen und Werner konnte kaum einen lauten Aufschrei unterdrücken, als er aus den weißen Tapetenstreifen heraus ein halbes Menschengesicht auf sich hernieder schauen sah. Jenes struppige Haar, das schielende Auge hatte er schon einmal gesehen, und fast krampfhaft faßte er den Arm des neben ihm stehenden Freundes, und deutete mit dem Arme dort hinauf.

Der alte Todtengräber folgte ebenfalls mit seinen Augen der angedeuteten Richtung und sagte langsam mit dem Kopfe nickend:

„Ja, früher muß das einmal prächtig hier gewesen sein, und ich erinnere mich, vor langen Jahren freilich dies Zimmer in besserm Zustand gesehen zu haben. Die Tapete stellte ein großes Tournier vor, und das da oben war wohl eine von den Figuren, die vom Balkon herniederschauten. Es war prachtvoll gemalt, ist aber mit dem Uebrigen zu Grunde gegangen. Wollen Sie sich vielleicht auch noch einmal den obersten Theil des Hauses ansehen? Dort schaut es aber wo möglich noch wüster aus. Die Querbalken sind wenigstens schon alle von der ewig niederströmenden Nässe durchgefault, und es ist wirklich ein Wunder, daß die Decke noch so lange gehalten hat."

„Ich danke Ihnen," sagte Gerhard, der zu seinem Schrecken bemerkte, daß Werner todtenbleich geworden war. „An ein Restauriren des alten Gebäudes ist doch wohl nicht zu denken."

„Gott bewahre!" sagte der alte Mann kopfschüttelnd. „Eins hält nur noch das Andere, und wenn Sie einmal an einer Stelle anfangen abzureißen, bröckelt das Uebrige schon von selber nach."

„Das ist derselbe Kopf, den ich im Traume gesehen," flüsterte Werner dem Freunde zu, indem er den Blick nicht von den kaum noch erkennbaren Zügen des alten Tapetenbildes abwenden konnte, „so wahr ich selig zu werden hoffe."

„Unsinn!" sagte Gerhard, dem die Sache anfing unheimlich zu werden, indem er den Arm des Freundes ergriff und ihn der Thüre zuzog. „Komm fort aus dem alten verfallenen Gemäuer, und Du wirst mir doch jetzt zugestehen, daß Du Dich im Hause oder vielmehr in der ganzen Straße geirrt."

„Ich setze meine Seligkeit zum Pfande," rief Werner rasch.

„Nun ja," unterbrach ihn Gerhard, der eine Erklärung in Gegenwart ihres Führers zu vermeiden wünschte, „wir sprechen nachher weiter darüber. Ich muß gestehen, daß ich mich hier oben selber anfange

unbehaglich zu fühlen, denn wenn einer der Balken, auf denen wir stehen, von unserm Gewicht nachgeben sollte, könnten wir am Ende rascher hinunter kommen als es uns lieb wäre. Wie viel Quadratellen hat der ganze Bauplatz mit Haus und Hofraum?"

„Ja, das kann ich Ihnen nicht genau sagen," meinte der Alte, „wenn Sie das wissen wollen, müssen Sie zu dem Herrn Notar Rekkel gehen. Hier haben Sie seine Karte."

Der alte Mann schritt dabei wieder, noch während er sprach, der Thür zu, und fast gewaltsam zog Gerhard den Freund mit sich fort und von den Ueberresten der Tapete hinweg, von denen er den Blick nicht losreißen konnte.

Unten im Hause verlangte Werner jenen Raum aufgeschlossen zu haben, der links von der Hausthür lag. Es war derselbe, aus dem heraus er das Lachen glaubte gehört zu haben.

Der Alte willfahrte ihm augenblicklich und schloß die Thür auf, die sich knarrend in ihren Angeln drehte, aber nur mit Mühe aufgeschoben werden konnte, da ein Theil der Decke eingestürzt war und sich vor den Eingang gelegt hatte. Keiner von ihnen betrat auch den dunkeln Raum, aus dem ihnen ein feuchter Moderduft entgegenzog: Ueberreste von

alten Kartoffeln und Rüben, wie ihr Führer meinte.

Werner, mit seinen Gedanken beschäftigt, sprach kein Wort weiter, und da der Alte ebenfalls glaubte seiner Pflicht genügt zu haben, schloß er die Thür wieder zu und trat den Rückweg an.

„Gott sei Dank!“ sagte auch Gerhard, und er holte tief Athem, als sie aus den düstern Räumen wieder hinaus in das freie goldene Sonnenlicht traten, „ich glaube ich würde krank werden, wenn ich nur eine Stunde in dem alten wüsten Baue zubringen müßte. Ein Wunder wär' es auch, wenn sich das Volk keine Spukgeschichten darüber erzählte, denn einen besser gelegenen Platz, dem Kirchhof noch dazu so nah und bequem bei der Hand, könnten die Geister gar nicht finden.“

„Wie sonderbar dies Gewölbe hier mit der Thür zusammen gebaut ist,“ sagte Werner, als sie den Gottesacker wieder betraten, und der Pförtner die kleine Thür in ihr Schloß zurückdrückte. „Gehörte dies vielleicht mit zu jenem Gebäude?“

„Allerdings,“ sagte der Alte. „Früher lag der Kirchhof weit draußen vor der Stadt, die sich jetzt so vergrößert hat, daß wir schon an drei Seiten von Häusern umgeben sind, und damals soll ein altes

Maltheserritter, wie mir der Herr Advocat Reckel einmal erzählt hat, dies Haus hierher gebaut haben, ein Gelübde zu erfüllen. Wie er starb zog seine Schwester hier ein, und mehrere Generationen herrschte Glanz und Reichthum in den jetzt verfallenen Räumen. Nachher hat die Familie wohl irgend ein großes Unglück betroffen, denn sie gerieth in Verfall und vor jetzt etwa hundert Jahren ist der letzte Nachkomme in der Gruft beigesetzt worden."

„Wer war das?" fragte Gerhard, der an dem alten eisernen Gitter stehen geblieben war, und mit einigem Interesse die stille steinerne Wohnung derer betrachtete, die dicht daneben einst in frischer Lebenslust gehaust.

„Ein junges Fräulein," sagte der Alte, „die in der Blüthe ihrer Jahre starb. Hier gleich an der Marmorplatte können Sie die Inschrift noch lesen."

Auch Werner war rasch zu dem Gitter getreten, und las auf dem bezeichneten Steine die Worte!

Agnes von Hochstetten,
geb. den 29. Februar 1728,
gest. den 29. Februar 1744.

„War sie denn die Letzte ihres Stammes?" fragte Gerhard. „Das arme Kind hat früh die Erde wieder verlassen müssen."

„Ich glaube, ja," erwiderte der Führer. „Von der Zeit an soll wenigstens das rothe Haus in andern Händen gewesen sein und ein alter wunderlicher Kauz, ein weitläufiger Verwandter der Hochstetten — Einige sagen der dem Fräulein bestimmt gewesene Bräutigam — hier gehaust haben. Doch das ragt Alles in die Märchen hinein", setzte er kopfschüttelnd hinzu, „und mag seiner Zeit den alten Weibern Stoff zu recht schrecklichen Geschichten gegeben haben. Sowie das alte Gebäude aber abgerissen ist, oder wenn das nicht bald geschieht, dem hochweisen Rathe der Stadt von selbst in die Straße fällt, spricht Niemand mehr davon."

Werner stand noch immer an dem Gitter und starrte auf die alte Marmorplatte mit ihrer einfachen und doch so rührenden Inschrift, bis Gerhard dem alten Mann für seine Bemühung ein Geldstück in die Hand drückte und des Freundes Arm nahm.

„Wunderbar — wunderbar!" flüsterte dieser und schien sich nur gewaltsam von dem alten Grabgewölbe loszureißen, auf das er wie gebannt den Blick geheftet hielt.

„So entsetzlich viel Wunderbares ist dabei nicht," sagte Gerhard, „und das Ganze wird doch noch auf einen Irrthum von Deiner Seite hinauslaufen. Doch

jetzt schlag ich vor, daß wir vor allen Dingen etwas essen. Ich bin bei der Geschichte hungrig geworden, und meine Mittagszeit ist schon lange vorüber. Nachher stehe ich Dir mit Vergnügen wieder zu Diensten, und wir können meinetwegen unsere Suche nach dem wirklichen Haus Deiner Schönen von vorn anfangen. Daß sie in dem alten Gemäuer hausen soll, wirst Du doch jetzt selber nicht glauben."

Werner erwiderte Nichts darauf und folgte wohin der Freund ihn führte, war aber auffallend still und schweigsam geworden, und setzte am Nachmittag, mehr wie es schien dem Freunde zu Gefallen als um sich selber zu überzeugen, die Nachforschungen nach der am Abend vorher gesehenen Wohnung der Fremden fort. In all den Straßen war jedoch kein altes ähnliches Gebäude, an das sich eine solche niedere Mauer angeschlossen oder das unten vergitterte Fenster gehabt hätte. Der ganze Stadttheil schien noch neu zu sein und da Werner fest behauptete, die nächsten Straßen ganz genau zu kennen, und dabei blieb, das „rothe Haus" sei das nämliche, zu dem er die Fremde begleitet habe, wußte Gerhard am Ende selber nicht mehr, was er von der ganzen Sache denken solle.

„Gut!" sagte er endlich. „Ein Mittel hast Du immer noch in der Hand, Deine Schöne, wenn Dir

so viel daran liegt, ausfindig zu machen. Laß Dein gefundenes Armband in das Morgenblatt rücken und sieh zu, wer sich meldet. Allerdings kann das auch Jemand Anderes vor dem Hause verloren haben, möglich ist's ja aber doch, daß Du dadurch auf die rechte Spur kommst, und thu' mir den Gefallen und laß es mich ebenfalls wissen, denn ich kann nicht leugnen, daß ich jetzt auch anfange, neugierig zu werden."

Damit war ihre Unterredung über die räthselhafte Fremde für jetzt abgebrochen, denn andere Bekannte begegneten ihnen, und Werner mußte seiner verzögerten Abreise wegen eine Entschuldigung ersinnen. Den wahren Grund scheute er sich natürlich einzugestehen.

III.

Dem Rathe des Freundes folgend ließ Werner die Annonce über das gefundene Armband in das täglich erscheinende Blatt einrücken, und erwartete mit wirklich peinlicher Ungeduld den Augenblick, in dem sich die Eigenthümerin desselben melden würde.

Hierüber vergingen indessen mehrere Tage und in dieser Zeit konnte es seinen Freunden nicht verborgen bleiben, daß mit dem sonst so lebensfrohen Werner eine auffallende Veränderung vorgegangen sei. Schon sein Aeußeres verrieth das: er sah bleich und überwacht aus; die Augen lagen ihm tief in ihren Höhlen und hatten etwas Scheues, Wildes bekommen; sein sonst so elastischer leichter Gang war unsicher und schwankend geworden, und Gerhard besonders rieth ihm, einen Arzt über seinen Zustand zu fragen, den er noch immer den sehr angestrengten Arbeiten der letzten Monate zuschrieb. Werner dagegen versicherte, daß

er sich vollkommen wohl und nur in der Stadt sich etwas beengt fühle. Die Frühlingslust stecke ihm in den Gliedern, und wie er überhaupt von Jugend auf eine Art Wandervogel gewesen sei, treibe es ihn auch immer wieder in dieser Zeit hinaus in's Freie. Sobald er dem Triebe folge, sei er auch wieder gesund, und die Sehnsucht in die Berge sei eigentlich seine ganze Krankheit.

Und doch verheimlichte er dem Freunde den Wurm, der ihm am Herzen nagte.

Trotzdem, daß er sich mit Gewalt zusammennahm, und sogar gegen Gerhard kein Wort weiter von seinem nächtlichen Abenteuer erwähnt hatte, quälte und peinigte ihn die Erinnerung den ganzen Tag, während in der Nacht wilde Träume seine Ruhe störten. Eine furchtbare Macht hatte Gewalt über seine Phantasie gewonnen und zehrte an seinem Lebensmark, ohne daß er sich selber Rechenschaft darüber zu geben wußte. Wohl kam ihm manchmal der Gedanke, sich gewaltsam loszureißen von Allem, was ihn hier peinigte und drängte, aber er vermochte es schon nicht mehr. Wenn der Abend kam, trieb es ihn mit geheimnißvoller Kraft jenem Hause zu, in dem, wie er meinte, das Räthsel seines Lebens seiner Lösung harre, als wenn er von dort ein neues Zeichen erwarte. Nur wenn er, immer

wieder vergebens, die öde Straße durchwandert war, und zu den düstern kahlen Fenstern aufgeschaut hatte, kehrte er nach Hause zurück, im Traume mit den unheimlichen Bewohnern jener Stätte zu verkehren und Morgens unerquickt, ja zum Tode ermattet zu erwachen, einen neuen Tag ungestillter Sehnsucht zu durchleben.

So hatte er eine volle Woche verbracht, und auch wieder am letzten Abend oder eigentlich erst gegen Morgen sein Lager gesucht. Schon schien die Sonne in sein Schlafgemach, als er sich noch im Schlaf beunruhigt fühlte. Ein Paar Mal warf er sich, ohne die Augen zu öffnen, im Bette hin und her, aber irgend etwas Aeußerliches peinigte ihn. Ohne daß er es sich zu erklären wußte, kam ihm das Gefühl, als ob ihn Jemand recht starr ansähe. Langsam endlich und fast gewaltsam die noch müden Augenlider öffnend, fuhr er mit einem Schrei im Bett empor, denn zu Füßen desselben entdeckte er die dort auf einem Stuhle kauernde und ihn lauernd betrachtende Gestalt eines fremden Mannes.

Es war ein ältlicher Herr, schwarz und sehr anständig gekleidet, die etwas buschigen Haare sorgfältig frisirt, mit weißer Wäsche, hellen Glacéhandschuhen und einem großen Brillant als Busennadel. Die

Beine übereinander geschlagen, den Hut auf dem rechten Knie haltend, schien er ihn mit seinen Blicken zu durchbohren. Sobald aber Werners Augen auf ihm hafteten, verzog sich sein Gesicht zu einem freundlichen, fast süßen Lächeln, und sich verbindlich gegen den kaum Erwachten neigend, sagte er mit lispelnder entschuldigender Stimme:

„Ich muß tausend Mal um Verzeihung bitten, mein hochverehrtester Herr, Sie zu so früher Morgenstunde in Ihrem süßen Schlummer, ich kann wohl eigentlich nicht sagen gestört, aber doch beobachtet zu haben. Ich habe doch das Vergnügen mit dem Herrn Landschaftsmaler Werner zu sprechen?"

„Ja —, aber — wie um Gottes Willen kamen Sie hier herein?" sagte Werner, dem das eine Auge des Fremden wie ein glühendes Eisen entgegenstach, während das andere sich indeß die Stube zu betrachten schien und bald oben an der Decke, bald unten am Boden suchte.

„Sehr einfach durch den allergewöhnlichsten Eingang," lächelte der Fremde, „da ich aber Niemanden fand, der mich anmelden konnte, sah ich mich genöthigt, mir diesen Dienst selber zu erweisen."

„Und was wünschen Sie?" fragte Werner, dem es unheimlich in der Nähe des Mannes wurde.

„Ich komme nur mit einer einfachen Frage," erwiderte dieser. „Sie haben eine Annonce in die Zeitung rücken lassen, nach der Sie in der Gartenstraße ein goldenes Armband gefunden haben. Ich bin von der Eigenthümerin abgesandt, dasselbe anzusehen, und wenn es das richtige ist, mit ihrem besten Danke, oder wenn Sie eine Belohnung für den Fund beanspruchen, gegen Einzahlung derselben zu reclamiren."

Werner hatte in peinlicher Spannung den Worten seines wunderlichen Besuchs gelauscht und sich unwillkürlich dabei im Bett emporgerichtet.

„Und wie heißt die Dame? fragte er rasch und erröthete dabei zugleich als er den wie spöttisch lächelnden Blick des Fremden fest auf sich haften sah.

„Der Name thut wohl nichts zur Sache," meinte dieser mit einer nichtsdestoweniger verbindlichen Verbeugung, die aber eben wieder mehr wie Hohn als Höflichkeit aussah. „Zuerst möcht' ich den fraglichen Schmuck sehen, um zu wissen, ob es der richtige ist."

„Dann bitte ich Sie, daß Sie sich einen Augenblick in das Nebenzimmer verfügen", sagte Werner; „ich will mich rasch ankleiden und stehe augenblicklich zu Ihren Diensten."

Der Fremde gehorchte der Bitte, stand von sei-

nem Stuhle auf und hinkte — Werner sah erst jetzt, daß das linke Bein kürzer sei als das rechte — dem beschriebenen Zimmer zu.

Der junge Mann beendete rasch seine Toilette. Jetzt endlich sollte er ja Aufklärung erhalten über das Räthsel seines Lebens; der Schleier sollte sich lüften, der für ihn Glück oder Elend in seinen dunkeln Falten barg, und das Armband aus dem Gefache nehmend, in dem es neben seinem Bett all' die Nächte gelegen, betrat er gleich darauf sein kleines Atelier, in dem er den Fremden gebeten ihn zu erwarten.

Dieser hatte indessen von der erhaltenen Erlaubniß unumschränkten Gebrauch gemacht, von einer Staffelei ein verkehrt darauf liegendes noch unvollendetes Bild genommen und umgedreht und betrachtete dasselbe mit dem größten Interesse.

„Mein Herr," rief Werner, keineswegs erfreut über die genommene Freiheit des Mannes, „dieses Bild —"

„Ist ganz ausgezeichnet," entgegnete der Fremde, ohne im Mindesten das Unschickliche seines Benehmens zu fühlen; „ganz ausgezeichnet, sage ich Ihnen. Wetter, Herr Werner, ich glaubte Sie wären nur Landschaftsmaler, aber ich sehe, daß Sie auch ausgezeichnet im Portraitiren sind."

„Dieses Bild," sagte Werner, „war keineswegs bestimmt von irgend —"

„Kann es mir denken", lachte das kleine Ungeheuer, indem er das Bild vor sich auf die Staffelei stellte und sich vergnügt dabei die Hände rieb. „Sollte jedenfalls eine Ueberraschung für mich von meiner Braut werden — bin nun leider ein wenig zu früh dahinter gekommen."

„Von Ihrer Braut?" rief der Maler erschreckt, und es war ihm, als ob eine Todtenhand an sein Herz gegriffen habe.

„Versteht sich, versteht sich!" schmunzelte der Alte, und sein Gesicht verzerrte sich, wie es dem jungen Manne vorkam, fast zur Fratze. „Unendlich zarte Aufmerksamkeit das — unendlich zarte Aufmerksamkeit."

Werner mußte sich an die Stuhllehne halten, um nicht umzusinken. Der Fremde, der das Bild jetzt weiter nicht betrachtete, mußte die Frage nach dem Armband wiederholen, ehe Werner nur hörte was Jener zu ihm sagte, und fast mechanisch wickelte er dann den Goldreif aus dem Papier, in dem er eingeschlagen gewesen, und hielt ihn dem hastig danach Langenden entgegen.

Gerade diese Hast des fremden unheimlichen Menschen brachte ihn aber auch wieder zu sich selber.

Es war ihm, als ob er in diese Hände das Heiligthum nicht überliefern dürfe, und den Schmuck zurückziehend sagte er rasch:

„Herr, ehe ich Ihnen das Armband übergebe, muß ich auch wissen, ob Sie bevollmächtigt sind es in Empfang zu nehmen. Es gehört jedenfalls einer Dame, und ich hatte mir vorgenommen, es nur deren eigenen Händen wieder zu übergeben."

„Unsinn, verehrter Herr, barer Unsinn!" entgegnete der kleine Mann, der einen vergeblichen Griff nach dem goldenen Bande gethan, und sich dasselbe jetzt plötzlich wieder entzogen sah. „Zeigen Sie mir nur erst den Schmuck, oder noch besser, lassen Sie ihn mich beschreiben, und Sie werden sich dann leicht davon überzeugen, daß ich ihn kenne, und also auch damit betraut werden kann. Es ist ein einfach goldener Reifen mit einem kleinen runden Schloß, das in der Gravirung eine von Blättern gebildete Krone zeigt. Unter dem Schloß aber ist ein deutsches A eingeschnitten, dem gegenüber ein geheimnißvolles verschlungenes Zeichen steht."

„Welcher Art?" fragte Werner.

„Etwa in — etwa in dieser Art," sagte der Fremde zögernd, indem er einen auf dem Tische liegenden

Bleistift aufnahm und eine Art von Pentagramm, aber mit unterbrochenen Linien zeichnete."

„Sie scheinen den Schmuck allerdings zu kennen," erwiderte Werner, „dennoch erlauben Sie mir, daß ich bei meinem Vorsatze beharre, ihn der Eigenthümerin eigenhändig auszuliefern."

„Würde das mit Vergnügen thun," sagte der Fremde, indem sich sein Gesicht zu einem süßlichen Lächeln verzog, „aber — die Dame ist gerade verreist und hat mich beauftragt den Schmuck für sie in Empfang zu nehmen."

„Verreist?" sagte Werner ihn mißtrauisch betrachtend.

„Aber das bleibt sich in der Hauptsache gleich," setzte der Fremde rasch hinzu, „ich bin auch beauftragt, Ihnen den Finderlohn bis zum Goldwerth und darüber auszuzahlen, da es ein liebes Andenken ist, das sie nicht missen möchte."

„Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich überhaupt einen Finderlohn verlange?" sagte Werner, beleidigt durch das absprechende Wesen des Fremden. „Wenn es mir nun genügte, der Dame das verlorene Armband eigenhändig wieder zurückerstatten zu wollen?"

„Aber wenn ich Ihnen sage, daß das nicht angeht?" fiel der Fremde ein und sein eines Auge blitzte

dem jungen Manne fast zornig, wenigstens recht boshaft entgegen, während das andere in der Stube herumsuchte. Gerade diese Störrigkeit des kleinen Mannes bestärkte aber Werner nur noch mehr in seinem einmal gefaßten Entschluß und er sagte ruhig:

„Dann behalte ich den Schmuck bis sich eine Gelegenheit bietet. Sie wissen jetzt, in wessen Händen er ist; das mag Ihnen genügen."

„Sehr wohl, Verehrtester," sagte wie umgewandelt in seinem ganzen Benehmen der Lahme. „Ew. Wohlgeboren werden dann schon heute Abend dazu Gelegenheit bekommen, da die Dame bis dahin, freilich zu etwas später Stunde, zurückkehrt. Ich werde sie am Bahnhofe erwarten und mir dann das Vergnügen machen Sie abzuholen. Sind Sie damit einverstanden?"

„Von Herzen gern", rief Werner, wenn er auch nicht recht begriff, was in aller Welt den noch vor wenigen Secunden so mürrischen Gesellen auf einmal so schmiegsam und freundlich gemacht hatte. „Zu welcher Stunde befehlen Sie, daß ich Sie erwarten soll?"

„Weiß ich noch nicht, mein Bester, weiß ich noch nicht," erwiderte der Fremde. „Kann um sieben Uhr, kann aber auch später kommen. Sein Sie wenigstens

von sieben Uhr an zu Hause. Kann ich mich darauf verlassen?"

„Sie sollen mich auf dem Platze finden."

„Sehr schön — aber — was ich gleich noch fragen wollte, wann, in aller Welt, hat Ihnen denn die junge Dame eigentlich zu dem Bilde gesessen? Ich weiß mich doch gar keiner Zeit zu erinnern — aber halt — antworten Sie mir nicht," unterbrach er sich plötzlich wieder mit dem nämlichen süßen, widerlichen Lächeln, „die Frage wäre unter den jetzigen Verhältnissen indiscret. Soll eine Ueberraschung für mich sein, das Bild — liebes gutes Mädchen, das mir eine heimliche Freude machen will — darf nicht weiter darnach forschen, und habe die Ehre mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen. Bitte, finde meinen Weg schon allein, bin hier bekannt im Hause."

Er öffnete die Thür und eilte hinaus. Werner ging ihm nach, um ihn an die Treppe zu geleiten, sah ihn aber nicht mehr. Der Bursche, der Morgens Werners Kleider reinigte, kam eben die Treppe herauf und mußte dem Fremden begegnet sein.

„Hast Du den Herrn gesehen, der in diesem Augenblicke die Treppe hinunter gegangen ist?"

„Den Herrn?" fragte der Bursche und sah erst nach rückwärts und dann Werner kopfschüttelnd an, „eben?"

„In diesem Augenblicke!“

„Ist mir Niemand begegnet!“

Werner stand betroffen da.

„Aber er muß eben die Treppe hinunter gegangen sein, oder er ist durch die Luft geflogen.“

„Vielleicht nach oben gegangen?“ bemerkte der Bursche vollkommen richtig, und Werner, der sich davon überzeugen wollte, ließ den jungen Menschen auf Wacht an der Treppe, um zu sehen, wann der Fremde zurückkommen würde. Aber er kam n i c h t. Zu Mittag ging Werner selbst in die obere Etage, sich nach dem Fremden unter irgend einem Vorwande zu erkundigen. Niemand hatte ihn gesehen — er war nicht oben gewesen.

Werner kehrte wie in einem Traume in sein Zimmer zurück. In der Zeit besuchte ihn Gerhard und fand ihn bleich und aufgeregt, den Kopf in die Hand gestützt, auf seinem Sopha sitzen. Auf keine Frage des Freundes mochte er Rede stehen; er gab ausweichende, oft verkehrte Antworten, und als ihn der Freund verlassen, schloß er sich ein und nahm seine Arbeit wieder vor, das Bild der holden geheimnißvollen Unbekannten, das seine Träume füllte und selbst im hellen Sonnenschein nicht von seiner Seite wich, aus dem Gedächtniß zu vollenden. Auch den heutigen Tag wollte er damit

hinbringen, und die Ungeduld verzehrte ihn fast, wenn er bedachte, daß ihn der heutige Abend dem Ziele seiner Wünsche entgegenführen solle.

Dem Ziele seiner Wünsche? — Hatte jener entsetzliche Mensch, der auf so räthselhafte Weise verschwunden, sie nicht für seine Braut erklärt? — Und wenn er die Wahrheit redete, war sie dann nicht auf immer für ihn verloren? Und was war er ihr? Er warf die Palette bei Seite, und barg erschüttert das Antlitz in die Hände; durfte er hoffen, daß sie mit einem freundlichen Gedanken ihn im Herzen getragen? War er ihr nicht ein Fremder, Unbekannter, der nur ein oder zwei Mal ihren Weg gekreuzt, und den sie vielleicht lange schon vergessen? Was überhaupt hätte sein Herz dem fremden Mädchen auf so geheimnißvolle, ihm selber unerklärliche Weise zugewandt? War das die Liebe auf den ersten Blick, von der er wohl schon oft gelesen und gehört, die er aber immer für ein müssiges Märchen schwärmerischer Poeten gehalten? Oder täuschte er sich selber? War es vielleicht nur das Räthselhafte ihres Erscheinens und Verschwindens, das seine Phantasie befangen, das ihm das ruhige Urtheil, die ruhige Ueberlegung genommen? Er wußte es nicht, aber es war ihm als ob ihm das Herz zerreißen müsse, wenn er sich die

Möglichkeit eines Verlustes auch nur dachte, und die kommende Stunde barg deshalb für ihn das Wohl und Wehe eines ganzen Lebens, eine Ewigkeit von Elend oder Seligkeit.

Gewaltsam raffte er sich endlich aus diesem ihm furchtbar werdenden Zustand empor und arbeitete mit regem Eifer auf's Neue an dem Bilde, das ihm unter den Händen wuchs, er wußte selbst nicht wie. So schwer er sich im Anfange die Ausführung eines Portraits ohne das Original gedacht, so leicht mischten sich, fast wie von selber, die Farben und so klar schwebten ihm die Züge der Geliebten vor der Seele. Wie er den Pinsel nur an die Leinwand brachte, stand die geheimnißvolle Fremde auch wie lebendig vor ihm da, und in fieberhafter Aufregung und Angst, daß ihm das Bild wieder verschwinden möge, arbeitete er weiter und bannte, was ihm die Seele zum Zerspringen füllte, mit festen Farben auf die Leinwand hin.

So verging ihm der Tag, er wußte selber kaum wie rasch. Verschiedene Male klopften Freunde an seine Thür, er antwortete ihnen nicht, hätte er doch mit keinem über Alltägliches sprechen können, und wie nun das Bild in größerer Lebensfrische aus der Leinwand sprang, fühlte er, daß sich ihm selber neue Lust und Freude durch die Adern goß. Aber immer rascher

schlugen auch seine Pulse, seine Stirn brannte, seine Augen glühten, und frischer und lebendiger trat dabei das Ideal vor seine Phantasie. Zug um Zug konnte er erkennen: den feinen Rosenschimmer der zarten Haut, den feuchten Glanz des Auges, das sanfte Wogen selbst ihrer Brust, und jetzt — entsetzt trat er einen Schritt zurück, denn vor ihm, lebend, athmend stand, nicht mehr nur das rege Bild seiner erregten Einbildungskraft, nicht mehr ein Schatten, den sich die aufgerührten Sinne aus dunkler Nacht heraufbeschworen, stand die Geliebte selber in all' der zauberhaften Schönheit vor ihm da, und während er Palette und Pinsel fallen ließ und zu den Füßen der Holden niederstürzen, ihre Knie umklammern und sie beschwören wollte, ihn nicht mehr zu verlassen, zuckte plötzlich ein wilder Blitz durch das Gemach, der Donner rollte und leblos brach er an der Staffelei zusammen.

Wie lange er so gelegen, er wußte es nicht, als er aber wieder zu sich kam, dämmerte schon der Abend und vor ihm, auf der Staffelei, stand das vollendete Bild der Fremden in fast schreckenerregender Wahrheit und Treue.

Werner konnte sich nicht losreißen von den lieben Zügen, und mit jedem Augenblicke sog er das süße Gift tiefer ein in seine Seele. So rückte der Abend

mehr und mehr heran, und in peinlicher Spannung erwartete er die versprochene Ankunft des Fremden. Stunde nach Stunde aber verging, ohne daß dieser sich zeigte.

Um neun Uhr endlich klopfte es an die Thür, und als er diese rasch öffnete, stand Gerhard vor ihm, der ihn verwundert von Kopf bis zu Füßen betrachtete.

„Du bist es?" fragte Werner.

„Hast Du Jemand Andern erwartet?" lachte der Freund, „weshalb so geputzt? — Willst Du in Gesellschaft gehen oder kommst Du daher? Und — um Gottes Willen, Werner, Du siehst todtenbleich aus! Du bist krank, Freund, Du bist wahrhaftig krank und das Beste für Dich ist, zu Bette zu gehen. Ich will bei Dir bleiben, wenn ich Dich nicht störe."

„Ich danke Dir herzlich," sagte Werner verlegen lächelnd, „und ich versichere Dich, daß ich mich vollkommen wohl und gesund fühle. Nur ein wenig angestrengt gearbeitet habe ich die letzten Tage, ein mir aufgetragenes Bild noch vor meiner Abreise zu beenden. Ein Paar Tage Zerstreuung in den Bergen macht Alles wieder gut."

„Aber dann geh nur auch in die Berge, Werner," drängte ihn Gerhard mit herzlicher Bitte. „Verlaß M—; die Luft hier sagt Dir nicht zu; Du mußt

Zerstreuung haben, wenn Du nicht wirklich erkranken willst, und eine Scenenwechselung ist das Beste, was Du Dir verschreiben kannst. Laß uns morgen aufbrechen. Ich gehe mit Dir, und in dem schönen Tyrol wird Dir das Herz wieder in all' der alten Lust und Wonne aufgehen wie vordem."

Er hielt ihm die Hand zum Einschlagen hin, in die Werner wohl lächelnd, aber doch auch nur zögernd die seine legte.

„Fest auf morgen kann ich es Dir noch nicht versprechen," sagte er dabei „sehr bald aber, vielleicht schon heute oder morgen wird es sich entscheiden, wann ich fort kann und dann gehen wir zusammen. Ist Dir das recht?"

„Es muß ja wohl sein," sagte der Freund, „mir ist Alles recht, wenn ich Dich nur fortbringen kann von hier. Apropos — hast Du die Eigenthümerin Deines Armbandes endlich gefunden? Du versprachst sie mir zu zeigen."

„Noch nicht. — Wenn es geschieht, halte ich mein Versprechen."

Gerhard blieb noch zögernd stehen. Es war ihm nicht entgangen, daß sich Werner in einer eigenen Art von Aufregung befand, und während er mit ihm sprach, oft

nach irgend einem draußen vermutheten Geräusch aufhorchte.

„Hast Du noch etwas vor heute Abend," fragte er endlich, „oder Lust mich noch ein Stündchen zu begleiten? Wir treffen in Behlers Keller draußen, nicht sehr weit von der Gartenstraße, mehrere von unsern Bekannten."

„Heute kann ich nicht," sagte Werner rasch; wenigstens jetzt noch nicht. Vielleicht komme ich später nach, ehe Ihr auseinander geht."

„Du erwartest Besuch?"

„Eine Geschäftssache."

„So will ich Dich nicht länger stören. Bis elf oder halb zwölf triffst Du uns dort. Guten Abend, Werner!"

„Guten Abend, Gerhard! Ich glaube bestimmt, daß ich mich bis dahin frei gemacht habe. Vielleicht kann ich Dir dann auch eine Neuigkeit mittheilen."

IV.

Gerhard ging und Werner schritt in immer peinlicherer Ungeduld in seinem Zimmer auf und ab. Es schlug zehn Uhr, Niemand kam, ihn abzuholen. Es schlug elf, er hörte nur die Hausthür unten zuschlagen und verschließen; der erwartete Fremde kam nicht, und Werner griff schon nach Hut und Stock, seinen so oft fruchtlos gemachten nächtlichen Spaziergang nach der fernen Gartenstraße auch heute zu wiederholen, und den brennenden Schläfen wenigstens Kühlung zu geben, als er draußen Schritte auf der Treppe hörte. Er horchte — es mußte der Hausmann sein, der oben im dritten Stock wohnte. — Aber die Schritte hielten vor seiner Thür, es klopfte bei ihm an, und Werners Herz stand fast still. Er war nicht einmal im Stande „herein“ zu rufen, als sich die Thür endlich langsam öffnete und auf der Schwelle, den Hut in der Hand, mit demselben widerlichen Lächeln der Fremde stand.

„Ich muß inständigst um Entschuldigung bitten, Sie so lange haben warten zu lassen," sagte der Lahme, indem er lachend in's Zimmer glitt, „aber meine verehrte Braut hatte den ersten Zug versäumt und ist erst vor etwa einer halben Stunde mit dem letzten Zuge eingetroffen. Wenn es Ihnen jetzt noch beliebt, mein Bester, wissen ja wohl, ich hatte mein Wort gegeben, und bin also hier, es zu halten."

„Aber werden wir die Dame so spät stören dürfen?" fragte Werner. „Sie wird angegriffen von der Reise sein."

„O bewahre! Frisch wie ein Fisch im Wasser," lachte der Kleine. „Haben nur nicht mehr viel Zeit zu versäumen, wenn wir noch heute dort eintreffen wollen."

„Wohnen Sie weit von hier?"

„Ein Viertelstündchen zu gehen. Aber ich sehe, Sie sind schon vollständig gerüstet, mein Bester."

„Ich bin bereit," sagte Werner. „Aber wie kamen Sie in das Haus?"

„Durch die Hausthür, natürlich," lächelte der Fremde. „Fand sie glücklicher Weise offen. Da wir von finden reden, Sie haben doch das Armband bei sich?"

„Gewiß," erwiderte Werner, nach der Tasche fühlend, in der er es trug.

Der kleine Mann folgte der Bewegung mit dem einen Auge und sich vergnügt die Hände reibend rief er: „vortrefflich, vortrefflich, mein Bester! Und nun kommen Sie. Meine Braut wird sich ganz unsagbar freuen, Ihren schätzbaren Besuch, wie das Kleinod, nach dem sie sich so außerordentlich sehnt, noch heute Abend zu empfangen."

So rasch stieg er dabei die Treppe hinunter, daß ihm Werner kaum zu folgen vermochte, und nur erst an der Hausthür machte er Halt, die er verschlossen fand.

„Aha," lachte er hier, „der würdige Bürger hat seine Zugbrücke schon aufgezogen und sein Schloß für die Nacht verbarricadirt. Hoffentlich haben Sie doch eines jener nützlichen Instrumente bei sich, ohne das kein ehrbarer Bewohner von M— vorsichtiger Weise sein Haus verläßt."

Werner öffnete schweigend die Thür, die er wieder hinter sich schloß, und lautlos schritten nun die beiden Männer die schon stillen Straßen entlang und zwar derselben Richtung zu, in welcher das „rothe Haus" lag. Werner wollte eine Frage deshalb an seinen Begleiter richten, aber er brachte das Wort nicht über die Lippen, und Straße nach Straße ließen sie hinter sich, ohne daß sie auch nur eine Silbe mit einander gewech-

selt hätten. Endlich erreichten sie die Gartenstraße — Werners Herz klopfte ihm wie ein Hammer in der Brust — und folgten der Mauer, die dem rothen Hause unmittelbar zuführte. Die einzige Person, die sie noch auf der Straße trafen, war der Nachtwächter, der eben, als es von dem Thurme zwölf schlug, die Stunde abrief.

„Und wohnt die Dame wirklich in dem rothen Hause?" brach Werner jetzt zum ersten Male das Schweigen.

„Wer?" fragte der Nachtwächter, an dem sie gerade vorüberschritten, indem er ihnen erstaunt nachsah.

„Im rothen Hause?" fragte der Fremde, ohne von Jenem weitere Notiz zu nehmen. „Ich glaube, die Leute benennen unser Palais mit diesem Namen. Ja wohl, mein Bester, und wir sind jetzt gleich zur Stelle. Wir steigen jedes Mal hier ab, wenn wir nach M— kommen. Aber da sind wir schon an Ort und Stelle und ich werde gleich" — er suchte, wenn gleich vergebens, nach dem Klingelzuge und fuhr, ärgerlich mit dem Fuße stampfend fort, „da hat die verwünschte Straßenbrut wieder den Glockenring aus lauter Uebermuth abgedreht. Ich werde auch morgen einmal Anzeige bei der Polizei machen und mich über die nachlässigen und schläfrigen Nachtwächter beschweren."

Er hatte zugleich langsam zwei Mal an die Hausthür geklopft, während Werner ein Paar Schritte von dem Gebäude abtrat, um zu den Fenstern hinaufsehen zu können. Oben war Alles todtenstill und öde; kein Lichtstrahl aus den zum Theil offenen leeren Fenstern verrieth, daß ein lebendes Wesen im Innern hause, und in der wohl sternhellen, aber von keinem Mondenstrahl erleuchteten Nacht lag das alte Gebäude finster und unheimlich vor ihm da.

Wieder knackte da das Schloß der Thür, wie an jenem Abend, und der Fremde sagte:

„So, mein Bester! Jetzt sind wir am Ziele, und nun möchte ich Sie nur freundlichst ersuchen, näher zu treten. Die Damen werden uns wahrscheinlich schon mit Schmerzen erwarten."

„Aber ich begreife wirklich nicht," sagte Werner, der Einladung indessen Folge gebend, „dies öde Gebäude kann doch nicht bewohnt sein?"

„Oede Gebäude?" lachte der Fremde, während er die Thür hinter dem Eingetretenen wieder in's Schloß warf. „Das ist nicht übel! Meinen wohl, mein Verehrtester, weil es noch so dunkel ist? — Werden gleich Licht machen, möchten auch sonst in der Finsterniß die Treppe nicht finden."

Kaum hatte er dies gesagt, als er auf täuschende

Weise den Ruf der kleinen Eule, bei uns gewöhnlich der Todtenvogel genannt, nachahmte. In demselben Augenblicke wurden oben an der Treppe Schritte laut, Lakaien eilten mit brennenden Girandolen herab und rechts und links entzündeten sich zu gleicher Zeit weitarmige Wandleuchter und strömten ein warmes, fast blendendes Licht durch den weiten Raum.

Werner traute seinen Augen kaum, so hatte sich der Platz, in den wenigen Tagen, in denen er ihn nicht betreten, verwandelt. Von Licht und Glanz durchflossen fielen die blendenden Strahlen nicht mehr auf kahle nackte Wände und faule Trümmer, sondern zierliche, mit seltener Kunst ausgeschmückte Reliefs, hier und da von Frescomalereien unterbrochen, schmückten die Wände; weiche Teppiche deckten den Boden, und die neulich so morsche Treppe zeigte ein festes, gar seltsam in Holz geschnitztes Geländer, das sich, mit seltenen Blumen bestellt, zu der obern Etage hinaufwand.

Werner preßte seine Schläfe zwischen den Händen; es kam ihm Alles wie ein tolles Märchen vor. Sein Führer ließ ihm aber kaum Zeit sich zu besinnen, sondern flüsterte mit dem fatalen süßlichen Lächeln, indem er sich dicht an ihn drängte:

„Kommen Sie, Liebwerthester, kommen Sie! Wir versäumen hier die kostbare, uns nur sehr knapp zuge-

messene Zeit, die wir besser benutzen können, als hier in der kalten zugigen Hausflur zu stehen. Meine Braut erwartet uns, wie ich fest überzeugt bin, in peinlichster Ungeduld."

Dabei hinkte er, so rasch es ihm der lahme Fuß gestattete, der Treppe zu und diese hinauf, und wie betäubt und vollkommen willenlos folgte ihm Werner. Wie auf weichem Moos stieg er die belegten Stufen hinan, in immer neuen Glanz, in neue Pracht hinein, ja einem Feenschloß weit eher als einer menschlichen Wohnung glichen jetzt die Räume dieses Hauses, das er sich bis dahin nur als wenig mehr wie einen nackten Trümmerhaufen gedacht.

Ueberall standen Lakaien in glänzenden Livréen und oben an der Treppe, während die Flügelthüren des Salons aufgeworfen waren, und ein wahres Feuermeer von Glanz und Licht ausströmten, sprudelten kleine Fontainen wohlriechende Wasser aus und verbreiteten einen wunderbaren, fast betäubenden Duft.

Werner stand wie gebannt an der Schwelle und ehe er völlig zur Besinnung kam, hörte er ein Seidenkleid rauschen. Sein widerlicher Begleiter flüsterte ihm etwas in's Ohr und eine andere Thür ward plötzlich aufgeworfen, aus der eine ganze Gesellschaft glänzend gekleideter Damen und Cavaliere sichtbar wurde. Aber

Werner hatte nur Sinn für die Eine — er hörte, er sah nichts weiter, denn vor ihm, mit allem Zauber übergossen, den seine Phantasie nur je dem Himmelsbild gegeben, und dabei von Diamanten überdeckt, die an ihrem Nacken, aus ihren rabenschwarzen Locken blitzten, stand in vollendeter Schöne die Geliebte vor seinen entzückten Blicken.

„Er wollte sprechen, aber kein Wort brachte er über die Lippen und stumm und selig schaute er in die ihn freundlich anlachenden Augen der Dame.

„Es ist schön von Ihnen," sagte diese und ihre Stimme klang wie das leise Rieseln des Bergquells durch sein blumiges Bett, „daß Sie mich gleich bei meiner Ankunft hier begrüßen. Ich hatte immer gehofft," setzte sie dann langsamer und mit leichtem Erröthen hinzu, „Sie in der langen Zwischenzeit schon wieder einmal bei mir zu sehen, aber umsonst, und meine kleine Reise ließ sich auch nicht aufschieben."

„Mein süßes Leben," nahm hier plötzlich der Lahme das Wort, indem er sich mit ganz seltsamen Verbeugungen zwischen die beiden jungen Leute drängte, „ich habe hier das unschätzbare Vergnügen, Ihnen den außerordentlich geschickten Künstler und Landschafts- wie Portraitmaler —," setzte er mit einem bezeichnenden und pfiffigen Blick hinzu, „Werner vorzustellen.

Zugleich ist dieser Herr, außer seinen andern schätzbaren Eigenschaften, auch noch der glückliche Finder — aber davon nachher," unterbrach er sich rasch. „Herr Werner, mit Stolz und Freude stelle ich Ihnen dagegen Fräulein Agnes von Hochstetten, meine verehrte und geliebte Braut vor, die —"

„Halt! — Nicht so rasch!" rief fast zornig die Jungfrau dazwischen, „den Titel verdiene ich noch nicht, Herr Graf, und bis er mir gebührt — wenn das je geschieht — wünsche ich ihn vermieden."

„Aber, meine Allerverehrteste —"

„Genug," lautete der ernste Bescheid, „und nun, mein lieber Freund wandte sie sich wieder mit gewinnendem Lächeln an den jungen Mann, indem sie ihm, ohne den Grafen weiter zu beachten, die Hand hinüberreichte, „treten Sie ein bei uns, und lassen Sie uns ein Stündchen froh verplaudern. Die Stunden fliehen so rasch, und es sind uns nur so wenige zugezählt."

„Agnes von Hochstetten?" wiederholte wie träumend Werner. „Wie ist mir denn? — War denn das nicht der Name jener sechszehnjährigen Jungfrau, die draußen auf dem Kirchhof in ihrem steinernen Sarge schon ein Jahrhundert lang begraben liegt?"

Agnes sah ihn, während er sprach, starr und ernst in die Augen, dann aber legte sich wieder das

so liebe Lächeln um die zarten Lippen, und sie sagte freundlich:

„Pfui doch, lieber Freund, wer wird hier, in all' dem Glanz und Schimmer lichten jugendfrischen Lebens von dem kalten Grabe sprechen! Uns Allen steht es wohl bevor, doch weshalb vor der Zeit diese traurigen trüben Bilder heraufbeschwören? Aber einführen will ich Sie jetzt in all' den Glanz altadeliger und edler Geschlechter, die sich heute Abend hier einfanden, mich zu begrüßen."

„Und jener Graf?" fragte Werner mit leiser, angstbeklemmter Stimme. „Ist es wahr was sein Mund behauptet — daß er — daß er ein Recht beanspruche auf diese schöne Hand?"

Die Jungfrau warf verächtlich den Kopf zurück und sagte finster:

„Daß er es sich anmaßen möchte, glaub' ich wohl, und durch einen unglücklichen Zufall wäre ich auch fast in seine Gewalt gegeben. Doch davon nachher! — Hier kommen schon die edlen Herren und Frauen, die sich im Turniersaal uns erwartend versammelt haben."

Zugleich betrat sie mit ihm das weite Gemach, das Werner jetzt, dem Uebrigen entsprechend, mit fabelhaftem Glanz geschmückt fand. Aber über die Gruppen stattlicher und reich geputzter Herren und Damen hin,

die überall aus- und einströmten, flog sein Auge unwillkürlich nach den bunten, reich gestickten seidenen Tapeten, die jetzt die Wände deckten und in deren Bildern er jetzt auf den ersten Blick das von dem alten Todtengräber beschriebene Turnier erkannte. Edle gewappnete Ritter tummelten sich da auf kräftigen Rossen, hier Einer dem Gegner die spitze Lanze zwischen die Fugen der Rüstung hineinrennend, daß der Getroffene aus dem Sattel taumelte; dort zwei andere mit weggeworfenen Lanzen und zu Fuß den zu Pferd begonnenen Kampf mit den blanken Schwertern ausfechtend. Auf dem sich ringsumherziehenden Balkon aber saßen in weiter geschmückter Reihe edle Frauen, und dort — unter Tausenden hätte er die holden Züge wieder erkannt, war auch ihr liebes Engelsangesicht, während dicht hinter ihr — wie ein Stich traf es ihn in's Herz — die boshaft schielenden Augen, das struppige Haar jener Teufelsfratze niederstarrte und Werner jetzt entsetzt in ihr das, wenn auch verzerrte, doch täuschend ähnliche Bild des Grafen erkannte.

Fast erschreckt schaute er sich im Saale um, und begegnete dort, gar nicht weit von sich entfernt und zwischen zweien der dicht verhangenen Fenster demselben boshaft zu ihm herüberblitzenden Auge, das auch aus dem Bilde der Tapete niedergrinste. Kaum aber

traf sein Blick den des kleinen tückischen Mannes, als dieser ihm mit seinem unheimlichen Lächeln zunickte.

Noch starrte Werner, wie von dem Auge gebannt, nach ihm hinüber, als plötzlich eine leichte Hand seinen Arm berührte und Agnes mit flüsternder Stimme sagte:

„So ernst, mein Freund? Licht und Glanz scheint die gefurchte Stirn Dir nicht aufzuheitern — vielleicht vermag es die Musik. Es liegt ein eigner Reiz in jenen sanften Tönen, die wir armen Irdischen dem Himmel abgestohlen haben.“

Leicht schlug sie dabei ihre Hände zweimal zusammen, und mit dem zweiten Schlag schon begann ein unsichtbares Orchester mit gedämpften Instrumenten eine sanfte, wunderschöne Symphonie. Die Jungfrau aber, während die weichen Töne durch die erwärmten duftigen Räume wogten, führte den Jüngling, der sich an ihrer Hand der Erde entrückt wähnte, in ein kleines, nur von einer düstern Ampel erhelltes Nebengemach und winkte ihm dort, auf einem Sessel neben ihr Platz zu nehmen.

„Beantworten Sie mir eine Frage,“ sagte da Werner, der gewaltsam den ihn umdrängenden Zauber zu bannen suchte. „Der Kopf schwindelt mir, meine Sinne empören sich wieder mich — ich fasse, ich be-

greife nicht, was um mich her vorgeht, wo ich bin: — Athme und lebe ich? Wie ein märchenhafter Traum steigen neckische Gebilde auf um mich; ich sehe und höre, und fühle doch dabei die Unmöglichkeit dessen, in dem ich lebe und athme. Ich weiß, daß übernatürliche Kräfte uns umgeben, daß sie Macht über uns gewinnen, wenn wir ihnen einmal Raum in unserer Seele gestatten, aber wenn das, was ich Alles hier erkennen kann, nur eben solche wilde Täuschung wäre, und ein nächster Augenblick des Erwachens mich einsam und elend zurück in des Lebens Alltäglichkeit schleudern könnte, wo endet da unser Verstand, wo beginnt der Wahnsinn, der uns mit seinen Krallen dann umfangen hält?"

„Du wunderlicher Mann!" lächelte ihm klar und fest in's Auge schauend die Jungfrau. „Welch' trüben entsetzlichen Gedanken giebst Du Dich hin, während Alles um Dich her nur Lust und Freude athmet! Weshalb das Alles? — Da draußen liegt die Nacht mit ihren Schrecken und Geheimnissen, hier ist Licht und Lust und Glanz. Hast Du noch nie gelernt den Augenblick zu genießen? Und muß denn immer nur ein Schreckensgespenst von dem, was einmal kommen kann und mag, die frohe Stunde und des Glückes Genuß Euch trüben?"

„Und kann ich anders?" rief Werner in leidenschaftlicher schmerzlicher Aufregung. „Du, holdes Bild, das mir seit heute wie eine neue Sonne am düstern Lebenshimmel aufgegangen, lebst hier in all' dem Glanz, der mehr von Dir sein Licht empfängt als Dir es giebt, in stets sich neu gebärender Lust und Herrlichkeit; ich bin ein armer heimathsloser Wandersmann, den sein wunderliches Geschick durch dieses lichte Paradies, in dem er nicht verweilen darf, geführt, und dem die Nacht da draußen jetzt nur viel dunkler, nur viel trostloser erscheinen wird, als da er Dich nicht kannte. O warum mußte mir das Glück gezeigt werden, nur um mich um so mehr mein Nichts empfinden zu lassen! Warum ward mir erlaubt die Hand nach einer Frucht auszustrecken, die unerreichbar fern dem armen Maler liegt?"

Er barg sein Antlitz in den Händen, und die heißen Thränen perlten ihm zwischen den fast krampfhaft gespannten Fingern hindurch.

„So unerreichbar?" sagte mit leiser, aber zu den innersten Fasern seines Herzens dringender Stimme die Jungfrau an seiner Seite, daß er rasch und fast erschreckt zu ihr aufschaute:

„Und wäre es nicht?" rief er, von seinem Sessel aufspringend und, während er des Mädchens Hand

ergriff, in schwindelndem seligem Entzücken zu ihren Füßen niedersinkend.

„Nicht so, mein theueres Herz," sagte ihn sanft vom Boden hebend das wunderschöne Weib, „nicht so. Ich kann Dich nicht vor mir im Staube sehen, indeß ich durch Dich selber Licht und Freiheit wieder erhalten soll."

„Durch mich?" rief Werner erstaunt zu ihr aufschauend, „Du Herrliche, durch mich?"

„So höre denn," flüsterte die Jungfrau, während sie ihn mit leiser Gewalt vom Boden hob und willig es geschehen ließ, daß er die Hand behielt und mit seinen heißen Küssen bedeckte. „Ich bin nicht frei und glücklich, wie Du wähnst; eine Macht, die mit meinem Leben und Dasein in inniger Verbindung steht, hat Gewalt über mich. Nur ein Geschenk aus höherer reinerer Hand enthob mich seinem Einflusse, aber nur so lange ich das mir wahren konnte. Es war ein einfach goldener Reif, den ich bis jetzt an meinem Arme trug, von Feenkraft geweiht. Die Eule, die als Graf Dir dort erschien, sie mußte sich dem mächtigen Schutze beugen, ja sogar mir, in Allem was ich von ihr forderte, dienstbar sein. Da wollte es mein bös Geschick, daß ich an jenem Abende, an dem es mir vergönnt war, Dich zu sehen, das Kleinod von meinem Arme verlor

und nur mein guter Engel lenkte Deinen Blick auf jenen unscheinbaren Schmuck."

„Die Eule? — Der Graf?" wiederholte Werner, der in unbegrenztem Erstaunen den Worten der Jungfrau gelauscht. „Von Feenkraft geweiht? Wie ist mir denn? Treibst Du nur Deinen Spott mit mir, oder wäre meine Furcht gegründet, daß Alles, was mich hier umgiebt nur tolles Blendwerk meiner Sinne ist?"

„Blendwerk?" sagte die Jungfrau lächelnd mit dem Kopfe schüttelnd. „Wirklichkeit? — Wer von allen Sterblichen wäre im Stande Blendwerk von Wirklichkeit zu unterscheiden? Durch Euere Sinne nehmt Ihr Dinge wahr, doch wißt Ihr, ob sie sind? Ihr nennt das grün, und jenes blau und roth, und seid nicht einmal gewiß, ob nicht dem Auge des Nachbars roth wie grün erscheint, und er die Namen nur dafür verändert, und roth meint, wenn er grün es nennt."

„O nein, nein," bat Werner in Todesangst die Arme ihr entgegenstreckend, „der Gedanke schon ist Wahnsinn, daß auch Du, Himmlische, ein Blendwerk sein und mir entschwinden könntest, wie Du dem Boden vor mir entstiegen. Wo nähme ich die Kraft her dem Elend zu begegnen, Dich wieder zu verlieren? Du

bist — Du mußt Wirklichkeit sein, und von Deiner Liebe beglückt, von Deinen Armen umschlungen, wäre mir selbst des Himmels Seligkeit ein Wahn."

„Frevle nicht," sagte mit scheuer Stimme die Jungfrau, indem sie ängstlich seinen Arm ergriff, und das Antlitz dem Nachbarzimmer zuwandte. „Böse Mächte klammern sich an das Wort des Menschen, und flechten Bande daraus, ihn tiefer und tiefer zu sich hinabzuziehen in ihr Reich — und es ist furchtbar dorten," setzte sie mit kaum hörbarer Stimme hinzu.

„Eine Hölle ohne Dich," rief Werner, in wilder Begeisterung, „ein Himmel wo Du weilst."

„Still — still — die Eule naht!" sagte Agnes plötzlich, indem sie warnend den Finger hob. „Das Armband jetzt! — Gieb mir den goldenen Reifen, den Du an jenem Abend vor der Thür gefunden — ich muß ihn haben."

Werner griff in die Tasche, in der er in Papier eingeschlagen das Armband trug, als plötzlich der Lahme, das widerwärtige Gesicht zu einem boshaften Lächeln verzerrt, in der Thür erschien, auf Agnes zuging, sich tief vor ihr verbeugte und dann, ohne ein Wort zu sagen, die beiden langen Arme in die Höhe warf. In demselben Augenblick fast flogen rechts und

links die schwerseidenen Gardinen, die bis jetzt die eine Wand des Gemachs gebildet hatten, zurück, und darin Reihe an Reihe dicht gedrängt, standen die Gäste, einen Halbkreis um ein kleines altarartiges Gestell bildend, auf dem ein mit schwerem Eisen verschlossenes roth und schwarzes Buch und ein blanker Dolch lagen.

„Sehr verehrte Damen und Herren, und allesammt lieben Freunde und Gefährten," rief der Graf mit scharfer gellender Stimme, die in die entferntesten Ecken der Gemächer drang, „ich habe Sie heute Abend zu uns eingeladen, Zeugen einer feierlichen Handlung zu sein, die mich zu dem glücklichsten Wesen über und unter der Erde, Agnes von Hochstetten aber zu meinem ehrbaren Weibe machen wird."

„Halt ein, Unglückseliger!" rief da die Jungfrau, die nach ihr ausgestreckte Hand des Widerlichen in Zorn und Abscheu zurückschleudernd. „Noch bin ich nicht in Deiner Macht, noch hab' ich meine Freiheit, und ich will sie wahren bis zur letzten Stunde des Gerichts. Du vergaßest das Armband, das Du selber mir wieder in die Hände liefern mußtest — Du vergaßest die Hülfe, die ich in diesem jungen Freund gefunden, und ich trotze Dir und Deinem Zorn und Haß. Her zu mir jetzt, Helfer in der Noth!" rief sie dabei die Arme dem wie in Verzückung stehenden Wer-

ner entgegenstreckend, „gieb mir das Band, mein Retter aus mehr als Todesqual — das Band — das goldene Band."

Der Lahme sprach kein Wort, regte kein Glied seines Körpers, nur das höhnische Lächeln zuckte über seine Züge, als Werner den goldenen Reifen, den er in der Hand hielt, rasch und mit fieberhafter Hast aus der Papierhülle befreite.

„Hier," sagte er, „hier nimm, Geliebte, und mein Leben bürgt Dir für —"

„Was ist das?" unterbrach ihn Agnes, indem sie todtenbleich zurücktrat, und die ausgestreckten Arme jetzt wie abwehrend ihm entgegen hielt. „Unglücklicher — ich bin verloren!"

„Haha!" lachte der Graf, „was haben wir da, Verehrteste, ein goldenes Armband? Das ist ja der Ring von der Straßenklingel, den Ew. Wohlgeboren aus Versehen eingesteckt haben. Jetzt weiß ich auch, wer mir die Ringe immer abdreht, und werde den Wächter darauf aufmerksam machen."

Werner stand wie zu Stein erstarrt.

„Was ist das?" rief er mit vor innerer Angst fast erstickter Stimme. „Wie kommt der Ring in meine Tasche und wo ist der Schmuck, den ich —"

„Der Schmuck?" kreischte der Lahme, „hier ist das

Armband — hier in meiner Hand. Ich habe den Schatz, das echte Band, das Dich, mein holdes Liebchen, an mich fesselt für die Ewigkeit."

„Wir gratuliren, wir gratuliren!" riefen die Anwesenden und beugten sich und knixten und wehten mit den Tüchern, und das lahme Ungeheuer hinkte auf die, wie zu Marmor erstarrte Schöne zu, und wollte sie in seine Arme schließen. Aber nur seine Berührung gab ihr wieder Leben, und wie ein gescheuchtes Reh floh sie dem Tisch zu, auf dem das Buch und der Dolch lagen.

„Aber das hilft Ihnen ja Nichts, Verehrteste," lachte der Lahme, daß die Säle von dem fast teuflischen Laut wiederhallten. „Mein sind Sie, mein."

„Rette mich vor ihm," klang der Hülferuf der Jungfrau, die vor dem Tisch ohnmächtig niederbrach, an Werners Ohr, und wie elektrisch Feuer schoß der Hülfe-Ruf durch seine Adern.

„Teufel!" schrie er, indem er in wenigen Sätzen an dem Tisch war, und den blanken Dolch vom Buch herunterriß — „Taschendieb! mit Deinem Leben, wenn nicht anders, hol' ich mir mein Eigenthum zurück!" und mit den Worten warf er sich, seiner Sinne kaum noch mächtig auf den Grafen, der vor der blanken Waffe scheu zurückwich."

„Ruhe, Ruhe, mein allerbester Herr Landschaftsmaler!“ schrieen die Gäste durcheinander, und drängten sich ihm entgegen, ihn von seinem Opfer abzuziehen.

„Zurück von mir!“ donnerte aber des jungen Mannes Stimme durch den Lärm, und die Herbeidrängenden wie Schatten von sich schleudernd, folgte er in wilder Hast dem jetzt entsetzt die Treppe hinabfliehenden Grafen. Von allen Seiten stürzten die Lakaien herbei, alle Thüren wurden geöffnet, und wilde entsetzliche Fratzen lachten ihm höhnisch überall entgegen, aber er sah nur ihn, mit wildem Griff krallte sich seine Hand in die Schulter des Flüchtigen und jetzt — jetzt faßte er das Kleinod, das jener eben von sich schleudern wollte.

„Hahaha,“ lachte da der Graf, indem er ihm unter den Händen entschwand und als Eule aus der geöffneten Hausthür auf die Straße flog. „Was hilft Dir der Ring — mein ist sie doch — mein ist sie doch!“

„Nicht Dein — nicht Dein,“ schrie aber Werner, in fast wahnsinniger Wuth, indem er, den Dolch wieder gefaßt, hinter dem Tückischen herfloh — „Dein Leben ist mir verfallen und ich will — ich muß es haben.“

„Mein allerbester Herr!“ baten da die nachdrän-

genden Gäste, die sich wie Kletten an ihn hingen, — „was machen Sie nur? was machen Sie nur?“

„Fort! laßt mich!“ tobte aber der Rasende, indem er sich mit Gewalt ihren, ihn jetzt fest umklammernden Armen zu entziehen suchte — „ich muß — ich muß! — zurück oder ich morde, was mein Arm erreichen kann.“

„Aber Werner, um Gottes Willen, komm zu Dir!“ rief ihm eine bekannte Stimme in's Ohr, „Du bist ja außer Dir. Was hast Du? Was ist geschehen?“

„Gerhard — Dich sendet mir Gott!“ rief der Unglückliche. „Ihm nach! — Noch ist es Zeit — er will Agnes zum Altare schleppen. Laßt mich! — Laßt mich los — dort fliegt er schon weit, weit voraus, und wenn er meinen Augen verschwindet, ist die Arme verloren — Teufel! Laßt mich los, sag' ich! — Zu Hülfe, Gerhard, zu Hülfe!“

„Aber so komm doch nur zu Dir!“ bat dieser in Todesangst den Freund. „Was hast Du nur, und wo bist Du gewesen?“

„Wo er gewesen ist?“ sagte da eine tiefe Stimme, die einem der herbeigesprungenen Nachtwächter gehörte, „drin im „rothen Haus“, so wahr ich selig zu werden hoffe, und das bei finsterer Nacht und zwischen zwölf

und ein Uhr. Mir dürfte Einer das Haus mit Gold pflastern, ich sollte die Stunde darin zubringen."

„Im rothen Haus?" rief der junge Mann erschreckt.

„Er ist fort — er ist fort!" rief da Werner in wildem herzzerschneidendem Schmerz laut aufschreiend, „verloren, verloren für immer!" Und während er sich mit so gewaltigen Kräften gegen die Arme sträubte, die ihn hielten, daß ihn die vier starken Männer kaum noch bändigen konnten, ließen plötzlich seine Anstrengungen nach, seine Arme sanken, er lehnte den Kopf zurück und lag ohnmächtig an Gerhards Schulter.

Dieser, der eben erst aus dem Weinhaus kam, in dem er eigentlich nur Werner erwartend so lange zugebracht und durch den Lärm auf der Straße hierher gerufen war, suchte das Nähere über den unglücklichen Fall von den Nachtwächtern herauszubekommen. Diese wußten ihm aber selber sehr wenig anzugeben.

Der in dieser Straße stationirte Wächter erzählte, daß er Lärm und Geschrei gehört, und nicht anders geglaubt habe, als daß irgend ein Betrunkener aus einem Wirthshause spät heimkehrend seinem Uebermuthe ein wenig Luft mache. In der Nähe des rothen Hauses sei er aber zu seinem Erstaunen — und auch vielleicht wohl Schrecken — inne geworden, daß der Lärm von

dort herausschalle, und wie er noch an der andern Seite gestanden, wäre plötzlich der Herr hier in voller Wuth und Flucht herausgesprungen. Wie er da hineingerathen sei, wisse er freilich nicht, denn bis jetzt sei die Thüre stets verschlossen gewesen. Aus dem Haus heraus aber sei er gekommen, soviel blieb gewiß, und das Beste wohl jetzt, ihn so rasch als möglich in sein Bett zu schaffen, damit er dort „seinen Rausch ausschlafe."

Gerhard, wenn er in seinem Herzen auch viel Schlimmeres fürchtete, bestärkte die Wächter doch gern in dem Glauben, daß der Unglückliche heute Abend einmal „zu viel getrunken." Mit ihrer Hülfe klopfte er dann aus einem benachbarten Gebäude ein Paar Arbeiter heraus, die den noch immer Ohnmächtigen, gegen eine gute Belohnung nach seiner eigenen Wohnung trugen.

Alle weitere Nachforschungen bei den Wächtern selber erwiesen sich auch als nutzlos. Nur Einer von ihnen glaubte den jungen Mann als denselben wieder zu erkennen, der vor einer Stunde etwa, laut mit sich selber redend, an ihm vorüber gegangen sei.

V.

In Werners Wohnung angekommen, dessen Thür sie mit dem in seiner Tasche gefundenen Hausschlüssel öffneten, blieb Gerhard, als er ihn wieder zu sich gebracht, die Nacht an seinem Bett, und der Kranke fiel gegen Morgen in einen sanften ruhigen Schlaf, aus dem er erst nach zehn Uhr erwachte.

Gerhard hatte eigentlich dieses Erwachen gefürchtet, weil er glaubte, daß der irre Geist, wenn sich die erschöpfte Natur wieder erholt, auch neue Kräfte zu seinen tollen Phantasien sammeln würde. Dem war aber nicht so.

Vollkommen ruhig öffnete Werner die Augen, sah den Freund einige Augenblicke an, und schloß sie wieder. Aber das dauerte nicht lange und Gerhard glaubte jetzt, daß er ihn fragen würde, wie er in sein Zimmer gekommen. Werner dagegen schien Alles, was mit ihm vorgegangen, genau zu wissen, dankte

ihm für seine Theilnahme, als er in der Straße halb ohnmächtig zusammengebrochen, und bat ihn dann auf seinem Tische nachzusehen, ob das gefundene Armband noch dort liege.

Gerhard beruhigte ihn darüber. Er hatte es gestern Abend, als sie ihn fanden, in der Hand gehalten, und er selber es an sich genommen, damit es nicht wieder verloren ginge. Es lag jetzt auf dem Tischchen neben seinem Bett.

Werner ließ es sich geben, betrachtete es einen Augenblick, und dann auf sein Kissen zurücksinkend sagte er ruhig:

„Gott sei Dank, der verdammte Lahme hatte es mir unterwegs schlau entwandt und mir dafür den werthlosen eisernen Klingelring in die Tasche geschoben — aber es ist doch Alles vorbei, und Agnes auf immer für mich verloren.“

„Aber Werner,“ bat Gerhard, dem die unheimlichen Worte einen Stich in's Herz gaben, „raffe Dich doch um Gottes Willen zusammen und sei ein Mann. Banne diese tollen Phantasien und bedenke, daß wir hier in dem trockenen hausbackenen M— leben, wo solche Dinge gar nicht an der Tagesordnung sind. Wärst Du meinem Rathe gefolgt, und in die Berge gegangen, so hätte die reine klare Luft dort Dich bald

von Allem geheilt, was Dich jetzt hier in dem feuchten, dunstigen Nebel beengt und zu Boden drückt, und das verwünschte Armband hättest Du ebenfalls längst vergessen. Dein Blut ist zu dick, und ich will Dich jetzt einen Augenblick Dir selber überlassen, um rasch einen Arzt herbeizuholen, der Dich schon wieder zu Dir selber bringen und einen Theil Deines schweren Blutes abzapfen wird."

„Nein — thue das nicht," bat Werner, seinen Arm ergreifend. „Er würde mich eben so wenig verstehen, wie Du es thust, denn wie mir scheint bin ich auf eine mir selbst unerklärliche Art mit der uns sonst verschlossenen Geisterwelt in zu nahe und mir verderbliche Verbindung getreten. Glaube nicht, daß ich mich über mich selber täusche. Ich weiß Alles was geschehen, aber auch zugleich, daß Ihr alle mir nie glauben werdet. Jetzt habe ich auch den Schlüssel dazu, daß Du damals jene Fremde, die an uns vorüberging, nicht sahst, daß Du sie später nicht am Fenster entdecken konntest. Kein Anderer in der weiten Stadt hat sie gesehen, nur meinem Auge erschien sie und — nenn' es Segen oder Fluch — noch immer liegt in ihren Händen mein Geschick."

„Werner," sagte Gerhard unruhig, „daß Du so ruhig über den Unsinn reden kannst, erschreckt mich

mehr, als wenn Du in Deinen wilden Phantasien fortgefahren wärst. Das hätte man einem heftigen Fieber zuschreiben und ein tüchtiger Arzt es heben können. Dein Puls geht aber jetzt so ruhig, fast ruhiger wie der meine, und Du mußt alle Deine Kräfte zusammen nehmen, dieser tollen Bilder, die Dir selber nur Verderben bringen könnten, Meister zu werden."

„Du hast Recht," sagte Werner ruhig, ich glaube auch, daß es in meiner Macht stände, mich von dem Verkehr mit jenen Ueberirdischen fern zu halten. Was könnten sie gegen den festen Willen des Menschen? — Was aber helfe mir ein Leben, das jetzt seines Zieles beraubt, mit allen Hoffnungen vernichtet, nur Schmerz und Elend für mich haben müßte."

„Werner," rief Gerhard besorgt, „rede nicht so Entsetzliches! Du, ein junger kräftiger Mann, der eben erst in dies Leben tritt, mit den herrlichsten Talenten ausgestattet, mit einem kräftigen gesunden Körper, selbst nicht ohne Mittel, Deiner künstlerischen Laufbahn folgen zu können, Du redest von vernichteten Hoffnungen, von einem seines Zieles beraubten Leben? Versündige Dich nicht, denn gerade Dich hat Gott vor vielen Tausenden begünstiget, und den Keim des Schönsten trägst Du, ohne es vielleicht zu wissen, in dem eigenen Herzen."

„Den Keim des Todes," sagte Werner mit ernster ruhiger Stimme. „Doch wie dem auch sei, Gerhard, von Deinem Standpunkte aus hast Du vollkommen recht, Freund, und ich danke Dir für Deine Theilnahme; doch jetzt —"

„Was willst Du thun?"

„Aufstehen. Es ist zehn Uhr vorbei und ich schlafe sonst nie so lange."

„Aber Du bist krank."

„Nie gesunder gewesen in meinem Leben, selbst nicht einmal in meinem Geist, für den Du, wie ich glaube, doch am Meisten zu fürchten scheinst. Aber ich muß aufstehen, denn ich habe einen Besuch abzustatten."

„Besuch? — Bei wem?"

„Laß das — Du würdest mich doch nicht verstehen, wenn ich es Dir auch sagte. Aber sei versichert," setzte er herzlicher hinzu, „daß ich das, was wir Menschen im gewöhnlichen Leben Verstand nennen, noch vollständig zusammen habe, und mich keineswegs schon, wie mir Dein ängstlicher Blick ziemlich deutlich sagt, für das Irrenhaus qualificire. Ich weiß was mich umgiebt und welche Sphären ich, mit nur menschlichen Kräften ausgestattet, betreten habe — ich weiß, welchen Gefahren ich dabei entgegen gehe, aber sei

auch versichert, daß ich mich ihnen nicht muthwillig überlasse."

„So lange Du noch solchen Gedanken nachhängst," warnte Gerhard, „so lange bist Du auch noch nicht geheilt, und jedes Ungewöhnliche, das Dir aufstößt, wirst Du damit in Verbindung bringen wollen."

„In einer Art hast Du recht," sagte Werner, „wenn Du aber wüßtest, was ich in der letzten Nacht gesehen und erlebt habe, Du würdest es für unmöglich halten, daß ich heute Morgen sch..n so gefaßt sein könne, und doch ist es der Fall. Sei also überzeugt, daß ich mir meines Zustandes klar bewußt bin, und meine Kräfte und Sinne beherrsche. Nur das Entsetzlichste konnte mich in dieser Nacht für kurze Stunden ihrer berauben, oder der Körper war vielmehr nicht im Stande der furchtbaren und unnatürlichen Aufregung des Geistes zu folgen. Jetzt aber darf ich auch nicht warten bis mich die Gefahr aufsucht; das ängstliche Harren, die Ungewißheit würde mich aufreiben und elend machen. Ich will ihr selber frei in's Auge sehen, und was dann kommen darf, mag eben komemn!"

„Was willst Du thun?" rief Gerhard besorgt.

„Nichts was Dich beunruhigen könnte," lachte Werner. „Es ist jetzt heller Tag, und ich glaube

nicht, daß ich da etwas von den Geistern zu fürchten habe. Sobald es dämmert, bitte ich Dich selber, zu mir zu kommen und die Nacht bei mir zu bleiben. Beruhigt Dich das jetzt?"

„In etwas, ja; aber doch noch nicht ganz. Ich möchte Dich heute nicht Dir ganz allein überlassen. Darf ich Dich nicht begleiten?"

„Als Wächter?" lächelte Werner. „Lieber Freund, ich bin ein halber Fatalist. Was kommen soll, das kommt — wir können es manchmal auf kurze Zeit hinausschieben und uns eine Galgenfrist damit gewinnen, aber entgehen werden wir ihm nicht. So lange wir nur mit kaltem Blute das Steuer in der Hand behalten und unsern Lebensnachen vor dem Winde halten, dürfen wir auch hoffen den sichern Hafen zu erreichen oder — wenn nicht — uns doch wenigstens den bequemsten Platz am Ufer aussuchen, wo wir stranden wollen. Nur der, der den Kopf verliert, sieht willenlos sein Boot dem schroffsten Theil der Küste entgegentreiben und — ist meist selber Schuld daran."

Werner war indessen aufgestanden und zum Ausgehen völlig gerüstet.

„Darf ich Dich wenigstens eine Strecke begleiten?" sagte Gerhard jetzt nach einigem Zögern.

„Und warum nicht? Nur bitt' ich Dich darum, störe mich nicht in dem was ich vorhabe — es ist zu meiner Ruhe nöthig."

„Du willst das rothe Haus besuchen?"

„Ja."

„Und weshalb?" bat Gerhard. „Muß das nicht dazu dienen all' Deine früheren Phantasien nur noch mehr zu reizen — sie gefährlicher zu machen?"

„Mein Besuch soll gerade das Gegentheil bezwecken," sagte Werner ruhig. „Das helle Tageslicht soll mir helfen die tollen Bilder zu verscheuchen, die — vielleicht nur meine Phantasie — in letzter Nacht dort furchtbar aufgebaut. Ich muß mich selber überzeugen, daß dort nur nackte Trümmern, daß dort nur Schutt und Zerstörung herrscht, wo ich gestern Pracht und Glanz und fröhlich Leben sah. Wenn irgend etwas, so mag das dazu dienen mich zu heilen."

„So laß mich mit Dir gehen."

„Bis zu dem Haus, ja — aber nicht hinein. Dort muß ich mit mir selbst allein sein," sagte Werner. „Und noch eins," setzte er, wie plötzlich sich besinnend hinzu, „laß mir noch eine halbe Stunde Zeit, einen nothwendigen Brief zu schreiben. Nach Verlauf derselben hole mich hier ab."

„Du gehst nicht ohne mich?"

„Ich gebe Dir mein Wort."

Gerhard ging, und als er nach etwa drei Viertel Stunden zurückkehrte, fand er Werner schon in der Thür ihn erwartend. Langsam schritten die beiden Freunde die Straßen entlang und unaufgefordert erzählte Werner bis in die kleinsten Einzelnheiten hinab seinen gestrigen Besuch im rothen Haus und dessen Resultat. Gerhard suchte ihm allerdings das Ganze als einen tollen Traum, einen Fieberanfall auszureden, Werner lehnte aber jeden Zweifel mit ruhigem Lächeln ab. Daß Andere *nicht gesehen*, was ihm erschienen, konnte für ihn kein Beweis des Gegentheils sein. Sich die *Gewißheit* aber zu holen, war der Zweck seines heutigen Besuchs und daß er dazu den hellen Sonnenschein gewählt, möge, wie er meinte, dem Freunde genug Beweis sein, daß er selber die Geisterwelt einer harten Probe unterwerfen wolle.

Werner sprach dabei so ruhig, so überlegt und bei vollem Bewußtsein, und widerlegte alle Einwendungen des Freundes in so sicherer, seiner Sache gewissen Weise, daß diesem zuletzt nichts übrig blieb als sich zu fügen.

Um vier Uhr versprach Werner, wenn es ihm irgend möglich sei, in einer nicht sehr entfernten Restauration mit Gerhard zusammen zu treffen, und ihm

das Resultat mitzutheilen. Nur bis dahin solle er ihn ungestört lassen.

„Noch eins," sagte Werner plötzlich, und hielt des Freundes Arm, als dieser, unfern vom rothen Hause, gerade Abschied von ihm nehmen wollte. „Eins habe ich Dir bis jetzt noch verschwiegen, was meine Verbindung mit dem alten Gebäude vielleicht noch räthselhafter — vielleicht erklärlicher macht. Du erinnerst Dich an den Namen des jungen Mädchens, das in der Gruft dahinten beigesetzt steht?"

„Agnes von Hochstetten, wenn ich nicht irre —"

„Ganz recht — auch i ch heiße Hochstetten," sagte Werner ruhig.

„Du?" rief Gerhard erstaunt, „und davon hast Du mir noch nie ein Wort gesagt?"

„Werner ist der Name, den ich als Künstler angenommen, mir erst einen Ruf zu erwerben," entgegnete dieser.

„Dann ist dies das unglückseligste Zusammentreffen," rief Gerhard den Kopf schüttelnd, „das ich mir denken kann. Der Zufall hat da in einer von seinen tollen Launen Dir eine eingebildete Verwandtschaft zugeführt, und wenn irgend etwas, kann das nur noch mehr dazu dienen, Deine tollen fixen Ideen zu befestigen."

„Zufall," sagte Werner ernst aber ruhig, „ist ein gar wunderliches Wort, mein lieber Freund, mit dem wir nicht selten nur zu leichtfertig umgehen. Für den Gott, der dort oben unsere Schicksale lenkt, giebt es keinen Zufall, und ineinandergreifend bildet unser Leben, aus Tausenden solcher anscheinenden Zufälle zusammengesetzt, eine einzige feste Kette, in der wir kein Glied missen könnten. Sieh um Dich her — betrachte nur die Gegenwart, und Manches erscheint Dir da als Zufall, wie Du's nennst — schau aber zurück in die Vergangenheit, und hätte Einer fehlen dürfen, Dich dahin zu führen, wo Du jetzt stehst? nicht einer, es waren alle die Glieder der einen Kette. Doch genug. Auf Wiedersehen, Gerhard, auf ein frohes Wiedersehen!" Werner drehte sich mit den Worten ab, und schritt allein dem „rothen Hause" zu, während Gerhard, mit recht traurigen Gefühlen und wirklich ernsthaft um den Freund besorgt, die andere Richtung einschlug. Die Thür des rothen Hauses war allerdings verschlossen, aber ein fester Druck dagegen schob das morsche Schloß leicht auseinander, und der junge Mann betrat mit einem eigenen Schauder den düstern, dumpfigen Raum, der wieder in seiner ganzen Oede, wie an jenem Tage, um ihn lag. Nur durch die zerbrochenen oder erblindeten Scheiben eines

Fensters über der Hinterthür fielen die Sonnenstrahlen herein und erhellten den Platz hinlänglich, ihm die halbzerfallene Treppe zu zeigen, die er jetzt vorsichtig, aber mit festen Schritten hinanstieg. So betrat er die wüsten Gemächer, die ihm in letzter Nacht einem Feenpalast gleich erschienen waren, und suchend schweifte daher sein Blick umher, als ob der Raum nicht leer sein könne, und die, die er hier suche, ihm jeden Augenblick entgegentreten müsse. Aber Alles lag still und öde wie das Grab; nur ein Paar Ratten, in ihrem Spiel gestört, glitten scheu und raschelnd, als sie den Schritt des Menschen hörten, über umherliegendes Gerumpel hinweg, in ihr Versteck zurück. Werner stand auf der Schwelle des Saales und lehnte, die Arme verschränkt, an dem einen Thürpfosten, während sein Blick fast unwillkürlich wieder an den Resten der alten zerrissenen Tapete haftete, aus denen das eine boshafte so wohl gekannte Auge wie höhnisch zu ihm niederstarrte.

„Und wäre denn Alles — Alles das, was mir mein ganzes Herz erfüllt, wirklich nur ein leerer Traum gewesen?" sprach er mit leiser Stimme vor sich hin. „Hätte ich nur in blindem Wahn geglaubt, der Welt der Geister, die uns hier umgeben, näher zu stehen als andere Sterbliche? Und soll ich das Gefühl

jetzt mit mir hin durch's Leben tragen, das Ideal zu kennen, dem ich lebe und es nie, nie zu erreichen? — Schutt, Oede, Leere um mich her — ein trauriges Bild unserer Vergänglichkeit, und doch dieselben Wände hier, die ich gestern in all' der alten Pracht und Herrlichkeit so deutlich um mich sah, daß ich noch jetzt die Gruppen zeichnen wollte, die ihrer Fläche Leben gaben. Dort das edle Ritterpaar, das mit den blanken Schwertern in erbittertem Kampfe Fuß an Fuß sich drängte, dort der Balkon, auf dem die Damen saßen und da — da wo das Auge auf mich niederschaut —"

Er hatte, wie seine Phantasie sich die vergangenen Scenen wieder aufgebaut, den Arm nach jenem Kopfe ausgestreckt und stand jetzt plötzlich, wie zur Bildsäule geworden, mit fast aus den Höhlen dringenden Augen der Stelle gegenüber, auf der das Bild da oben Leben, Bewegung gewann. Das Auge blinzte auf und zu, die Züge des halben Gesichts nahmen einen fast teuflischen Ausdruck an, und wie als ob sie dem Menschenauge in Zorn und Wuth begegnen wollten, hob sich der ganze Kopf jetzt aus der Wand heraus und zeigte sich in zähnefletschendem Grimm dem entsetzten Blicke des Jünglings.

„Ha bist Du da?" rief Werner, für den im Nu

alle die alten Bilder Leben gewannen, indem er das Armband aufgriff und wie einen Talisman der Teufelslarve entgegen hielt, „da, da sieh, hämischer Geist, wie ich Deinem Grimm trotze, und Dich zwingen kann zu weichen. Deine Macht ist aus, Deine schlaue List zu Schanden geworden, und wie ich Dir hier entgegentrete, will ich Dich —"

„Halt, nicht weiter," flüsterte da plötzlich, während er mit dem hochgehobenen Armband auf das scheu zurückweichende Haupt zuschreiten wollte, eine leise süße Stimme, und neben ihm stand, ihre weiße Hand nur leicht und kaum fühlbar auf seinen Arm legend, Agnes.

Nicht mehr in all der Pracht und Herrlichkeit des letzten Abends freilich, sondern wie er sie zuerst gesehen, in jenem einfach schwarzen Kleide, das nur die zarte Weiße ihrer Haut noch mehr hervorhob, stand sie neben ihm und schaute ihn mit ihrem lieben Lächeln freundlich an.

„Agnes!" rief Werner und unwillkürlich fast beugte er das Knie vor der hohen herrlichen Gestalt, der gerade die sanfte Schwermuth in den Zügen einen noch viel größern unwiderstehlicheren Reiz verlieh.

„Nicht doch, mein Freund," flüsterte fast ängstlich das Mädchen, „nicht mir die Huldigung, die nur Gott gebührt. Ich komme auch nur," setzte sie hinzu,

während ihr liebes Antlitz ein eigener Zug von Wehmuth überflog, „Abschied von Dir zu nehmen.“

„Abschied?“ rief Werner erschreckt und in tiefem Schmerze aus, „und was habe ich gethan, daß Du mich meiden willst? Hier ist das Band, das Dir die Freiheit giebt, und jenen boshaft tückischen Geist in seine Schranken zurückweist, und während Du jetzt Deine eigene Herrin wieder bist, willst Du mir selber jede Hoffnung rauben?“

„Zu Deinem eigenen Besten, Freund,“ sagte ernst und doch so tief betrübt dabei, die Jungfrau. „Du kannst nicht leben auf der Welt da draußen, und mit uns fortverkehren hier. Wie ein böser tückischer Wirbel zieht die Geisterwelt alles, was ihr geboten wird, in ihren Kreis hinein — mit sich zu Grunde — und halb der unseren, halb jener Welt noch angehörend, würde nur Qual und Elend Dein trauriges Loos werden. Uns noch nicht einverleibt, mit Deinem Körper dem gröberen Stoffe zugetheilt, würden zugleich die Sterblichen Dich ausstoßen aus ihrer Zahl, und dem Wahnsinn zuschreiben, was ihre eigene Kurzsichtigkeit überstiege. Nein, nein, lebe fort, das Leben beginnt ja erst für Dich, und hat vielleicht die schönsten Blüthen Dir noch aufgespart, den sonnigsten Weg für Deinen Fuß gebahnt. Gieb mir das Armband denn,

und nimm den besten Dank, den ich Dir geben kann für Deine Lieb' und Treue — den Dank, daß ich mich Dir zum letzten Male gezeigt."

„Nein, nein, nein!" rief Werner, in wilder Angst die Hand ergreifend, die sie ihm entgegen hielt. „Nicht so darfst Du mir wieder entweichen, und Dank das nennen, was mich der Verzweiflung in die Arme schleudern müßte. Du selber hast gesagt, dies Band verleihe dem, der es besitzt, Kraft und Gewalt Dich ihm zu erringen, Dich zu wahren, o laß es mir, laß mich Dein eigen sein mit ihm, und stoße mich nicht wieder kalt zurück."

„Weißt Du was Du begehrst?" fragte mit warnender Stimme die Jungfrau, „weißt Du, daß Du, indem Du mir gehören willst, dem Himmel erst, der Seligkeit entsagen mußt?"

„Du schreckst mich nicht," rief Werner fast außer sich. „Was ist mir Licht und Leben ohne Dich? — Was wäre selbst des Himmels Seligkeit, wenn ich sie getrennt von Dir ertragen müßte? O nimm mich auf — sprich nur das eine Wörtchen ja, und laß mich dann zu Deinen Füßen sterben."

„Und draußen Licht und Luft und Sonnenschein? Was Dir an lieben Freunden lebt? Dein Vaterland? Hat Alles seinen Halt an Dich verloren?"

„Es ist todt für mich?“ rief Werner, in wilder Aufregung und Sehnsucht die Arme der Geliebten entgegenbreitend. „Sei Du mein Gott, mein Himmel, mein Vaterland —, sei Du mir Licht und Luft und Sonnenschein. Dort draußen liegt die Welt — für mich ein weites Grab, nur in Deinen Armen blüht ein neues Leben.“

Hoch und ernst richtete sich da die Gestalt der Jungfrau auf. Jeder Zug von Milde und Sanftmuth war aus dem engelschönen, aber marmorbleichen Antlitz gewichen.

„So komm, Unglückseliger,“ sagte sie, „denn wer wie Du in wilder ungezähmter Leidenschaft den Himmel und die Erde von sich stößt, der hat auf beide sich sein Recht verscherzt. Was wir Dir bieten können, soll Dir werden. Du bist der Unsere — sei uns denn willkommen!“

Gerhard wartete vergebens auf den Freund. Schon lange war die Zeit verflossen, in der er ihn aufzusuchen versprochen. Eine Unruhe, über die er sich selber keine Rechenschaft geben konnte, trieb ihn endlich nach Werners Wohnung, und er machte sich unterwegs die bittersten Vorwürfe ihn überhaupt in

der Reizbarkeit, in der er sich heute befunden, allein gelassen zu haben.

In seine eigene Wohnung war Werner aber noch nicht zurückgekehrt, und Gerhard nahm sich jetzt einen Wagen, das „rothe Haus" nach vor der einbrechenden Dämmerung zu erreichen. Diese durfte Werner, wenn er sich ja noch dort befand, keinesfalls in den unheimlichen Räumen allein verbringen.

Gerhard, der die vordere Thür des alten Gebäudes noch immer verschlossen glaubte, hatte dem Kutscher schon Befehl gegeben bei dem Todtengräber vorzufahren und diesen mitzunehmen. Auffällig war ihm aber, daß eine Menge Leute dort in der Straße standen, und nach den Fenstern des rothen Hauses hinaufschauten. Er ließ den Wagen halten und stieg aus; aber Niemand konnte ihm gewissen Bescheid geben. Einige meinten es spuke da drinnen, Andere das Haus wolle einfallen, weshalb sich Niemand näher hineinwagte. Ein anderer Wagen fuhr in diesem Augenblicke vor, und ein ihm befreundeter Arzt stieg mit einem Polizeidiener aus und näherte sich dem Eingange.

Da zum ersten Male schoß die Ahnung geschehenen Unheils durch sein Herz und er eilte sich den Beiden anzuschließen. Was er von diesen hörte reifte aber auch seine schlimmste Befürchtung zur Gewißheit.

Der Todtengräber hatte, in der Nähe des alten Gebäudes beschäftigt, einen lauten Aufschrei darin gehört und als er die Räume visitirte, einen jungen Mann todt oder nur ohnmächtig in einem der obern Zimmer gefunden. Ohne sich weiter aufzuhalten, schickte er augenblicklich nach der Polizei und nach einem Arzt und diese trafen jetzt gerade ein, die Untersuchung vorzunehmen.

Was Gerhard gefürchtet, war geschehen. Oben in dem einen Zimmer, zwischen Schutt und Trümmern, lag Werner ausgestreckt auf dem Boden — todt, das Antlitz unentstellt und ruhig, den einen Arm von sich gestreckt. Die linke Hand aber hielt ein schmales goldenes Armband, das Gerhard augenblicklich als das gefundene erkannte. Der Arzt versuchte es aus den schon erkalteten Fingern zu nehmen, aber diese hatten sich krampfhaft darum geschlossen und es wäre ohne Gewalt anzuwenden nicht möglich gewesen.

Gerhard verhinderte das und brachte die Leiche nach den üblichen Formalitäten, von dem Arzte begleitet, nach Werners eigener Wohnung. Hier wurde der Körper von noch einigen andern herbeigezogenen Aerzten, denen Gerhard Alles mittheilte, was er über den letzten aufgeregten Zustand des Freundes wußte,

untersucht, und ihr Urtheil lautete: „Tod, herbeigeführt durch einen plötzlichen Blutschlag!“

Der Brief, den Werner, wie in Vorahnung seines Todes, zurückgelassen, war an Gerhard gerichtet und enthielt kurze Verfügungen über seine kleine Hinterlassenschaft. Am Schlusse des Briefes erklärte er, was er Gerhard vorher mitgetheilt, und sich auch später aus seinen Papieren ergab, daß — Werner nur sein Künstlername sei, und er eigentlich den Namen Ernst von Hochstetten führe. Er erbat deshalb — wofür er eine nicht unbedeutende Summe dem städtischen Armenhause vermachte — in der Gruft der Hochstetten, nahe dem „rothen Haus“, beigesetzt zu werden.

Sein Wunsch ward erfüllt, und auch das Armband, das die erstarrte Hand noch fest gehalten, ruht bei ihm in der Gruft.

Ein Name.

Was liegt an einem Namen? — Ein Mensch kann Schultze oder Meier, oder Pfannkuchen oder Schweinebraten heißen und doch ein ganz braver, rechtschaffener, angesehener und geachteter Mann sein. Der Name ist nichts, oder eigentlich nur, wie bei der Wallnuß, die Schaale, das todte Holz, das die Frucht umschließt; das Kleid, die Hülle, meinetwegen auch der Handgriff zum ganzen selbstständigen Individuum. Auf den Menschen selber kommt es aber an, was er lernt, was er ist, was er treibt, wie er handelt, wie er sich beträgt, was er gelernt hat, und wie er das Gelernte dann verwerthet. Der Name ist „Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut," wie schon Göthe gesagt hat.

Aber — „das ist alles recht schön und gut," wie damals auch Gretchen bemerkte — und doch nicht wahr. — „Auf den Namen kommt es nicht an, sondern auf den Mann;" ist eine von jenen humanen Phrasen, die recht gut und liberal klingt, die eigentlich, wenn man darüber abstimmen wollte, von der ganzen Welt einstimmig angenommen würde, und

der es im wirklichen Leben doch geht, wie allen den übrigen gleichen Gelichters.

„Auf den Namen kommt es nicht an!“ „Alle Menschen sind gleich vor dem Gesetz!“ „Arbeit schändet nicht!“ Der Adel giebt keinen Vorzug!“ und wie derartige Redensarten alle heißen. „Sie sind aber nicht wahr,“ sage ich noch einmal, und brauche es nicht einmal zu beweisen, denn jeder weiß selber aus seinem eigenen Leben, aus seiner Umgebung Beispiele für meine Behauptung. Einzelne Umstände, einzelne Fälle kommen immer dazwischen, die die ganze Geschichte über den Haufen werfen, und das alte gemüthliche: „Keine Regel ohne Ausnahme!“ steht als verkehrter Portier hinten am Haus, und hält dem unruhigen Menschenvolk mit größter Bereitwilligkeit die Hofthür offen.

„Was liegt an einem Namen!“ — Ja, schaut einmal in die wunderbare Welt hinaus, und seht, was darin liegt. — „Gieb einem Hund einen bösen Namen und häng ihn lieber gleich!“ sagen die Engländer, und sie haben wahrhaftig recht. Nichts destoweniger verträgt das ein Mensch immer noch eher als ein Hund, und in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft laufen Individuen mit einem Namen herum, mit dem sie als Hund schon lange gesteinigt wären.

Schon der Vorname ist nicht gleichgültig, und Eltern, die ein Kind taufen lassen, sollten wohl dabei bedenken, daß dasselbe mit einem hochtrabenden Namen, den man sich bei dem Kinde noch allenfalls gefallen läßt, als erwachsener Mann oder als erwachsene Frau später durch die menschliche Gesellschaft im wahren Sinne des Wortes Spießruthen laufen muß. Wenn die Kinder heranwachsen, ihr volles Maß in den Schuhen stehn und in der Tretmühle unseres menschlichen Lebens ihren gehörigen Platz eingenommen haben, dann ist ihnen ein solcher hochpoetischer, und gewiß in einem Roman sehr verführerisch klingender, im wirklichen hausbackenen Leben aber höchst unpassender Name oft von größtem Schaden, und thut viel mehr, als sie um ihren guten Ruf zu bringen — er macht sie lächerlich.

Welch Vergnügen bringt es den Eltern, wenn sie ein kleines niedliches, oder niedlich geglaubtes Kind bis zum sechsten oder siebenten Jahr ungestraft mit dem süßen Namen Ambrosius, Fridolin, Narciß, Elfried oder Blandine, Euphrosine, Aurora oder Eulalia ꝛc. rufen dürfen? Und was für Fridolins und Euphrosinen laufen nachher zum Skandal im Leben draußen herum!

So kannte ich einen jungen liebenswürdigen Mann,

der mit dem Namen Gertrud gegen des Lebens Wellen ankämpfte. Seine Eltern hatten es sich nemlich vorgenommen gehabt, ihr erstgebornes Kind „Gertrud" zu nennen. Daß das zufällig ein Knabe war, änderte nichts an der Sache, und der arme Teufel wurde dieses absurden Namens wegen, und trotz eines absichtlich stehen gelassenen großen Bartes, permanent ausgelacht.

Andere Menschen haben viele Vornamen und mögen doch nicht damit herausgehn. So wurde der bekannte demokratische Schriftsteller Held, der sich nie anders als eben nur Held unterschrieb, in Leipzig von seinen Collegen geneckt und gequält, er solle seinen Vornamen nennen — aber er wollte nicht. Er sagte nicht weshalb, unterzeichnete jedoch nach wie vor nur seinen Familiennamen. Die Litteraten peinigten ihn aber zuletzt so arg — denn wenn die einmal etwas haben, auf das sie hacken dürfen, so „lassen sie nicht locker" — bis er zuletzt nicht mehr ausweichen konnte. Da kam er denn ganz schüchtern damit an die Oeffentlichkeit und gestand, daß er „Friedrich Wilhelm Alexander" heiße."

Und was für curiose Familiennamen giebt es auf der Welt! Man braucht eben nur die Fremden- und Sterbelisten irgend einer Zeitung durchzulesen, um sich zu überzeugen, daß wirklich etwas an einem Namen ist,

und daß der Mann nicht immer den Namen, sondern der Name auch oft den Mann, wenigstens in unserer Einbildungskraft macht. Wir entwerfen uns jedenfalls sehr häufig nur nach dem Namen ein Bild von dem noch unbekannten Menschen, und fassen dadurch von vornherein ein Vorurtheil für oder gegen ihn.

Ich will das mit einem Beispiel beweisen, ohne ein Wort zur Erklärung hinzuzufügen, und dazu bedarf ich nur eines Stückchens Fremdenliste aus dem ersten besten Blatt:

In der Traube: Carl Bohnert, Fabrikant aus Glauchau. — Graf von Falkenhorst aus Tyrol. — L. Hirsch, Rentier aus Warschau. — J. Hirsch, Rittergutsbesitzer aus Sachsen. — Jean Kappel, commis voyageur aus Rüdesheim. — Ich bin fest überzeugt, daß die wenigen Zeilen meine vorige Behauptung vollständig bewiesen haben.

Sage Niemand: „Was liegt an einem Namen?" — Was hilft einer armen Frau, die mit zerrissenem, blutendem Herzen den Tod ihres geliebten Mannes anzeigt, der eine halbe Spalte lange Ausbruch ihrer Schmerzen, wenn sie sich zuletzt — sie mag welchen Eindruck immer auf uns gemacht haben — „Louise Mantel, geb. Mütze," unterschreiben muß? Und welche Aussicht zu einem ordentlichen Fortkommen in der

fährden, und eine gewaltsame Aenderung wird oft — z. B. beim Theater — zur Nothwendigkeit.

Welchen Eindruck würde ebenso ein Gedicht, mit allen Farben glühender Phantasie übergossen, und wenn es der Nachtigall ihren Klang, der Rose ihren Duft abgelauscht hätte, mit „Julius Schweinebraten“ unterschrieben, auf den Leser machen? Er würde jedenfalls lachen, das Buch bei Seite legen und sagen: „Wie kann ein Mensch um Gottes Willen Schweinebraten heißen!“ — Aber warum tauft er sich nicht um? —

Ja, das ist leicht gesagt, aber nicht immer auch ebenso leicht gethan. Mit der Polizei wäre allenfalls noch fertig zu werden, und deren Erlaubniß dazu wohl zu bekommen. Wenn man ihr nur den Handgriff läßt, kommt es ihr auf die Form desselben nicht an. Gewöhnlich treten aber Familienverhältnisse störend dazwischen: Erbschaften, noch lebende alte Anverwandte, die den Namen ihr Lebenlang geschleppt haben und nun nicht einsehn, weshalb ihn die jüngere Generation nicht ebensogut tragen könne; oft auch schwer abzuschüttelnde Anhänglichkeit an das einmal Ueberkommene, kurz solch ein Name klebt gewöhnlich wie Pech, und ist nicht los zu werden.

Höchst interessant wäre es zu wissen, wie die ver-

schiedenen Namen wohl eigentlich entstanden sind, und der Ursprung von tausenden läßt sich allerdings leicht vermuthen. In unserer Zeit haben wir übrigens gar nichts Aehnliches mehr aufzuweisen. Es scheint fast, als ob jetzt alle Namen fertig wären, und in der civilisirten Welt sind auch wirklich nur noch die Findelhäuser die Stellen, an denen neue Namen ausgegeben und in der Welt draußen dann als baare, gangbare Münze angenommen werden.

Wäre es früher nicht Sitte gewesen, den Vornamen der Kinder als Familiennamen gelten zu lassen, so müßten wir jetzt auf der ganzen Welt — der Bibel nach, die nur ein einziges Menschenpaar als Stamm annimmt — auch nur die Familie Adam haben. Kain hätte natürlich Kain Adam, und Abel, Abel Adam geheißen und ihre Kinder so fort, was in jetziger Zeit, bei den Millionen Geschlechtern, eine Heidenverwirrung gegeben hätte. Es wäre noch schlimmer als bei Meier und Huber geworden. — Das hat man deshalb sehr vernünftiger Weise anders angefangen, und anstatt bloßer „Adams" und „von Adams" giebt es jetzt Namen auf der Welt, wie Sand am Meer. —

Den Sprachforschern würde es allerdings nicht schwer fallen Meier z. B. von Adam abzuleiten; hierbei haben wir jedoch feste historische Grund-

lagen, die eine solche künstliche Arbeit unnöthig machen.

Trotz der Vermischung der Racen und Stämme untereinander, ist es doch eigenthümlich, wie gewisse Namen rein und unverfälscht bei ihrem Stamm geblieben sind. Besonders deutlich ist dieses zwischen Juden und Christen der Fall.

Obgleich die ersteren außer Esau, Nimrod und Simson — welcher Letztere sich besonders mit dem Fuchsfang beschäftigte — eigentlich keine großen Jäger gewesen sind, und jetzt nur ausnahmsweise mit einem Gewehr betroffen werden, so sind doch die Thiernamen: Wolf, Hirsch, Bär, Kuh und Katz wie die Zusammensetzungen als: Löwenhaupt, Katzenstein ꝛc. entschieden und fast ausschließlich jüdischer, Schaaf, Ochse und Stier dagegen rein christlicher Natur. Adler, Habicht sind ebenfalls jüdisch, eben so Gans und Nachtigall; Fink, Ente und Storch gehören dagegen dem Christlichen Stamm. Sauer ist ein rein christlicher, Süß dagegen ein jüdischer Name. Grob ist christlich; Fein jüdisch. Die meisten Blumennamen sind jüdisch, Rose ausgenommen; alle Zusammensetzungen derselben aber wieder, wie Rosenbaum, Rosengarten, Rosenzweig ꝛc., jüdisch. Die Farbennamen sind entschieden christlich, die Metallnamen

dagegen wieder, mit allen ihren Zusammensetzungen, entschieden jüdisch. Alle Körpertheile mit Ausnahme des Herzens, sind christlich, ebenso alle Handwerker und Arbeiter-Namen, wie: Bäcker, Müller, Schmidt, Schneider, Schuster, Gärtner, Glaser 2c., 2c. Kaufmann ist dagegen wieder jüdisch. Nur in Meier vereinigen sich die beiden Racen und schmelzen zu einem wilden Chaos zusammen, aus dem sich weder Jude noch Christ mehr heraus findet.

Aber wo gerath ich hin? — Von den Leiden eines armen unglückseligen Menschenkindes wollte ich sprechen, das seinen Namen, heimlich wie ein Verbrechen, durch das Leben schleppte, und der hat mit den anderen Namen nichts zu thun.

Die Amerikaner sagen zwar: „Es ist mir einerlei, wie ich gerufen werde, nur nicht zu spät zum Mittagessen!“ Die Amerikaner sind aber auch entsetzlich materielle Menschen und würden sich ebenso gut glücklich und zufrieden fühlen, wenn sie Bratwurst hießen — doch zur Sache.

In einer eben nicht ganz kleinen, aber von dem Hauptverkehr der Welt ziemlich abgeschnittenen Stadt hatte sich seit einiger Zeit ein junger Schriftsteller und Dichter niedergelassen, der nicht allein sehr zartsinnige duftige Erzählungen für das dort erscheinende Wochen-

blatt schrieb, sondern auch die benachbarte ziemlich freundliche Gegend in zierlichen Versen besang, und sich dadurch die Herzen der Bewohner von Ystadt im Sturm gewann.

Die Bürger von Ystadt waren bis dahin durch Schmeicheleien noch nicht verwöhnt worden und zum Vergnügen hatte sich ebenfalls noch nie jemand dort aufgehalten. Der älteste Mann im Ort — der übrigens nur dann erwähnt wird, wenn er sich auf etwas nicht besinnen kann — konnte sich wenigstens keines Solchen erinnern, und den Ystädtern imponirte auch überhaupt das Wort Schriftsteller, mit dem sich der Fremde schon die erste Nacht hinter dem Namen „Wunibald" in das Fremdenbuch eingetragen.

Ihr Wochenblatt schrieb und setzte sonst gewöhnlich nur der Buchdrucker, der außerdem noch jährlich einen Kalender und einige andere für Vieh und Menschen gemeinnützige Schriften verlegte. Was er sonst zur Füllung seines Blattes bedurfte, druckte er einfach, dem gewöhnlichen Brauche folgend, nach; einen wirklichen lebendigen Schriftsteller hatte er noch nie dazu verwandt. Da ließ sich „Herr Wunibald" oder schlichtweg Dr. Wunibald, wie ihn die Leute nannten, in Ystadt nieder, und dem Ystädter Wochenblatt blühte eine neue Aera.

Bei dem Ystädter Wochenblatt war nämlich für irgend einen Beitrag, welcher Länge auch immer, Honorar nie zu fürchten, und Dr. Wunibald hatte die höchst lobenswerthe und nicht genug zu empfehlende Angewohnheit, daß er keins beanspruchte. Er war, wie er dem Besitzer des Wochenblatts freimüthig gestand, der Sohn eines bemittelten schlesischen Gutsbesitzers und ritt den Pegasus nicht zur Miethe für so und so viel die Stunde, wie es andere Sterbliche sehr häufig zu thun gezwungen sind, sondern nur „zu seinem Vergnügen."

Darin schien er übrigens zu bescheiden, denn das Vergnügen war auch mit auf Seiten des Redakteurs zu Ystadt, und das Publikum selber las mit Befriedigung die sinnigen Gedichte allsonnabendlich gleich unter den Marktberichten und erwartete jedesmal mit immer wieder getäuschter Erwartung eines günstigen Resultats, die Fortsetzungen haarsträubender Novellen, die ihnen jede Nummer brachte.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß Dr. Wunibald nach sehr kurzem Aufenthalt schon in einige der besten Familien der Stadt eingeführt wurde. Der Redakteur oder Buchdrucker, ein gewisser Herr Müller, hatte bald in Umlauf gebracht, Dr. Wunibald sei ein steinreicher Mensch. Wider Erwarten bezahlte er sogar regelmäßig seine Rechnung im Wirths-

haus, und zwar allwöchentlich, und bekam demnach schon eine Einladung zum Casino, der besten geschlossenen Gesellschaft der Stadt.

Dr. Wunibald war noch ein junger Mann mit sehr blonden Haaren und sehr blauen Augen, dabei ging er stets äußerst geschmackvoll im blauen Frack und gelber Weste, trug natürlich eine Brille und betrug sich sonst still und bescheiden. Es versteht sich von selbst, daß ihm dies, besonders unter den Frauen, bald Freunde gewann. Ein ästhetischer Thee ohne Dr. Wunibald war in Ystadt schon nicht mehr denkbar. Selbst zu den geheimen Kaffeeunterhaltungen bekam er indirecte Einladungen, las dort seine Gedichte vor, ließ sich anbeten, und erklärte dann in verschiedenen Correspondenzen eben so verschiedener ausländischer Blätter, daß Ystadt eine der gebildetsten Städte Deutschlands sei.

Eine der wichtigsten Personen in Ystadt war der Steuerrath Wullenweber, ein in seinem Beruf außerordentlich thätiger und tüchtiger Mann. Seine Frau stammte dabei, wie sie keineswegs verheimlichte, aus einer litterarischen deutschen Familie, und die Tochter Rosalinde, ein blühendes liebes Kind von kaum neunzehn Jahren, sollte selbst schon ganz niedliche Gedichte gemacht haben. Wenigstens behauptete das die Mutter, Rosalinde selber war aber viel zu schüchtern um damit

an's Tageslicht zu kommen, schwärmte jedoch desto mehr für alles Poetische, und las in schönen Stunden mit Dr. Wunibald den Byron.

Wunibald war bald täglicher Gast im Hause des Steuerraths, der ihn selber auf das freundlichste protegirte, und nur damit alltäglich, oder vielmehr allabendlich ärgerte, daß er beim Vorlesen oft der sinnigsten Gedichte regelmäßig einschlief. Desto aufmerksamer hörten ihm aber die Frauen zu, und als er ihnen eines Abends Shakespeares Othello vorgelesen, fühlte Rosalinde, daß ihr Herz nicht mehr das ihre sei. Wenn auch Wunibald kein Mohr war, hatte er doch in ihr seine Desdemona gefunden, und ein so zartes Verhältniß begann zwischen den Beiden, wie es noch je zwischen Dichter und Dichterin gekeimt, und endlich zur schönsten herrlichsten Blüthe aufgegangen.

Im Anfang schienen sich die jungen Leute übrigens nicht einmal der Stärke dieser Leidenschaft bewußt, und alle Mädchen in ganz Ystadt erfuhren es eigentlich früher als Rosalinde selber. Keinenfalls aber war die Mutter blind dagegen geblieben, und als Wunibald eines Nachmittags zur gewöhnlichen Zeit kam, um mit Rosalinde, wie gewöhnlich, Litteraturgeschichte zu treiben, empfing ihn statt ihrer die Frau Steuerräthin Wullenweber; nöthigte den jungen, darüber etwas

verdutzten Mann in das Heiligthum ihres eigenen Gemachs, das er bis dahin noch mit keinem Fuß betreten hatte, und bat ihn, ihr eine kleine Unterhaltung zu gönnen.

Wunibald zitterte am ganzen Leibe, denn eine Art von Instinkt ließ ihn ahnen, welch wichtigen Einfluß diese Stunde auf sein Leben ausüben würde. Er war sich allerdings der edelsten Absichten bewußt und hätte auch nicht leichtsinnig das Herz des holden Mädchens zu gewinnen gesucht — seine Gefühle ruhten auf dem festen und soliden Boden eines stattlichen Rittergutes, dessen glücklicher Besitzer er als der einzige Sohn seines Vaters einst werden mußte, aber — er zitterte doch. Die Frau Steuerräthin ließ ihm jedoch keine lange Zeit zum Nachdenken.

„Mein lieber Herr Doktor," begann sie, und wäre Wunibald unbefangener gewesen, so hätte es ihm nicht entgehen können, wie die wackere Frau selber in peinlicher Verlegenheit bei der Anrede war, — „Sie — Sie haben uns — besonders in der letzten Zeit so oft mit Ihrem schätzbaren Besuch erfreut —."

„Beste Frau Steuerräthin — !"

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht," unterbrach ihn rasch die würdige Dame; „Sie — Sie müssen gefühlt haben, wie angenehm uns allen, meinem Mann,

mir und — meiner Tochter Rosalinde Ihre Besuche waren und sind — aber — die böse Welt — Sie glauben nicht, Herr Doktor —."

„Aber beste Frau Steuerräthin, ich will doch nicht hoffen, daß —."

„Nein!" rief die Steuerräthin rasch, ohne ihn ausreden zu lassen, „Gott bewahre! Aber Sie werden auch einsehn —." —

Wunibald hatte indessen seine ganze Fassung wieder erhalten. Er stand auf, ergriff die Hand der besorgten Mutter und sagte feierlich: „Hochgeehrte Frau, — ich verstehe, was Sie sagen wollen. Ja mehr noch als das, ich fühle, daß ich Ihnen eine Erklärung meines Betragens schuldig bin, und ich kann das mit um so freierem Herzen, da ich in meinen Absichten rein und ehrenhaft vor ihnen stehe." —

„Bester Herr Doktor —!" —

„Ich liebe Ihre Tochter," fuhr aber Wunibald, von der Wucht des Augenblicks hingerissen, fort, „liebe sie wie das Licht meiner Augen, wie den göttlichen Funken Poesie, den Gott in meine Seele gelegt — liebe sie mehr als mich selbst! Sie ist mir, was der Sonnenschein der Pflanze, was der Thau der Blüthe, was das Licht der Rose — sie ist mir Luft und Leben, und ohne sie versänke mein Dasein in des Chaos Nacht."

„Ich fürchte," sagte die Mutter, und eine eigene Angst beklemmte ihr das Herz, „daß auch Rosalinde —".

„Oh fürchten Sie das nicht!" unterbrach sie aber mit bittendem Ton der junge Mann, „lassen Sie mich hoffen, daß Rosalinde nur den kleinsten Theil dieser Gefühle für mich hegt, und seien Sie versichert, daß mich schon der Gedanke zum Glücklichsten der Sterblichen machen würde." —

„Und Ihre Absicht ist in der That?"

„Mein Geschick in Ihre Hände zu legen!" rief der junge Mann begeistert. „Ich bin nicht arm. Meine Eltern haben nur den einzigen Sohn und verfügen über ein bedeutendes Vermögen, und ich weiß, daß es ihr sehnlichster Wunsch ist, mich an ein Wesen gefesselt zu sehen, das — ich darf nicht sagen meiner würdig wäre — dessen ich selber hoffen darf mich einst würdig zu zeigen. Mein — mein Name ist freilich noch unbekannt, aber — was liegt an einem Namen, wenn das Herz —.

„Oh Ihr Name ist nicht mehr unbekannt," unterbrach ihn aber die würdige Frau, der das Herz in der Beruhigung über das Gehörte bis zum Zerspringen voll war, und der die aufquellende Rührung fast die Stimme erstickte. „Ihr Name hat einen guten Klang,

und ich selber lege meines Kindes Schicksal in Ihre Hände." —

„Hochverehrte Frau —!" sagte Wunibald gerührt. —

„Auch mein Mann wird, wie ich sicher hoffe, nichts gegen eine für uns so ehrenvolle Verbindung haben — und — Rosalindens Herz sind Sie, wie ich fürchte, schon zu gewiß."

„Theuerste Mutter —!" —

„Aber da kommt mein Mann gerad' zu Haus," unterbrach sie sich selber rasch. „Sprechen Sie gleich mit ihm, sein Herz ist gut und offen, und ich — will indessen zu Rosalinden hinüber gehen. Das arme Kind wird nicht wissen, was wir hier so lange allein zusammen zu sprechen gehabt. — Heut' Abend erwarten wir Sie zum Thee." Und ehe der, wie in einer Verzückung dastehende Wunibald etwas darauf erwidern konnte, verließ sie rasch das Zimmer.

Wunibald blieb, wie sie ihn verlassen, auch noch eine ganze Weile stehn, und dachte gar nicht daran sich zu bewegen. Endlich hörte er die Schritte des nahenden Steuerraths, dem die Frau Steuerräthin indessen schon, ehe sie zu Rosalinden ging, alles Wissenswerthe in der Geschwindigkeit mitgetheilt, und sah sich im nächsten Augenblick dem Vater der Geliebten gegenüber.

Der Steuerrath war wie schon vorerwähnt, ein ganz einfacher praktischer Mann, mit einer sehr geringen Hinneigung zum Aesthetischen. Er ließ das Letztere aber nie die Oberhand bei sich gewinnen, selbst nicht in den unvermeidlichen Thees, und faßte deshalb auch jetzt die Sache gleich beim rechten Zipfel an. Gegen den Dr. Wunibald hatte er, selbst als Schwiegersohn, allerdings nicht das Geringste einzuwenden. So lange er ihn kannte — und das begriff doch immer schon einen längeren Zeitraum — war Wunibald in seinem Betragen stets musterhaft gewesen; gegen seine Fähigkeiten ließ sich auch nicht gut etwas einwenden — das Ystädter Wochenblatt hatte ihm gewissermaßen ein Monument gestiftet — nur über seine Vermögensumstände, über seine Familie mußte er noch Näheres erfahren, ehe er ihm sein Kind, seine einzige Tochter anvertrauen konnte. Das war er überhaupt seinem Kinde schuldig, in dieser Hinsicht für sie zu sorgen, denn junge liebende Herzen fragen einmal den Henker nach allen den Nothwendigkeiten des Lebens, die sie später nun doch einmal zum Leben nothwendig brauchen, und deren Besitz mit dazu dienen muß, nicht allein ihren Pfad zu ebnen, sondern auch eben ihre Liebe dauernd und haltbar zu machen.

Er selber besaß allerdings einiges Vermögen, aber

doch nicht so viel, um jetzt schon einen großen Theil davon hergeben zu können. Es kam deshalb ganz darauf an, was Wunibalds Vater für ihn thun konnte oder wollte, denn wenn seine Poesie auch einen blumigen Boden haben mochte, einen goldenen hatte sie nicht. In etwas beunruhigte es ihn dabei, daß er, trotz der eifrigsten Erkundigungen, eine Familie Wunibald bis jetzt in Schlesien noch nicht hatte erfragen können, und daß ihm der junge Mann darüber eine Unwahrheit erzählte, glaubte er nicht. Dafür gab es nun ein ganz einfaches Mittel — er brauchte ihn nur darum zu fragen, und beschloß auch ganz ehrlich, Mann gegen Mann, mit ihm zu handeln.

In welcher Aufregung sich der junge Dichter befand, sah er, so wie er nur in's Zimmer trat. Um ihn deshalb nicht länger als nöthig auf die Folter zu spannen, ging er auf ihn zu, drückte ihm herzlich die Hand und sagte:

„Lieber Wunibald, ich will Ihnen alle weiteren Erklärungen ersparen. Meine Frau hat mir Ihr Gespräch schon mitgetheilt; und das mag Ihnen zur Beruhigung dienen, daß ich Ihnen offen sagen kann: ich freue mich, daß Rosalinde die Aussicht hat, einen so wackeren Mann zu bekommen.

„Bester Herr Steuerrath!“ rief Wunibald, die

ihm gebotene Hand herzlich schüttelnd. Beide bemerkten dabei nicht, daß die Frau Steuerräthin wieder durch eine Seitenthür, vor der eine spanische Wand stand, in's Zimmer getreten war und mit einem glücklichen Gesicht, und zwei großen hellen Freudenthränen im Auge, dem Gespräch der Beiden lauschte. Galt es doch das Glück ihrer einzigen Tochter, die in der Nebenstube mit bebenden Gliedern und schaamgerötheten Wangen den Geliebten erwartete.

„Schon gut — schon gut," sagte der Steuerrath, selber gerührt. „Nun aber, mein lieber junger Freund den ich bald Sohn zu nennen hoffe, müssen Sie mir auch eine Frage gestatten, die Sie dem Vater des Mädchens, das Sie lieben und zur Frau begehren, zu gute halten mögen, und es betrifft dieselbe zwar Ihre eigenen Eltern, deren Einwilligung zu der Verbindung vor allen Dingen nöthig ist. Ich will Ihnen dabei nicht verhehlen," fuhr der Steuerrath fort, als Wunibald schwieg, „daß ich Ihre Werbung um meine Tochter schon vorausgesehen habe. Ich wußte, wie gut Ihnen das Mädchen sei, und glaubte Sie nicht zu den leichtsinnigen und gefährlichen Menschen zählen zu dürfen, die solchen jungen Dingern nur mit schönen Redensarten den Kopf verrücken, und weiter keine Absicht dabei haben als sich zu amüsiren. Ich habe mich

auch deshalb durch mehrere wackere Freunde, die mir in Schlesien leben, nach Ihrer Familie erkundigen lassen, muß Ihnen aber gestehen, daß das bis jetzt noch zu keinem Resultat geführt. Eine Familie Wunibald war ihnen weder bekannt, noch unter den Rittergutsbesitzern zu erfragen, und ich ersuche Sie jetzt selber offen und ehrlich darum, mir Auskunft darüber zu geben."

„Ich fühle, daß das meine Pflicht ist," entgegnete Dr. Wunibald, aber weit ernster als es die so einfache Sache zu erfordern schien; ja dem Steuerrath kam es fast so vor, als ob dabei das Blut seine Wangen verlassen hätte. Er sah wenigstens plötzlich ungewöhnlich bleich aus. Er schwieg auch einen Augenblick, wie um sich zu sammeln, und sagte dann mit fester, entschlossener Stimme: „Daß Sie den Namen Wunibald nicht in Schlesien erfragen konnten, verehrter Herr, ist leicht erklärt, denn es ist nicht mein Familien- sondern mein Vor- und Dichtername."

„Also Sie heißen nicht Wunibald?" rief der Steuerrath erstaunt. —

„Nein," erwiderte Wunibald gefaßt. „Mein Vater gehört einem ziemlich alten, wenn auch bürgerlichen Geschlecht an, und besitzt eines der besten und einträglichsten Rittergüter in der Nähe von Oels bei Breslau."

„Wir brauchen nicht adelig zu sein, lieber Freund," lächelte der Steuerrath. „Ich selber stamme aus einem alt bürgerlichen Geschlecht und bin stolz darauf. Der Name Wullenweber hat einen guten Klang im Norden, und vor alten Zeiten war mein Ahn, von dem ich in direkter Linie abstamme, im nordischen Reich sogar berühmt, wie ich Ihnen nicht weiter zu erklären brauche. Ich halte dafür auch etwas auf einen wackern bürgerlichen Namen, und werde stolz darauf sein in meinen Enkeln ein altes würdiges Geschlecht fortgepflanzt zu sehn. Wie heißen Ihre Eltern?"

„Geben Sie etwas auf einen Namen?" lächelte Wunibald, der Frage ausweichend, und dem Steuerrath konnte es nicht entgehen, daß der junge Mann todtenbleich dabei geworden war.

„Ich? — allerdings!" versetzte der Steuerrath erstaunt. „Soll ihn doch meine Tochter — sollen ihn meine Enkel einst führen. Aber — Sie haben mir den Ihrigen noch nicht genannt". —

„Er gehört einem der loyalsten Männer Schlesiens", sprach Wunibald, „einem Ehrenmanne, der nicht nur durch seinen Reichthum, nein, der auch durch sein biederes wackeres Herz geachtet und geehrt bei seinen Nachbarn steht." —

„Das freut mich herzlich zu hören," sagte der Steuerrath, „und wie heißt der wackere Mann?"

Wunibald zögerte noch einen Augenblick, dann fuhr er langsam fort:

„Das Herz des Mannes, sein Wirken und Handeln muß auch seinen Werth bestimmen — nicht wahr, so denken Sie doch auch? — Den Namen gab uns oft ein blindes Ungefähr, ein Zufall, irgend eine tolle übermüthige Laune vielleicht des Ahnen, vielleicht der Neid der Nachbarn, vor uralten Zeiten, denn schlechte, klein denkende Menschen können nichts weniger ertragen, als den Erfolg des Nächsten, der sich durch die eigene Kraft aus ihrer Sphäre aufgeschwungen hat —."

„Aber Sie spannen mich wirklich auf die Folter," meinte der Steuerrath. „Und welchen Namen trägt Ihre Familie, daß Sie einer solchen Vorbereitung dazu bedürfen?"

Dr. Wunibald sah dem Steuerrath fest in's Auge, bog sich dann zu ihm über und flüsterte ihm etwas in's Ohr. — Der Steuerrath fuhr zurück, schaute den jungen Mann einen Moment von der Seite an, und sagte dann lächelnd: „Oh — Sie scherzen!" —

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!" versicherte Wunibald ernst.

Die Frau Steuerräthin, für welche diese Wendung des Gesprächs etwas außerordentlich Ueberraschendes hatte, gab sich die äußerste Mühe das geflüsterte Wort zu verstehen, war es aber nicht im Stande.

„Aber Sie wollen doch nicht behaupten — ich muß Sie mißverstanden haben!“ rief jetzt der Steuerrath erschreckt. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß Ihr Vater —.“ —

„Das ist unser Familienname,“ erwiderte Wunibald resignirt. —

„Derselbe Name, den einmal Ihre Frau führen soll?“ rief der Steuerrath. —

„Ich habe keinen anderen,“ stöhnte Wunibald.

Der Steuerrath hatte die Hände auf den Rücken gelegt und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Frau Steuerräthin stand wie auf Kohlen, wagte aber doch nicht ihr Versteck zu verlassen, und sah nur durch eine Ritze in der spanischen Wand, daß Dr. Wunibald — und wie hieß nur der Unglückliche? — die Hand auf das Fensterbret gestützt hatte, und still und stumm vor sich hin stierte.

„Das geht nicht,“ sagte der der Steuerrath plötzlich, und blieb vor dem jungen Mann stehn, „das geht wahrhaftig nicht. — Hier in Ystadt — nein, es ist unmöglich!“ unterbrach er sich selber. „Lieber Herr

— lieber Herr Wunibald, ich will Ihnen gern glauben, daß Ihre Vermögensumstände — daß Ihre Stellung im bürgerlichen Leben Sie vollständig berechtigen um die Hand der wackersten Bürgerstochter zu werben. Ich versichere Sie, daß ich unter anderen Umständen stolz darauf gewesen sein würde, Sie meinen Schwiegersohn zu nennen, aber — es geht wahrhaftig nicht. Den Namen darf und soll mein Kind nicht führen, und wenn Sie Ihren Vater nicht vermögen können ihn zu ändern —.“ —

„Mein Vater würde mich enterben — würde mir fluchen,“ sprach Wunibald düster, „wenn ich nur die Andeutung eines solchen Wunsches bei ihm laut werden ließe. Er, wie seine Vorfahren haben ihn mit Ehren geführt, und mit ordentlich krankhafter Hartnäckigkeit hängt er daran.“

„Sie thun mir leid, junger Mann,“ bemerkte da der Steuerrath gerührt. „Sie erliegen einem Verhängniß, das Sie, wie ich recht gut fühle, unverschuldet trifft, aber unter diesen Umständen ist Rosalinde für Sie verloren.“ —

„Und wollen Sie zwei Herzen brechen, eines Namens wegen?“ rief der Unglückliche. —

„Ich thue, was ich für meine Pflicht halte,“ entgegnete der Steuerrath ernst, „und Rosalinde ist eine

zu gute Tochter, g e g e n den Willen ihres Vaters eine Verbindung einzugehen — selbst wenn sie dabei das Bild eines geliebten Mannes aus dem Herzen reißen müßte. Sie selber werden aber einsehen, daß Sie unter solchen Umständen unser Haus nicht wieder betreten können, und so leid mir —." —

„Genug — genug!" unterbrach ihn aber Wunibald in nicht mehr zu bezwingendem Schmerz. „Ich fühle, daß Sie recht haben; ich fühle den Fluch, der auf mir liegt, und darf mich nicht einmal beklagen. Leben Sie wohl und mag Rosalinde einen Unglücklichen vergessen, der fortan nur noch die eine Seligkeit kennen wird, an s i e zurückzudenken."

„Vater — um Gottes Willen was geht hier vor?" rief da die Frau, die es nicht länger hinter dem Schirm ertragen konnte. Aber Wunibald hörte sie schon nicht mehr. Er hatte seinen Hut aufgegriffen und in wildem Schmerz das Zimmer verlassen, und als ihm die Mutter in ihrer Todesangst folgen wollte, ergriff ihr Gatte sie am Arm und führte sie langsam in das Zimmer zurück.

„Es ist gut so," sagte er ernst und fast schmerzlich dabei, „e r und i ch konnten nicht anders handeln." —

„Aber wie h e i ß t der Unglückliche?" rief die Frau unter vorquellenden Thränen. —

„Tröste Rosalinde," sprach der Vater weich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und verließ rasch das Zimmer und das Haus.

Am nächsten Tag lief ein dumpfes Gerücht durch alle Kaffeegesellschaften von Ystadt, daß bei Steuerraths irgend etwas vorgefallen sei. Was es wäre, darüber war man noch im Zweifel, wenigstens tauchten so viel einander widersprechende Auslegungen auf, daß die guten Frauen von Ystadt wirklich in Verlegenheit kamen, welche Nachricht wohl die schrecklichste und außergewöhnlichste sei, um diese dann kräftig mit verbreiten zu helfen. Darüber schien man einig, daß sich der Dr. Wunibald unter einem falschen Namen in die Familie geschlichen und jetzt polizeilich und steckbrieflich verfolgt werde — denn seit gestern Abend war er aus Ystadt verschwunden. Was er aber kürzlich verbrochen hatte, war bis jetzt unmöglich gewesen zu ermitteln.

Die Frau Steuerräthin wie Rosalinde hatten übrigens an dem Nachmittag für drei verschiedene Kaffeeeinladungen danken lassen, und zwar unter dem Vorwand von Unwohlsein, und der weibliche Theil von Ystadt war in Verzweiflung.

Darin hatte denselben aber der, in solchen Sachen wirklich fabelhafte Instinkt, vielleicht auch eine Andeutung von Steuerraths Dienstmädchen doch richtig geleitet, daß sie vor allen Dingen den wirklichen Namen des Flüchtlings herausbekommen wollten; das Uebrige mußte dann von selber ans Tageslicht. Das aber glaubte man am besten durch die Polizei erfahren zu können. Die Frau Polizeiräthin bot ihre Vermittlung an, — leider jedoch ohne wesentlichen Erfolg.

In Ystadt herrschte noch ein, gegen anständige Fremde ziemlich liberales System, nach dem man sich besonders bei solchen, die sich nicht bleibend dort niederließen, mit einfacher Namens- und Standes-Angabe begnügte. Es war niemand bis jetzt eingefallen, daß Dr. Wunibald eben anders heißen könne als Wunibald, und da von nirgends her Klage gegen ihn einlief, ja im Gegentheil jeder, der mit ihm in Berührung kam, sein bescheidenes, anspruchloses und loyales Wesen rühmte, so hatte man ihn unter dem Namen gelten lassen. Jetzt aber, da man wirklich nachfragen wollte, war er verschwunden.

Mit der Post hatte er jedenfalls schon lange die Eisenbahn erreicht, und wohin er sich dort gewendet, blieb ungewiß. Eine Ursache zu steckbrieflicher Verfolgung, wie die Frau Polizeiräthin vorschlug, lag

aber nicht vor. Er hinterließ in Ystadt nicht einen Pfennig Schulden; niemand beklagte sich über ihn, als nur die Damen von Ystadt, daß er ihnen eben ein solches Geheimniß zurückgelassen, und deren einzige Hoffnung blieb jetzt noch die Frau Steuerräthin.

Daß diese gerade in solcher Zeit und zwar schon am nächsten Tag, mit ihrer Tochter Rosalinde eine Reise in ein nordisches Bad unternahm, war daher wahrhaft boshaft, und hätte nur durch ein aufrichtiges Geständniß bei ihrer Rückkehr gesühnt werden können — denn aus dem Steuerrath war indessen kein Wort heraus zu bekommen. Aber auch dann verharrte sie still und stumm, und die Frauen von Ystadt nannten sie „eine wahre Sphinx". Wenn sie das übrigens war, so war sie es wider ihren Willen, denn vergebens hatte sie sich ebenfalls oft und hartnäckig genug bemüht von ihrem darin ordentlich eisernen Mann den verhängnißvollen Namen zu erfahren. Der Steuerrath ließ sich nicht erweichen, und ich bin fest überzeugt, daß ihm nicht einmal Daumschrauben das Wort über die Lippen gepreßt hätten.

Dr. Wunibald blieb deshalb auch in der Erinnerung in Ystadt, Dr. Wunibald nach wie vor. Keine Zeitung brachte einen Bericht über einen verfolgten oder entdeckten Verbrecher, der sich unter diesem

Namen in die Häuser und Familien — man wollte nicht Herzen sagen — Leichtgläubiger einschlichen, und die alles mildernde Zeit trocknete endlich selbst die Thränen Rosalindens, und brachte die Farbe auf ihre gramgebleichten Wangen zurück.

Und Doctor Wunibald? — Frage mich nicht, Leser. Der Unglückliche sitzt daheim auf dem Erbe seiner Väter und trägt eine Atlas-Last an seinem Namen.

Die Stiefmutter.

In dem freundlichen, von weiten Laubgängen durchzogenen Garten eines kleinen Landhauses lustwandelte eine hohe, stattliche Frau, deren ernster, wenn auch milder Blick reiferes Alter verrieth, als die sonst noch fast frischen und jugendlichen Züge wohl eingestehen mochten. Die Jahre schienen kaum ihre Spur auf dem lieben Antlitz zurückgelassen zu haben, und ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren, das jetzt auf sie zusprang und sie küßte und „liebe Mutter" nannte, hätte fast eben so gut für eine jüngere Schwester gehalten werden können.

„Denke Dir nur, Mama," rief die Letztgekommene, während die Mutter ihr liebkosend die vollen, kastanienbraunen Haare zurück strich und ihre Stirn küßte, „denke Dir nur, unser Nachbar Pahlmann wird wieder heirathen, und die arme Adele bekommt jetzt eine Stiefmutter!"

Eine leichte Wolke, wie ein zuckender Schmerz, schoß über die lieben offenen Züge der Mutter, aber

wie der an der Sonne vorüberstreichende Schatten schwand sie wieder und ruhig sagte sie:

„Arme Adele? — Weshalb bedauerst Du sie? — Ist es nicht viel besser für die Kinder, wenn sie wieder eine Mutter in's Haus bekommen, die sorgsam das Hauswesen in Ordnung hält und der Wirthschaft ein Ende macht, die gemiethete Leute die letzten Jahre dort geführt?"

„Das schon, liebe Mutter," erwiderte Sabine, wie das junge Mädchen hieß, etwas verlegen, „aber eine Stiefmutter."

Die sanften Augen der Frau trübten sich immer mehr, sie faßte der Tochter Hand und sagte freundlich, doch mit recht ernst zum Herzen dringendem leisen Ton:

„Und so hat Alles, was ich Dir über das häßliche Vorurtheil bis jetzt gesagt, und wovor ich Dich gewarnt habe, liebes Kind, doch nichts gefruchtet, und Du plauderst nach, was Du die Menge plaudern hörst. Leider schmücken die Verfasser der Kinder- und Jugendbücher ihre Erzählungen nur zu gern mit den billigen Schrecknissen einer bösen Stiefmutter aus, die arme Kinder peinigt und quält, und in unserer Zeit schon den Namen einer Stiefmutter mit dem einer recht schlechten bösen Frau ganz gleichbedeutend gemacht hat.

Die Herzen der Kinder werden dadurch von frühester Jugend auf mit Haß und Furcht vor allen Stiefmüttern erfüllt, und nimmt das Schicksal ihnen die eigene Mutter und bringt der Vater eine zweite Frau in's Haus, dann hat die Aermste, mag sie es so gut auch mit den Kindern meinen, wie sie will, gleich von Anfang an ein furchtbares Vorurtheil zu bekämpfen, das ihr entgegensteht, und nur zu oft all ihre Müh' und Liebe zu Schanden macht. Komm, Sabine," fügte sie dann hinzu, als das junge Mädchen verlegen still schwieg. „Setz Dich zu mir hier auf die Bank, ich will Dir eine Geschichte erzählen aus früherer Zeit — vielleicht ändert das, wenn irgend etwas, Deinen Sinn."

Sabine folgte der Mutter zu der Gartenbank unter dem blühenden Fliederbaum. Dort, mit der Rechten die Hand der Tochter gefaßt, den linken Ellbogen auf den niedern neben ihr stehenden Tisch, und das Haupt in die linke Hand gestützt, während die dunklen schwermüthigen Augen sinnend und der alten Zeiten gedenkend den Boden suchten, begann sie mit ihrer klaren, so zum Herzen sprechenden Stimme in folgender Weise:

„In dem kleinen Städtchen Wendheim am Rhein lebte ein wackerer, ziemlich bemittelter Kaufmann, den

ich Olbers nennen will, in so freundlichen und glücklichen Familienverhältnissen, wie es sich ein Mensch nur wünschen kann. Seine Frau hatte ihm in sechsjähriger Ehe zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen geboren. Das Mädchen war aber erst sieben, der Knabe fünf Jahr alt, als ein Nervenfieber, das überhaupt in der Stadt wüthete und zahlreiche Opfer forderte, auch in diesen friedlichen Kreis guter Menschen seine Schrecken sandte. Die Mutter erkrankte und starb trotz jeder Sorgfalt, jeder Pflege schon nach wenigen Tagen.

Für den Gatten wie die Kinder begann jetzt eine recht schwere, traurige Zeit. Die Mutter hatte sich des ganzen Hauswesens so angenommen gehabt, so jedes Einzelne überwacht und geleitet, daß sie nicht allein in den Herzen der ihr theueren Wesen schwer vermißt wurde, sondern auch in jeder Kleinigkeit im Hause selber fehlte. Für den zurückgebliebenen Gatten freilich hatte alles Andere, mit dem furchtbaren Schlag, der ihn in dem Verlust seines Weibes betroffen, seine Bedeutung verloren. Nur die nothwendigsten Arbeiten zu leiten, nahm er eine Haushälterin in seine Familie auf, ja überließ dieser sogar die Sorge für seine Kinder. In fast übermäßigem Eifer für seine Geschäfte schien er indeß Betäubung zu suchen, und den herben

Schlag, der ihn getroffen, durch unausgesetzte Arbeit zu ertödten — wenigstens auf kurze Zeit zu vergessen.

Drei volle Jahre hatte er es solcher Art getrieben. Wie sich aber der Schmerz um den erlittenen Verlust mit der Zeit abstumpfte, wandte sich seine Aufmerksamkeit auch wieder mehr den häuslichen Verhältnissen, seinen Kindern, seiner eigenen Bequemlichkeit zu. Da fand er denn freilich bald, daß nicht Alles so war, wie es eigentlich sein sollte. Es war ungemüthlich bei ihm geworden; er fühlte sich fremd in den eigenen Räumen. Die Kinder selber kamen ihm dabei verwahrlost vor, wenn er sie mit früher verglich, wo sie unter dem Auge der sorgenden Mutter aufgewachsen. Er sah ein, daß er gefehlt hatte, sich seiner eigenen Familie so ganz zu entziehen, und wollte das jetzt durch verdoppelten Eifer und unnachsichtige Strenge wieder gut machen. Dadurch entstand Streit und Unfrieden mit der Haushälterin, der ernstlich zu begegnen er von zu gutmüthigem, schwankendem Charakter war. Sein häuslicher Frieden aber, um dessentwillen er doch eigentlich Alles ertrug, wurde dadurch nur noch mehr und mehr verbittert. Ein verzweifelter Entschluß war es endlich, der ihn dazu trieb, mit der Erinnerung an die verstorbene Gattin noch so warm im Herzen, auf's Neue zu heirathen, und seinen Kindern wieder eine

wirkliche Mutter zu geben. Möglich, daß er auch nur auf diese Art glaubte sich der ihm lästig werdenden Wirthschafterin entledigen zu können.

Olbers, übrigens selber schon in den reiferen Jahren, war vernünftig genug, zu seiner zweiten Lebensgefährtin eine nicht mehr ganz junge Frau zu wählen. Diese, eines Arztes Wittwe, zog ihn zuerst durch ihr stilles, bescheidenes Wesen an, und als er sie näher kennen lernte, fühlte er sich bald fest überzeugt, daß sie ihm selber eine brave Gattin, seinen Kindern eine Mutter, seinem Alter eine treue Pflegerin, seinem Hauswesen eine tüchtige Wirthin werden würde.

So geheim er übrigens diese seine Absichten gehalten haben mochte, hatten die Nachbarinnen doch nur zu bald gemerkt, um was es sich hier handele. Sie säumten denn auch natürlich nicht, vor allen Dingen die Haushälterin von der vermutheten Thatsache in Kenntniß zu setzen, die jedenfalls am Stärksten dabei interessirt sein mußte. Diese, die recht gut wußte, daß mit einer neuen Frau im Hause ihr Regiment dort ein rasches Ende nehmen würde, war außer sich und machte ihrem Herzen in allen möglichen Ausrufungen und Befürchtungen Luft. „Die armen Kinder bedauere sie nur am Meisten, denn sie selber mache sich, wie sie meinte, auch nicht so viel aus der Verbindung. Nur

die Kinder wären zu beklagen, die bis jetzt wie im Himmel gelebt hätten, und nun ganz plötzlich unter die eiserne Ruthe einer Stiefmutter kommen sollten. Sie wüßte, was es hieß, eine Stiefmutter im Hause haben, sie hätte das schon aus tausend und tausend Büchern gelesen, und wenn Herr Olbers, der übrigens sein eigener Herr wäre und thun und lassen könne, was er wolle, solcher Art blind und taub in sein eigenes Schicksal hineinrenne, so möge er denn auch nachher sehen, wie er damit fertig würde. Das Einzige, was ihr jetzt zu thun übrig bleibe, sei, die armen Kinder so viel als möglich auf das was sie erwarte, vorzubereiten. Könne sie ihnen später noch helfen und beistehn, so solle das mit Freuden und mit Aufopferung aller ihrer Kräfte geschehen. Sie sei das ja allein der Seligen schuldig."

Die Kinder spielten eben in ihrer Stube, als Tante Louise, wie die Haushälterin gewöhnlich in der Familie genannt wurde, von der Freundin zurückkam, von der sie die erste Nachricht über die Verlobung erhalten hatte.

„Wißt Ihr die Neuigkeit schon?" sagte die Wirthschafterin, als sie zu ihnen in's Zimmer trat. „Ihr bekommt eine Stiefmutter."

„Eine Stiefmutter?" rief Franz erschreckt. —

„Eine Stiefmutter?“ schrie Lisbeth. „Wir wollen keine Stiefmutter, Tante Louise, wir wollen Dich behalten. Eine Stiefmutter schlägt und kneipt uns, und giebt uns nicht satt zu essen.“

„Was sollen wir mit einer Stiefmutter?“ klagte auch Franz, „daß es uns etwa geht, wie der armen Geldmarie?“

„Oder wie Aschenbrödel und Schneeweißchen,“ setzte Lisbeth hinzu.

„Oder daß sie mir gar den Kopf mit dem Kistendeckel abschlägt,“ rief Franz, „wie es in der schönen Geschichte vom Wachholderbaume steht, die Du uns so oft vorgelesen hast? — Aber dann würde ich auch singen:

„Meine Mutter, die mich g'schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein' Schwester, das Marlenichen
Sucht alle meine Beenichen,
Bind sie in ein seiden Tuch.
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich!“

und wenn die böse Stiefmutter dann vor die Thür käme, würf' ich ihr den großen Mühlstein auf den Kopf, daß sie in tausend Stücken ging.“

„Nun, so schlimm darf sie es schon nicht machen,“ sagte die Wirthschafterin, „das leidet die Polizei gar

nicht. Und dann brauchtet Ihr auch nur zu mir zu kommen; ich wollte Euerem Vater schon reinen Wein einschenken."

„Aber ich mag keine Stiefmutter," weinte Lisbeth, „dann bete ich lieber zu Gott, daß das Himmelsmütterlein zu mir kommt und mich fortnimmt mit sich, wie wir es in der „schwarzen Tante" gelesen haben."

Die Kinder weinten jetzt Beide und Tante Louise tröstete sie und sagte ihnen, daß sie immer, wenn sie die Stiefmutter auch fortschicke, dann und wann zu ihnen kommen und sie besuchen wolle. Und wenn sie die Stiefmutter schlecht behandele, sollten sie es ihr nur sagen; sie wolle schon dafür sorgen, daß es der Vater erführe und ihnen kein Unrecht geschähe. Jetzt aber sollten sie sich noch nichts merken lassen, sonst bekäme sie, die Tante Louise, Ausgezanktes darüber, und sie habe es doch gut mit ihnen gemeint.

Hätte sich Olbers mehr um seine Kinder und sein Hauswesen bekümmert, so würde er wohl gesehen haben, daß den Kleinen etwas auf dem Herzen läge, was sie ängstigte und drückte. Aber die neue Heirath ging ihm auch im Kopf herum, und mit seinen anderen Geschäften blieb ihm keine Zeit, auf das zu achten, was dem Vater immer das Wichtigste bleiben sollte, will er nicht später schwere Verantwortung auf sich nieder

ziehen: das Wohl der eigenen Kinder. Nur zu empfänglich für fremde Eindrücke ist des Kindes Herz, und die zu überwachen, daß sie wohlthätig und segensreich darauf einwirken, und nicht bösen Samen in die junge Brust tragen, sollte das Hauptziel und Augenmerk der Aeltern sein. Wie häufig aber wird gerade das von ihnen vernachlässigt, und das ganze Leben des Kindes in die Hand gleichgültiger Personen gelegt. Nur daß die Kleinen artig sind, verlangen sie von denen, und wie oft auch noch mehr ihrer selbst, als der Kinder wegen; an das Andere denken sie gar nicht.

Heinrich Olbers hatte indessen wirklich um die junge Wittwe geworben und das Jawort erhalten; auch eine glückliche Wahl für sich und die Seinen getroffen, denn Sabine, wie seine Braut hieß, war eine brave, wackere Frau und sich des schweren Berufes, dem sie sich unterzog, die Mutter fremder Kinder zu werden, vollkommen bewußt. Mit sorgender Liebe hoffte sie sich die Herzen der Kleinen bald zu gewinnen, und wenn sie ihnen auch nicht die verstorbene Mutter so vollständig wieder ersetzen konnte, sollten sie in ihr doch eine treue Freundin, eine zweite Mutter finden.

Sabine hatte gewünscht, die Kinder vor ihrer Verheirathung einmal zu sehen, und mit ihnen zu sprechen, und Olbers befahl der Wirthschafterin eines Nach-

mittags, die Kinder rein anzuziehen. Sie waren ihm noch nie so schmutzig und vernachlässigt vorgekommen — weil er eben gerade heute besonders auf sie achtete.

„Und wozu wollen Sie heute, an einem Sonnabend, mit den Kindern Besuche machen?" frug die Wirthschafterin, die sich den Grund recht gut denken konnte, und damit auch ihre letzte Hoffnung von einem möglichen Nichtzustandekommen der Verbindung schwinden sah. „Es ist schon drei Uhr, und bis morgen früh sind sie wieder schmutzig."

„Dann müssen sie wieder rein gekleidet werden, Louise," sagte Olbers ernst. „Ich wünsche überhaupt nicht, daß ich die Kinder noch einmal in einem solchen Zustande finde. Uebrigens," fuhr er rasch fort, als er sah, daß die Wirthschafterin etwas darauf erwidern wollte, „will ich Ihnen hiermit gleich etwas anzeigen, das von heute an doch kein Geheimniß mehr bleiben kann. Ich bin mit der verwittweten Frau Sabine Helbig verlobt und werde heute über vier Wochen Hochzeit halten."

„Heute über vier Wochen schon?" rief Louise erschreckt.

„Ja, allerdings," lautete die ernste Antwort. „Es versteht sich von selbst," fuhr Olbers dabei freundlicher fort, „daß die neue Hausfrau dann auch das Haus-

wesen übernehmen wird. Damit Sie aber indessen nicht außer Brot sind, und Zeit behalten, sich nach einer andern passenden Stelle umzusehen, werde ich Ihnen indessen bei einer Verwandten einen Platz verschaffen, in dem Sie wenigstens so lange bleiben können."

„Ich danke Ihnen, Herr Olbers," entgegnete aber etwas schnippisch und beleidigt Mamsell Louise, — „man ist auch nicht blind, man hat seine Augen und kann selber sehen. Der Herr Olbers brauchen nicht etwa zu glauben, daß Sie mir ein Geheimniß entdecken. Wie das kommen würde, habe ich mir aber schon im voraus gedacht, und mit einer Stiefmutter hätt' ich mich doch hier nicht vertragen. Ich hätt' es der Kinder wegen nicht mit ansehen können, und habe mich deshalb schon unter der Hand nach einer neuen Stellung umgethan. Gott sei Dank, Leute, die ihre Sache verstehen, finden überall in der Welt ein Unterkommen, und ich brauche keine Minute außer Platz zu sein. Wenn ich Ihnen jetzt im Wege bin, kann ich schon morgen der Madame Olbers den Platz räumen, von der ich wünschen will, daß Alles mit ihr so einschlagen mag, wie der Herr Olbers jetzt vielleicht glauben."

Olbers war eben nicht angenehm überrascht, daß seine Wirthschafterin die neue, so geheim gehaltene

Verbindung als eine alte, stadtbekannte Sache betrachtete, und schon so lange darum wußte. Er überhörte darüber auch den zweiten, bitteren Theil ihrer Rede, und erwiderte nur rasch und etwas verlegen lächelnd:

„Nein, Mamsell Louise, so rasch kann ich Ihre Dienste nicht entbehren; Sie sind mir noch sehr nothwendig im Haus, und ich bin auch keineswegs undankbar genug, zu vergessen, wie eifrig Sie sich meiner Wirthschaft und Kinder in der ersten schweren Zeit nach dem Tode meiner seligen Frau, wie auch später angenommen haben. Ich werde Ihnen das nie vergessen."

„O bitte, Herr Olbers — war nicht mehr als meine Schuldigkeit," versetzte die Haushälterin, keineswegs dadurch zufriedengestellt. „Wenn nur andere Leute, die nach mir kommen, ihre Schuldigkeit eben so gut erfüllen. Die armen Kinder sind am Meisten zu beklagen."

„Ich hoffe nicht, Mamsell Louise," sagte Olbers rasch — „Sabine Helbig liebt die Kinder und ich bin gerade im Begriff, sie zu ihr hinzuführen. Sie wird ihnen eine treue Mutter sein."

„Das gebe Gott," sagte Mamsell Louise, nahm ihre Schlüssel auf und warf die Thür hinter sich in's Schloß, daß die Scheiben klirrten.

Eine Stunde später ging Herr Olbers, mit den beiden Kindern an der Hand, der Wohnung seiner Braut entgegen. Die Augen der Kinder sahen aber roth und verweint aus, denn Mamsell Louise hatte ihnen gesagt, daß sie jetzt zum ersten Male der neuen Stiefmutter vorgeführt werden sollten, die dann wahrscheinlich bestimmen werde, was mit ihnen anzufangen wäre. Sie hatten sich im Anfange auch gesträubt, und gar nicht mitgehen wollen, das Herz war ihnen gar so schwer geworden, bis ihnen die Mamsell selber Muth einsprach und sie versicherte, die Stiefmutter werde ihnen nicht gleich etwas zu Leide thun. Sie sollten ihr nur zeigen, daß sie sich nicht vor ihr fürchteten.

Sabine hatte die Kinder schon mit Sehnsucht erwartet. Sie ging ihnen bis draußen an die Saalthür entgegen, und umarmte und küßte sie.

„Habt mich lieb, Ihr Kleinen," sagte sie dabei zu ihnen, während ihr die Thränen in den großen, klaren und so gutmüthigen Augen standen, „und ich will mit ganzer Seele an Euch hängen und Euch wieder lieben. Die verstorbene Mutter kann ich Euch freilich nicht ersetzen, aber eine treue Mutter will ich Euch dennoch werden nach meinen besten Kräften."

„Aber doch nur eine Stiefmutter," sagte Lisbeth, und sah scheu den Bruder an.

Der armen Frau gab es bei dem Worte einen jähen Stich durch's Herz. Es lag ein so herber Vorwurf darin, der doppelt schmerzlich von des Kindes Lippen klang und ihr unendlich weh that.

„Wohl nur eine Stiefmutter," sagte sie endlich mit leiser, tiefbewegter Stimme, „aber doch eine Mutter, und wenn Ihr selber erst einmal erwachsen seid, Ihr lieben Kleinen, werdet Ihr begreifen lernen, was der Name bedeutet. Fürchtest Du Dich etwa vor einer Stiefmutter, Lisbeth, und glaubst Du, daß sie böse mit Dir sein würde?"

„Ja!" sagte das Kind, halb in Angst, halb in Trotz der freundlich nach ihr ausgestreckten Hand entweichend — „wir wollen keine Stiefmutter haben."

„Wer, um Gottes willen, hat den Kindern das in den Kopf gesetzt?" rief Olbers jetzt erschreckt und tief erschüttert aus — „Lisbeth, Lisbeth! Du bist ein böses, unartiges Kind, und machst Deiner Mutter Schmerz, ehe sie nur unsere Schwelle betreten. Sieh, Franz ist weit artiger."

„Franz mag auch keine Stiefmutter haben," sagte der Knabe trotzig, „daß sie mir den Kopf mit dem Kistendeckel abdrückt oder Lisbeth vergiftete Aepfel giebt."

„Laß die Kinder, Heinrich," bat die Frau, als sie

sah, wie der Vater ärgerlich darauf erwidern wollte. „Sie haben den Kopf voll von den Märchen und Geschichten böser Stiefmütter, mit denen unsere Kinderbücher leider gefüllt sind, und der Zeit allein muß es überlassen bleiben, das zu verdrängen. Wenn sie mich näher kennen lernen, werden sie finden, daß ich ihnen keine solche Stiefmutter bin, und mich am Ende doch lieb gewinnen müssen." Sie küßte dann die Kleinen nochmals, die sich das nur ungern gefallen ließen und frug dann nach ihren Stunden und Spielen, bekam aber doch unvollkommene, scheue Antworten, und der Vater, der wohl fühlte, wie weh das unfreundliche Betragen der Kinder dem Herzen der armen Frau thun mußte, nahm sie bald wieder mit sich fort.

Vier Wochen später war die Hochzeit. Mamsell Louise verließ an demselben Tag, an dem die junge Frau einzog, das Haus, und nahm von den Kindern, die festlich gekleidet vor der Thüre spielten, während der Vater noch in der Kirche war, Abschied.

„Arme Kinder," sagte Madame Schmidt, die gekommen war, ihre Freundin abzuholen, indem sie Lisbeth aufnahm und küßte und Franzens Lockenkopf streichelte — „arme Kinder, Ihr bekommt nun heute eine Stiefmutter — aber wenn sie Euch knapp hält oder gar schlägt, dann kommt nur zu mir herüber. Ich

bin es Euerer seligen Mutter schuldig, daß ich mich ihrer Kinder annehme. Ach, was die Männer doch für schreckliche Geschöpfe sind und daß sie eine solche Frau vergessen können."

Die Kinder hörten auf zu spielen; es war ihnen gar so ängstlich und beklommen zu Muthe, und all' die alten Geschichten und Märchen, die sie über böse Stiefmütter gehört, und die nur zu häufig und thörichter Weise den Kinderherzen eingeprägt werden, fielen ihnen wieder ein. Eine Stiefmutter war für sie, mit den Vorbildern von Aschenbrödel, Schneeweißchen, dem Wachholderbaum und wie die unglückseligen Erzählungen alle heißen, das Schrecklichste, was sich ihre jugendliche Phantasie nur ausmalen konnte, und als sie nun sogar auch noch von fremden Leuten bedauert wurden, fingen sie bitterlich an zu weinen.

Der Nachmittag und Abend verging in einem wahren Gewirr von Dingen. Es war eine Menge Leute geladen worden, die Hochzeit mit zu feiern, und wie das bei Hochzeiten ist, die Gäste tanzten und waren guter Dinge. Nur die junge Frau blieb still, so viel Mühe sich auch ihr Gatte geben mochte, sie aufzuheitern und fröhlicher zu stimmen. Sie hatte die Kinder zu Bett bringen wollen, diese aber weinten und schrien, als sie zu ihnen in's Zimmer trat, und wollten sich

nicht anrühren lassen. Sabine war dann still, und ohne Jemandem ein Wort zu sagen, zu der Gesellschaft zurückgegangen, aber sie vermochte nicht die schmerzlichen Gedanken zu bannen, daß ihr die Kinderherzen so entzogen sein sollten. Sie kam sich wie eine Fremde in dem Hause vor, daß von jetzt an ihre Heimath war, und selbst das Bild der früheren Gattin Olbers, das in der Wohnstube nach wie vor seinen Platz behauptete, schien ernst und zürnend auf sie niederzuschauen, als ob es sie aus den einst behaupteten Räumen zurückweisen wollte.

Sabine fand auch bald, daß ihre Furcht nicht ganz grundlos gewesen war, und sie in ihrem neuen Wirkungskreis mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Die Mutter von Olbers verstorbener Frau, die stets großen Einfluß auf ihren Schwiegersohn ausgeübt, wohnte in derselben Straße mit ihnen und besuchte sie besonders in den ersten Wochen ihrer Ehe häufig. Theils geschah das, wie sie sagte, ihnen die Wirthschaft mit in Ordnung bringen zu helfen, „wie es ihre selige Tochter gehalten hätte," damit Olbers nicht so viel von seinen früher gewohnten Bequemlichkeiten vermisse, theils „nach den Kindern zu sehen."...

Sabine, von mildem, freundlichem Charakter empfing sie stets auf das Herzlichste, und folgte, wo das irgend ging, ihren Anordnungen. Den Kindern selber suchte sie dabei, wie sie es auch versprochen, in jeder Hinsicht die Mutter zu ersetzen, und vor allen Dingen ihre Liebe, ihr Vertrauen zu erwerben. Dabei aber hatte sie einen schweren Stand. Die Kinder waren in den letzten Jahren von der Wirthschafterin entsetzlich verwahrlost, von der Großmutter arg verzogen worden, und gerade, wenn sie als Mutter an ihnen handeln und sie zu guten tüchtigen Menschen erziehen wollte, durfte sie das nicht Alles nachsehen, und mußte es ändern. Zuerst versuchte sie es wohl mit Liebe und ernsten Ermahnungen; sie wusch die Kinder selber und hielt sie zur Reinlichkeit an, sie regelte ihre Arbeits- und Spielstunden und verwieß ihnen die zahlreichen Unarten und Neckereien. Wo sie sich aber den eingerissenen Uebeln ernsthaft entgegenstellte, liefen die Kinder zur Großmutter, klagten ihr ihre Noth, und bekamen von ihr Näschereien, sie zu trösten und zu entschädigen.

Sabine erfuhr das und machte dem Gatten ernsthafte Vorstellungen darüber. Olbers hatte aber so viel mit seinen Geschäften zu thun und dabei eine so durch lange Jahre eingewurzelte Scheu vor seiner

Schwiegermutter, besonders in allen die Kinder betreffenden Fällen, daß er sich jeder persönlichen Einwirkung auf das Aengstlichste entzog und Sabinen das schwere Werk allein überließ.

Und wäre es ihr nur allein überlassen worden, sie hätte sich der Aufgabe nicht gescheut; aber Andere arbeiteten zu gleicher Zeit daran, das, was sie nützte, mit geschäftigen Händen zu zerstören, und mit Gram und bitterem Leid sah sie, wie sich die Herzen der Kleinen trotz ihrer Liebe und Aufopferung mehr und mehr von ihr abwandten.

Nicht allein die Großmutter, nein, auch die frühere Wirthschaftsmamsell, wie geschäftige und müßige Nachbarsleute, säeten dabei giftige Körner in den Acker, den sie mit ihrem eigenen Herzblut düngte. Verwieß sie den Kindern ihre Unarten, oder war sie genöthigt, sie zu strafen, so schrien Alle, die vorgaben es gut mit den Kindern zu meinen: „Ja, die Stiefmutter! Jetzt streckt sie die Fänge heraus, nun sie festen Fuß gefaßt hat — jetzt können die armen verlassenen Würmer sehen, wie es ihnen geht, und zu ihrer seligen Mutter beten, daß sie sie zu sich nimmt.“ Und sah sie leichtere Fehler nach, hoffte sie, müde des Strafens, durch Geduld und freundliche Warnung die Kinder zum Bessern zu führen, hieß es eben wieder auch: „Ja, die Stiefmutter! —

wären es ihre eigenen Kinder, würde sie ihnen das nicht hingehen lassen. Was liegt ihr aber daran, wie die aufwachsen und was einmal aus ihnen wird — es sind ja doch nur ihre Stiefkinder — die armen Würmer!"

Wohin die Kinder kamen, wurden sie gehätschelt, bedauert und — ausgefragt, nach Allem was im Hause vorging und wie sich die Stiefmutter gegen sie benähme. Die Menschen sind ja nur zu sehr geneigt, Böses von einander zu glauben und zu reden, und den Kinderherzen prägt sich das in unverwischbaren Zügen ein. Was die Mutter auch zu Hause that, sich ihre Liebe zu gewinnen, ohne ihnen selber dabei zu schaden, andere Leute, die ihnen schmeichelten und ihnen Näschereien gaben, „sie für die Entbehrungen im Hause zu trösten," bestätigten sie in dem Glauben, daß sie schlecht behandelt würden, und die Kluft, die sich zwischen Kindern und Mutter geöffnet hatte, riß weiter und weiter.

In diese Zeit fiel es, daß Lisbeth an einem Scharlachfieber erkrankte, das wenige Tage später auch den Bruder ergriff und auf sein Lager warf. Sabine pflegte die Kinder mit Aufopferung aller ihrer Kräfte. Die Krankheit trat aber besonders bei dem Knaben so bösartig und hartnäckig auf, daß jede Sorgfalt der Aerzte, jede Pflege der Mutter nutzlos blieb. Während

in Sabinens Armen der Knabe starb, lag Lisbeth in Fieberphantasien in ihrem Bettchen und rief nach ihrer rechten Mutter, denn ihre Stiefmutter hätte ihr Gift gegeben und wolle sie jetzt erwürgen.

Sabine ertrug Alles; das Herz hätte ihr bei den Anklagen, die von den bewußtlosen Lippen des Kindes strömten, brechen mögen, aber sie wankte nicht in ihrer Pflicht und wachte Tag und Nacht an dem Lager der Fieberkranken, bis diese die schwere Krisis überstanden hatte und wieder zur Besinnung kam.

Was aber dem Geist des Kindes in wirren Träumen vorgeschwebt, lag ihm in dunklen Bildern auch noch auf der wachenden Seele, und kaum erkannte sie die Stiefmutter an ihrem Lager, als sie laut aufschrie, die nach ihr ausgestreckte Hand von sich stieß und sie von ihrem Bette wehrte. Keine Bitte, keine Vorstellung half dabei, sie beruhigte sich nicht eher wieder, bis die Großmutter selber kam sie zu pflegen, und als sie sich endlich wieder erholte und den Tod des Bruders erfuhr, jammerte und weinte sie und klagte die Stiefmutter an, die ihn mit ihren Tränken vergiftet habe.

Es war eine trübe, schwere Zeit im Haus, und die arme Frau litt am Meisten dabei. Sie hatte Niemanden, der sie verstand, Niemand, der sie in dem schweren unternommenen Werk unterstützt hätte, und so sehr sie

sich auch Gewalt anthat, dem Gatten nicht merken zu lassen, wie unglücklich sie der Widerwille mache, den das Kind zu ihr gefaßt, und so wenig Olbers auch sonst Augen für das hatte, was in seinem eigenen Hause vorging, konnte es ihm doch endlich nicht länger verborgen bleiben. Das bleiche abgehärmte Aussehen der Frau fiel ihm zuerst auf, und als er auf seine Fragen im Anfang ausweichende Antworten erhielt und zuletzt die Frau ihm mit Thränen im Auge, den wahren Sachverhalt gestand — wie sie Alles thäte was in ihren Kräften stände, sich die Liebe der Tochter zu erwerben, aber nur mehr und mehr von ihr gehaßt werde, faßte er zu spät den Entschluß, da selber einzuschreiten.

Der früheren Wirthschaftsmamsell, in der Sabine mit Recht ihre gefährlichste Gegnerin fürchtete, wurde das Haus verboten, und Lisbeth, die doch jetzt alt genug geworden war, den Unterschied zwischen einer guten und bösen Stiefmutter machen zu können, nahm er ernsthaft vor, schilderte ihr die Sorge, die ihre jetzige Mutter mit ihr gehabt, den Gram, den sie leide, sich des Kindes Herz nicht gewinnen zu können, und forderte Lisbeth auf, ihm zu sagen, was sie gegen die Stiefmutter habe — was sie gethan, was unterlassen, daß sie ihr nicht die gebührende Achtung und Liebe erweise. — Lieber Gott, was helfen Worte einem Ge-

fühl, einem Vorurtheil gegenüber, daß schon so fest und unvertilgbar in dem Herzen des Kindes seine giftigen Wurzeln geschlagen. Einen Grund vermochte Lisbeth auch nicht anzugeben, denn die Märchen und Geschichten zu nennen, die sie über Stiefmütter gelesen, schämte sie sich; versprach auch, sich zu ändern und der Mutter in Allem zu folgen, was sie ihr befehlen würde. Dabei blieb es aber; im Anfang that sie sich Zwang an, den Vater nicht zu kränken, denn in allen anderen Stücken war Lisbeth ein gutes, braves Mädchen, den Widerwillen gegen die Stiefmutter vermochte sie jedoch nicht zu unterdrücken.

Selbst mit den Jahren milderte sich das nicht, ja wuchs eher und wurde schlimmer und bösartiger. In jedem Befehl der Mutter sah die Tochter irgend eine Kränkung, die ihr, dem fremden Kinde, angethan wurde, und so ungern Sabine sich dazu verstand, blieb ihr zuletzt doch nichts Anderes übrig, als den Bitten des Gatten nachzugeben und die Stieftochter, die sich nun einmal nicht wohl und glücklich bei ihr fühlte, in ein entferntes Pensionat zu thun. Es war ihr ein unendlich schmerzliches Gefühl, ihrethalben das Kind vom Vater zu trennen, aber sie sah auch endlich ein, daß es das einzige, letzte Mittel blieb, den schon längst verlorenen Hausfrieden wieder zu gewinnen.

Das Geschrei, das die Nachbarn darüber erhoben, läßt sich denken. Die Stiefmutter hatte natürlich, ihrer Auslegung nach, das rechte Kind aus dem Hause gestoßen, das Herz des Vaters ihm zu entfremden und dessen Liebe allein dem eigenen jetzt erwarteten Kinde zuzuwenden. Die Großmutter widersetzte sich auch im Anfang mit allem Einfluß der Maßregel, die sie allein von der Frau ausgehend glaubte. Olbers blieb aber zum ersten Mal fest in seinem Entschluß, und Lisbeth selber jauchzte der Stunde entgegen, die sie aus der Nähe der verhaßten Frau brachte und einem, wie sie glaubte, freierem Leben entgegenführte.

Sabine hoffte dabei, daß Lisbeth, entfernt von ihr und dem Einfluß entzogen, den bösgesinnte Menschen hier auf sie ausübten, ihre Ungerechtigkeit gegen sie mit der Zeit einsehen würde. Alte, mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile sind aber schwer zu beseitigen, und Lisbeth nährte eher den Haß in der Fremde als daß sie ihn vergaß.

Sechs Monate war sie vom Haus jetzt entfernt, und dachte schon daran, den Vater wenigstens in der nächsten Zeit einmal zu besuchen und ihre Großmutter wieder zu sehen, an der sie mit ganzer Liebe hing, als sie die Nachricht von zu Hause erhielt, daß ihre Stiefmutter den Gatten vor einigen Tagen mit einem Töch-

terchen beschenkt habe. Das Kind, setzte der Vater hinzu, befinde sich wohl, die Mutter sei aber noch sehr angegriffen und schwach, und hätte ihm nur viele und herzliche Grüße an sie aufgetragen.

Lisbeth knitterte den Brief zusammen, schleuderte ihn in die Ecke und öffnete einen zweiten, den sie gleichzeitig von ihrer früheren „Erzieherin," der „Tante Louise," erhalten hatte. Diese meldete ihr ebenfalls die Geburt der Stiefschwester, aber mit hämischen Beibemerkungen, „wie jetzt des Lebens im Hause kein Ende sein, und das rechte Kind, erst verstoßen, nun auch wohl bald vergessen werden würde. „Der kleine Wurm sei der wirkliche Abgott im Hause geworden und werde förmlich angebetet."

„Ich wollte zu Gott, der Balg stürbe," murmelte Lisbeth zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen durch, und eine bittere Thräne des Unmuths und Hasses füllte ihre sonst so klaren Augen. Hatte sie vorher ihre Stiefmutter gehaßt, so war dies böse Gefühl durch die Geburt des Kindes womöglich noch gesteigert worden, und fand nur neue Nahrung in dem Dasein des kleinen unschuldigen Wesens.

So vergingen mehrere Wochen. Lisbeth hatte in der Zeit keine weitere Nachricht von zu Hause erhalten, als plötzlich ein Brief eintraf, der ihr den rasch erfolg-

ten Tod des Kindes meldete. Die Nachricht traf sie wie ein Donnerschlag, und von regem Geist wie sie war, stieg in ihr jählings der furchtbare Gedanke auf, daß dieser Tod ihrem frevlen Wunsch gefolgt und sie die Ursache sei. Ein heftiger Weinkrampf überfiel sie, der noch am nämlichen Abend in ein hitziges lebensgefährliches Fieber ausartete und sie Monate lang an ihr Lager fesselte. Ihr Vater kam in der Zeit, sie zu besuchen, und zum ersten Mal verlangte sie nach ihrer Stiefmutter. Sabine lag aber selber, durch den Tod des Kindes furchtbar erschüttert und angegriffen, auf dem Krankenbett und konnte nicht zu ihr eilen, und einsam, von fremden Leuten gepflegt, verbrachte Lisbeth die lange traurige Zeit.

Ihre jugendlich kräftige Natur erholte sich endlich wieder, aber das nicht allein, nein, mit der Krankheit hatte sie auch noch einen anderen, schlimmeren Feind abgeschüttelt, der sie und Andere bis dahin elend, unglücklich gemacht. Es war das Vorurtheil gegen die Stiefmutter, das bis jetzt ihr sonst gutes Herz unmachtet gehalten. Noch nie hatte ihr Sabine ein böses, wenigstens ein ungerechtes Wort gesagt, noch nichts Anderes ihr wie Liebes und Gutes, mit einer Engelsgeduld erwiesen, und wie hatte sie selber ihr nun das

gedankt? — Alles, Alles war vergebens, und Liebe und Aufopferung an sie verschwendet gewesen, nur des Phantoms wegen, das in ihr die Stiefmutter gesehen, und die Augen hätte sie sich jetzt aus dem Kopf weinen mögen, wenn sie daran zurückdachte, was sie gethan und wie sie sich betragen. Andere Menschen trugen wohl mit ihr große Schuld, und hatten, vielleicht aus Unwissenheit, den bösen Samen noch gepflegt und genährt, den sie mit der Wurzel hätten ausreißen und vernichten sollen. Aber sie selber machte sich doch die bittersten Vorwürfe: mit Absicht blind gegen Alles gewesen zu sein, was ihr die Stiefmutter Gutes gethan und womit sie gestrebt, sich ihre Liebe zu erwerben. Sie sehnte sich danach, das endlich zu sühnen, endlich ihr Alles, Alles zu gestehen und — wenn das möglich sei — ihre Verzeihung zu erlangen.

Diese Sehnsucht gab ihr Kräfte und beschleunigte ihre Genesung, und noch ehe der Arzt ihr volle Erlaubniß ertheilt, das Krankenzimmer verlassen zu dürfen und eine Reise zu unternehmen, flog sie mit dem Bahnzug ihrer Heimath wieder zu.

Eine eigene Angst überkam sie, als ihr Wagen vor dem väterlichen Hause hielt und Niemand herbeieilte,

sie zu bewillkommnen. Todtenstille herrschte im Haus, und nur ein paar fremde Frauen kreuzten mit heimlicher Geschäftigkeit die Hausflur und nahmen nicht die geringste Notiz von ihr. Sie eilte die Treppe hinauf, die zu den Zimmern der Stiefmutter führte und begegnete hier dem Arzt. Dieser, der sie erkannte, bat sie, sich zu fassen, und verkündete ihr dabei mit dürren Worten, daß ihre Stiefmutter den heutigen Tag nicht überleben würde."

Die Frau schwieg hier und holte tief Athem. Es war fast als ob sie sich Gewalt anthue, den Antheil nicht zu verrathen, den sie selbst an der Erzählung nähme, die Tochter aber wagte nicht, sie zu unterbrechen oder zu stören, und nach einigen Minuten fuhr jene mit kaum hörbarer, tiefbewegter Stimme langsam fort:

„Lisbeth stand eine ganze Zeit lang wie in den Boden gewurzelt, und in Schmerz, Reue und Furcht drohten ihr fast die Glieder den Dienst zu versagen. Sie kam auch wirklich erst wieder zu sich, als ihr Vater selber die Thür öffnete, die Tochter erkennend, das liebe Kind in seine Arme schloß und es dann leise und zögernd, mit flüsternder Bitte, der Kranken nur ein einziges freundliches Wort zu sagen, zum Bett derselben führte.

Da brach das Eis, das bis dahin Lisbeth's starres Herz umschlossen, da mit aufquellenden Thränen und von innerer Rührung fast erstickter Stimme, warf sie sich am Bett der Kranken nieder, und diese mit ihren Armen umschlingend, rief sie:

„Mutter — liebe, liebe Mutter — kannst Du mir verzeihen?"

„Mein Kind — mein liebes Kind — o, Gott sei ewig gepriesen und gelobt," rief die Kranke. Sie schlang die Arme dabei fest um Lisbeth's Nacken und zog sie zu sich nieder, ihrem Kuß begegnend. Aber ihre Arme wurden schwer — ihr Kopf bog sich zurück — ihre Lippen erkalteten — das treue Herz hörte auf zu schlagen und ich — hielt eine Leiche in meinen Armen."

„Du, Mama?" rief Sabine überrascht.

„Ich war jene Lisbeth," flüsterte die Mutter, langsam und traurig, dazu mit dem Kopfe nickend — „ich war jenes leichtsinnige, thörichte Geschöpf, das das Herz der besten Frau mit brechen half, und jetzt seine ganze Lebenszeit kaum für hinreichend hält, durch Warnung Anderer den Schaden wieder gut zu machen. Ja, mein Herz, wohl manche Frau mag es geben, die gegen ihrer Sorgfalt anvertraute Stiefkinder nicht die Liebe zeigt, die sie zeigen sollte, sie hier und da auch

schlecht und bös behandelt — es giebt in allen Lebensfällen böse Menschen. Aber unrecht, entsetzlich unrecht handeln wir, wenn wir durch rasche Worte oder mehr noch durch eine systematische Verbreitung dieses Vorurtheils in der Kinderwelt, den armen Frauen, die ihr Geschick einmal in diese Stellung führte, die Ausübung ihrer Pflicht so arg erschweren, ja, oft von vornherein unmöglich machen. Du, mein Kind, bist nach einer der besten Frauen genannt, die je gelebt, nach meiner Stiefmutter, und ihret-, ja meinetwegen bitte ich Dich, nicht allein Dein altes Vorurtheil zu vergessen, nein, auch bei Andern zu bekämpfen. Versprichst Du mir das, und willst Du auch Sabinens Schatten mir versöhnen helfen?"

„Du liebe, gute Mutter," rief, innig gerührt, die Tochter und warf sich an der Mutter Brust — „wie hast Du mich beschämt, daß ich so ungerecht gewesen."

„Du bist nicht schlimmer als alle Andere, liebes Kind," sagte die Muttter, ihre Stirn küssend — „ich wollte nur, Du solltest besser sein."

„Und darf ich Adelen Deine Geschichte erzählen?" rief das junge Mädchen, sich plötzlich mit leuchtenden Augen emporrichtend.

„Wenn Du willst, mein Kind," lächelte die Mut-

ter durch ein paar klare Thränen hin, die die Erinnerung ihr in's Auge getrieben — „denn wenn nur einer armen Mutter Herz durch die Erzählung unverdienter Sorge, ungerechter Klage ledig wird, so hat sie ihren schönsten Zweck erreicht."

Californischer Miethzwang.

Am Magualome, in den sogenannten südlichen Minen Californiens, dessen Schluchten den Goldsuchern gar reiche Ausbeute geliefert, trieb sich auch in einem kleinen Minenstädtchen ein Irländer, Peter Mc. Carty, eine Zeitlang umher. In ein paar reiche Stellen war er dabei förmlich hineingefallen (in eine in der wahren Bedeutung des Wortes) und das Gold, sobald er es nur erst einmal ausgewaschen und trocken im Beutel hatte, lößte er ungesäumt theils wieder in Whisky und Brandy auf, oder trug es auch in die amerikanischen und spanischen Spielzelte, wo ihn die schurkischen Spieler noch schneller als er es hätte vertrinken können, um sein leicht verdientes Metall wieder betrogen. War er dann fertig, so trieb er sich eine Zeitlang seinen Freunden zur Last und den Trinkständen, die ihm jetzt borgen mußten, zum Aerger, zwischen den Hütten und Zelten herum, wählte sich eines zur Schlafstätte und suchte sich durch kleines Spiel mit ein paar geborgten Dollaren wieder aufzuhelfen. Das

trieb er auch so lange, bis er fand, daß ihm endlich Niemand mehr etwas borgen wollte, und er richtig gezwungen wurde Spaten und Spitzhacke wieder in die Hand zu nehmen.

Peter Mc. Carty war das wahre Musterbild eines richtigen Irländers, das fünf Fuß zehn Zoll in seinen Schuhen stand, mit fuchsrothem lockigen Haar, und lichter Haut, das Gesicht leicht aber nicht gerade unangenehm mit Blatternarben gezeichnet, die breiten kräftigen Hände dicht, bis auf den halben Arm hinauf, und ebenso den obern Theil des sonngebrannten Nackens mit großen hellgelben Sommersprossen bedeckt. Die lichtblauen Augen schauten dabei, wenn er nicht gerade zu viel des unvermeidlichen Whisky eingeladen, keck und fröhlich in die Welt hinein, und sein guter fröhlicher Muth, mit dem den Söhnen der „grünen Insel" so eigenen drolligen Humor, hätte ihn auch wohl schwere Schläge des Schicksals sorglos ertragen lassen, wie viel mehr denn jetzt ein Leben, wie er es in seinen kühnsten Träumen kaum als möglich gedacht. Mit dem Motto „wenig zu thun und viel Whisky" schlenderte er durch das Leben, das für ihn nur ein Rosenteppich, die Dornen alle nach unten gekehrt, war, und es wurde zuletzt zum Sprichwort, daß es am ganzen Magualome keinen lieder-

licheren, aber auch keinen fideleren Burschen gäbe, als Peter Mc. Carty.

Peter befand sich übrigens diesmal wieder auf einer „Zwischenstation", wie er's selber nannte, oder in „slack water"*) wie ein paar dort mitarbeitende Matrosen solcher Periode nicht unpassend den Namen geben, d. h. er hatte seinen Claim, oder den Platz den er in Beschlag genommen, vollständig ausgearbeitet, und das daraus gewonnene Gold schon seit etwa vierzehn Tagen so durchaus verzehrt, daß ihm die trader oder die Handelsleute in Magualomehill, schon nicht mehr gern borgen wollten und selbst der Wirth des einen Zeltes, in dem er seinen Wohnsitz aufgeschlagen — und wo er auch in der That den größten Theil seines ausgewaschenen Goldes verzehrt — es endlich satt bekam den fast nie nüchternen und dann auch manchmal streitsüchtigen Gesellen bei sich zu beherbergen.

Sein Wirth war ein Franzose und mochte den fidelen Burschen eigentlich gern, hatte auch aus ihm schon herausgeschraubt, was nur herauszubekommen

*) Slack water ist die Zwischenzeit zwischen Ebbe und Fluth, wo das Wasser vollkommen still steht und nicht die mindeste Strömung zeigt.

war und dafür vielleicht mehr Geduld mit ihm später gehabt, als mancher Andere in Californien, dem Land des Augenblicks, gehabt haben würde. Endlich aber bekam er die Sache doch satt, und kündete dem fast stets trunkenen Iren die Wohnung. Dieser erklärte jedoch trotzdem bei ihm bleiben und seine Kundschaft zuwenden zu wollen, und dem Franzosen blieb zuletzt nichts anderes übrig, als ihm seine wollene Decke und sein Handwerkszeug vor das Zelt zu legen und ganz ernsthaft die Rückkehr zu verbieten. Peter sah dabei wohl ein, daß mit Gewalt nichts weiter auszurichten sei, denn der Franzose hätte das Recht gehabt, sich mit jeder Waffe alle die aus dem Zelt zu halten, denen er den Eintritt einmal verboten. Dem mochte sich Mr. Mc. Carty, wie er sich gewöhnlich selber gerne nannte, nicht aussetzen.

Glücklicher Weise war er auch an dem Abend, ein wirklich außergewöhnlicher Fall, noch ziemlich nüchtern, wer weiß, ob er sich sonst doch dem Befehl des vollkommen in seinem Rechte stehenden Franzosen gefügt hätte. So aber blieb er ein paar Minuten in tiefen Gedanken, seine wieder aufgegriffene Decke unter dem linken Arm und Spaten und Spitzhacke in der Rechten, vor dem Zelte stehen, drehte sich dann auf dem rechten schiefgetretenen Absatz — der schiefe rechte

Absatz ist das sichere Zeichen eines Miners — herum, ging ein paar Schritt und blieb wieder halten.

„Hallo Monsiehr," rief er jetzt, sich halb zu dem noch in dem Eingang des Zeltes stehenden Franzosen herumdrehend, „bekomm' ich noch ein Glas Brandy? — hol' Euch der Teufel, Ihr werdet doch einen Christenmenschen nicht ohne einen Schluck vom ächten Stoff in Nacht und Nebel hinausjagen?"

„Ein ganzes Glas voll, Peter," rief dieser erfreut, so billig abgekommen zu sein, „ein ganzes Glas, bis zum Rand voll und noch dazu, ohne ihn mit auf die Rechnung zu setzen, denn borgen thue ich Dir keines Centes werth mehr, bis Du wieder arbeitest, Kamerad."

„Never mind work now, partner,"*) lachte Mc. Carty, „rückt lieber mit dem Stoff heraus; heut' Abend ist's doch zu spät noch in den Gulch zu gehen; man könnte die Klumpen nicht mehr finden."

Der Franzose, der dem Iren übrigens jede List zutraute, verließ den Zelteingang nicht, sondern ließ sich von einem Andern ein Glas Brandy einschenken, und reichte es dem Iren hinaus. Dieser lehrte es auf einen Zug, gab seine Zufriedenheit mit einem Schnalzen

*) Wollen jetzt nicht von Arbeit reden, Kamerad.

der Lippen kund und wandte sich dann mit einem kurzen Dank zum Gehen.

„Nun gute Nacht Peter," rief ihm Bossin, der Franzose, nach, der wenigstens in Frieden und Freundschaft von dem Burschen scheiden wollte, „halt Dich tapfer und gieb das liederliche Leben auf und wir können noch manches Glas mitsammen trinken."

„Gute Nacht?" sagte Peter, der seine Decke und Handwerkszeug etwa zehn Schritte vor dem Zelteingang niederwarf, den Hut daneben auf den Boden legte und Anstalt machte, als ob er da die Nacht zubringen wollte, „gute Nacht, Johnny? heh? ei wir können noch eine ganze Weile miteinander plaudern, denn ich bin schon wieder eingezogen und sehe nicht ein, weshalb wir nicht gute Nachbarschaft halten sollen."

„Eingezogen Peter?" rief der Franzose, durch die fast unmittelbare Nähe seines bisherigen Zeltgenossen keineswegs angenehm überrascht, „Du willst doch nicht hier draußen mitten auf dem kühlen Boden und unter freiem Himmel liegen bleiben?"

„Nun und warum nicht? habt Ihr nicht selber meiner Mutter Sohn den Stuhl vor die Thür gesetzt? — überdies ist Mondschein und kein Wölkchen am Himmel."

„Aber so nah hier am Zelt, Peter, Du mußt doch Raum lassen, daß die Leute hinaus und herein können — das geht ja gar nicht, die Straße muß frei bleiben."

„Geht nicht? — da wär' ich neugierig," brummte der Ire, „die Straße da drüben i st frei, und hier kann ein ganzer Lastwagen zwischen mir und dem Zelte durch, vielweniger denn ein Betrunkener, und was die Taumelnden angeht, so haltet Ihr Euch nur Eure Hälfte vom Leibe, ich will mit meiner hier schon fertig werden. Gebt mir einmal ein paar Kohlen heraus, daß ich mir ein Lagerfeuer anmache."

„Feuer willst Du Dir auch hier draußen anmachen, Peter?"

„Nun ich werde doch nicht sollen ohne ein gutes Nachtfeuer im Freien lagern?"

„Wenn nun das Zelt anbrennt?"

„Zelt? ich habe ja keins —

„Mein Zelt hier, mein' ich —"

„Euer? — was geht mich Euer Zelt an. Jeder sieht zu, daß er selber nicht zu Schaden kommt — schafft mir ein paar Kohlen heraus."

„Ach Unsinn, Peter, Du willst mich jetzt blos ärgern, daß ich Dich wieder herein rufen soll, alter Junge, aber da hast Du vorbeigeschossen; der Plan

war ein klein wenig zu plump angelegt — Du sollst Feuer haben."

„Nun ja, weiter will ich ja auch gar Nichts, Sirrah, knurrte der Ire, „und wieder in Euer Zelt kommen? — hol Euch der Böse, nicht anders wie unter gewissen Bedingungen."

„Hehehehe —" lachte der Franzose, „und die wären?"

„Davon sprechen wir ein ander Mal", sagte der Ire trocken, „aber bekomme ich Kohlen oder nicht? wenn Ihr mir keine gebt, hat der Nachbar welche."

„Nu, nu, Kamerad, nur nicht ungeduldig, Du hast doch hier wahrhaftig nichts zu versäumen," lachte der Franzose, „aber wo willst Du Brennmaterial herbekommen? — von mir nicht, denn ich habe selber kaum genug morgen früh Kaffee damit zu kochen, und muß mir erst morgen wieder Reisig holen lassen."

„Das ist meine Sorge," erwiderte Peter ziemlich kaltblütig und als er gleich darauf eine Schaufel voll Kohlen aus dem Kaminofen des Franzosen auf den von ihm bezeichneten Platz hingeschüttet bekommen hatte, suchte er sich, so gut das gehen wollte, ein paar spärlich genug dort herumliegende Reiser zusammen, blies sich ein Feuer an und legte dann, als das brannte, was er an hinausgeworfenen Knochen, Stücken

Leder, Klauen ꝛc. finden konnte, oben darauf, daß bald darauf ein dicker Qualm aufstieg und das Zelt des Franzosen umhüllte.

Dieser hatte sich indessen schon zurückgezogen, seine Zeltthür zugebunden und Anstalt gemacht sein Lager zu suchen, als er den scheußlichen Gestank roch, der von draußen aus all' den verbrannten Haut- und Knochenstücken zu ihm herein wehte.

„Was zum Teufel ist denn das?" rief er, dorthin riechend woher der furchtbare Duft herüberquoll, „na das hat mir noch gefehlt; Peter, zum Henker, was machst Du denn da draußen, Du feuerst wohl mit alten Schuhsohlen?"

„Ich glaube es sind ein Paar dabei — eine weiß ich gewiß" sagte der Ire ruhig, der sich indessen seine Decke ausgebreitet und sein Handwerkszeug, mit einem alten Rock darüber, zum Kopfkissen hergerichtet hatte.

„Du bist wohl des Teufels, daß Du das Zeug verbrennst?" rief der Franzose halb ärgerlich, „die ganze Nachbarschaft muß ja ersticken."

„'S ist der Mosquito's wegen", meinte der Ire, mit unerschütterlicher Ruhe, „nun aber laßt mich zufrieden, denn ich will schlafen, und fühle mich zu keiner Conversation mehr aufgelegt."

„Nein mein Junge, damit zwingst Du mich nicht,"

lachte der Franzose jetzt, der seinen Plan zu durchschauen glaubte, „meinetwegen kannst Du ruhig da draußen liegen und Leder brennen, mich störst Du nicht, und herein in's Zelt ruf' ich Dich deshalb auch nicht wieder."

„Segne Eure Seele Mann, Ihr müßtet mir noch manch gutes Wort geben, ehe ich Eure Schwelle wieder übertrete — schlaft und laßt mich zufrieden" und sich damit auf die Seite werfend, schien er in wenigen Minuten eingeschlafen. Er sprach wenigstens kein Wort mehr und das Feuer mit seinem furchtbaren Qualm brannte nieder und verlöschte endlich.

Damit aber war die Sache keineswegs abgethan. Als Peter am andern Morgen aufstand und seinen Kaffee kochte, schien er sich die Ueberbleibsel alter Schuhe und Kleidungsstücke, Knochen und Sehnen, Federn, Haare oder was er sonst dort derartiges finden konnte, förmlich auszusuchen, und auf sein kleines Feuer zu häufen, das denn auch mehr Qualm und Gestank machte, als alle Feuer zusammengenommen, im ganzen Lager.

So verging ein, so vergingen mehrere Tage; Peter's Landsleute, die seine List durchschauten, jubelten darüber und halfen ihm treulich sie durchzuführen. Sie gingen, wenn das Feuer draußen am schönsten

qualmte, in das Zelt des Franzosen und bestellten sich Brandy oder Wein, ja selbst Champagner, und wenn der Wirth mit dem Verlangten ankam, standen sie auf, erklärten, es in dem Geruch nicht aushalten zu können, und verließen den Platz wieder, ohne für einen Gran Gold verzehrt zu haben.

Bossin hielt dies wohl eine volle Woche aus und hoffte immer, daß einmal ein tüchtiger Regenschauer den hartnäckigen Burschen dazu treiben werde seinen Lagerplatz zu verändern. Außerdem mußte er ja auch fast Alles an Leder und Knochen aufgebrannt haben, was sich dort in der Nähe fand. Aber es regnete nicht, denn der Himmel ist dort in den Bergen fast den ganzen Sommer durch blau, und Peter, wenn er auch weiter nichts arbeitete, machte sich doch ein Vergnügen daraus, ferneres Material zu seinen Operationen selbst von den entlegensten Theilen des Lagers eigenhändig herbeizutragen, und das also genährte Feuer verlöschte nicht mehr.

Der Franzose hielt es endlich nicht länger aus, und immer noch in der Hoffnung, daß Peter doch bald wieder anfangen würde zu arbeiten, ging er zu ihm, nannte ihn lachend einen durchtriebenen Burschen, und — bot ihm an, nun wieder unter seinem Zelte zu schlafen, wodurch das Feuer dann von selber wegfiele.

Peter aber weigerte sich. Er wollte mit keinem Menschen verkehren, am wenigsten aber unter eines Mannes Leinwand schlafen, der ihm nicht, was er an Brandy oder Whisky brauchte — und er brauchte viel — creditirte. Darauf konnte und wollte Bossin nicht eingehen und die Verhandlungen wurden wieder abgebrochen. Bossin's Zelt stand aber leer, seine Gäste sah er hinaus geräuchert, und nach einem anderen, total mißlungenen Versuche, den hartnäckigen Iren unter einer anderen Bedingung als Creditbewilligung, seine Belagerung aufgeben zu machen, brachte er ihm selber endlich ein Glas Brandy, statt Unterzeichnung eines weiteren Vertrags, vor das Zelt, denn Peter wäre vorher keinen Zollbreit gewichen, und von da an hatten alte Schuhe und Knochen wieder Ruhe auf Magualome Hill.

Peter Mc. Carthy war aber nicht der Mann sich lange umsonst füttern zu lassen; sein „slack water" lief aus. Wie er seinen Kopf erst einmal durchgesetzt, griff er eines Morgens Spaten und Hacke auf, und gehörte von da an mit zu den fleißigsten des ganzen Lagers. Auch sein Glück verließ ihn nicht und vierzehn Tage später waren nicht allein all' seine Schulden bezahlt, sondern er hatte schon wieder einen Vorrath aufgelegt, um eine neue Zwischenstation machen zu können.

Die neue Geisterwelt.

Beim Maurermeister Brummhuber war Gesellschaft gewesen und es verstand sich von selbst, daß die Tische, als sie sonst ihre Dienste geleistet, sich drehen mußten, um ebenfalls etwas mit zur Unterhaltung beizutragen. Die Versuche mit den eben auftauchenden Klopfgeistern gelangen dabei so vollkommen, daß ein Theil der Gesellschaft, je mehr die Tische mit ihren Beinen klopften, desto mehr mit den Köpfen schüttelte und ein anderer Theil, vor Staunen und innerem Grausen starr, wirklich nicht wußte, was er sagen und denken sollte.

Nur einige junge Leute, besonders Anna, die Tochter vom Haus, die den schwersten Tisch blos zu berühren brauchte, um ihn ihrem Willen zu unterwerfen, waren wirklich aktiv bei dem ganzen Versuch geblieben, von dem alle Anderen bald als „störende Kräfte“ zurücktreten mußten.

Ein kleiner Spiegeltisch und ein Nähtisch ließen

sich aber selbst nicht durch sie, in Gang bringen, während dagegen ein schmaler, sehr elegant gearbeiteter Mahagoni-Theetisch mit einer Säule und vier unten auslaufenden Füßen ihrer leisesten Berührung auf unbegreifliche Weise folgte.

Die Aufregung der Gesellschaft stieg dadurch zu einem immer höhern Grad.

„Ich wollte, ich hätte jetzt den Geheimrath Nurnorden hier oben," rief der Maurermeister Brummhuber aus, „den könnten wir jetzt schön überführen mit seinem ewigen Schimpfen auf's Tischrücken — aber wo's Brei regnet, hat er gewiß keinen Löffel — jetzt könnt' er sich überzeugen."

Der Mann war ganz außer sich, so hatten ihn die unerwarteten Erfolge gepackt und er schwelgte in einem förmlichen Meer von unheimlicher Wonne.

Selbst die Dienstmädchen vergaßen fast Küche und Aufwartung, sich nur immer, wo sich die mindeste Gelegenheit bot, zur Thüre drängend, und Fanny, das Stubenmädchen, ein niedliches, blauäugiges Kind von siebzehn oder achtzehn Jahren, brannte ordentlich vor Verlangen mit Theil nehmen zu dürfen an dem wunderlichen Spiel, und ihre eigene Kraft an den Tischchen zu versuchen. Aber das arme Mädchen durfte es nicht wagen, sich zwischen die Honoratioren zu

drängen und nur verstohlen durfte sie zuschauen und sich mit hinanwünschen an den Tisch.

Bis um elf Uhr etwa dauerte der Lärm, und wie die Leute endlich selber ermüdeten, schienen auch die Tische lässig zu werden und die Fragen lau zu beantworten. Hie und da brach schon Einer oder der Andere der Gäste nach Hause auf, und ein Mal begonnen, fanden bald Alle, daß es Zeit sei zu Bette zu gehen.

Eine Viertelstunde später kam das Mädchen, das die Hausthüre hinter den Gästen geschlossen, langsam die Treppe herauf. — Unten auf dem ersten Absatz blieb sie stehen, setzte das Licht auf den Eckständer und zählte die Zwei- und Viergroschenstückchen, die sie eben eingenommen, schob, vorsichtig nach oben sehend, einen Theil in ihre Tasche, den Rest mit den Uebrigen zu theilen, und verschwand dann in der Küche, an die anschließend sich ihr Zimmer befand.

In dem großen, vor kaum einer halben Stunde noch so lebhaften Saale war es indessen gar still und öde geworden. Unordentlich standen noch die Tische und Stühle umher, wie sie von den Gästen verlassen worden — morgen früh mußte ja doch aufgeräumt werden, was sollte sich die Christel da noch heute Abend bemühen. — Nur der Mond stahl sich durch

die nachlässig offen gelassenen Gardinen in den unheimlich öden Raum, und blitzte von der hellen Politur des Theetisches wider, und blinzte nach dem breiten Spiegel hinüber, der ihm gerade gegenüber, über dem Sopha hing. —

„Ach," seufzte da eine leise feine Stimme, und sie klang klar und deutlich durch den ganzen Saal. Wohl eine halbe Stunde hatte tiefes, auch durch keinen Laut unterbrochenes Schweigen auf dem düstern Raum gelegen, und selbst dieser leise Seufzer schien sich zu scheuen, den fast unheimlichen Frieden zu stören. Nach allen vier Ecken stahl er sich hinauf, einen heimlichen Schlupfwinkel zu finden und Niemanden ahnen zu lassen, daß er es gewesen, der eben solch einen entsetzlichen Spektakel in dem Heiligthum vollführt.

Alles war wieder ruhig geworden, und nur das regelmäßige Ticktack der großen Bronzeuhr und das leise Bohren eines Holzkäfers klangen durch die Nacht, und es war fast, als ob der Käfer nach dem Takt der Uhr seine Arbeit fortsetzte, so genau hielt er das Zeitmaaß nach den scharfen abgemessenen Tönen.

„Ach," tönte da noch ein Mal derselbe Seufzer, lauter fast als vorher, und der Ton kam augenscheinlich von dem schön polirten Theetisch her, der noch,

wie ihn die Gesellschaft verlassen, mitten in der Stube stand.

„Na, was ist denn das für ein Gewinsel da drüben," brummte da plötzlich eine etwas derbere Stimme von dem Secretair herüber, „soll man denn heute Nacht auch nicht einen Augenblick Ruhe haben? Gebt's jetzt einmal Frieden da unten."

„Ach," seufzte es vom Tische aus wieder, dem Gebot zum Trotz, und im Mondenstrahl war es, als ob eine klare, wunderliche Gestalt von kaum sechs Zoll Höhe auf der Platte säße, und das lockige Köpfchen gar schwermüthig in die Hand gestützt hielt.

„Sie haben ganz recht, Herr Secretair," sagte da die Chiffonniere, „das ist jetzt gerade zum Politur verlieren, was das seit den letzten sechs Wochen hier für eine Wirthschaft im Hause geworden" — auf der Chiffonniere wurde eine runde winzige Frauengestalt in einem braunen Röckchen mit gelben Knöpfen, die an beiden Seiten wie Schubladenzieher saßen, sichtbar — „ich will nichts von mir selber sagen, ich weiß, zu welcher Klasse der Gesellschaft ich gehöre, und daß wir nicht „verrückt" werden können, aber es ist auch schon ein Skandal, das nur in einem fort mit ansehen zu müssen, und der Schreibtisch sollte sich da

alles Ernstes einmal hineinlegen und die alte Ordnung wieder herstellen."

„Ganz Ihrer Meinung, Frau Base, ganz Ihrer Meinung," flüsterte der eine Rohrstuhl, der rechts neben ihr stand, „ich habe mich auch schon lange gewundert, daß der Herr Secretair so lange geduldig zugesehen haben, wie sie's hier trieben und noch treiben. Ich bin zwar nur ein Stuhl, aber die Galle ist mir wahrhaftig schon ein paar Mal übergelaufen, und ich genirte mich nur, selber mit allen vier Beinen dagegen aufzutreten, so lange der Herr Secretair und die Frau Base zu dem ganzen Schwindel schwiegen."

„Prosaische Gestelle!" rief endlich der Tisch, und das kleine Wesen sprang in der Erregung des Augenblicks empor. Es war eine schlanke, zierliche Jünglingsgestalt mit braunem Teint wohl, aber lebendig blitzenden Augen und einem eigenen seelenvollen Ausdruck in den schönen, zartgeformten Zügen — „nüchterne Alltagsgebilde, die Ihr zürnt und grollt, daß die ertödtende Monotonie Eurer Existenz endlich einmal aufgerüttelt wurde zu That und Leben. Die Hand, die Euch hinsetzt, wohin es ihr beliebt, die Euch benutzt, wie sie es für gut findet, und Euch nur sauber und blank hält und vor Nässe oder Sonnenstrahlen bewahrt, duldet Ihr und lobt sie, lehnt Euch dann in

starrem Hochmuth an die Tapete und blast aus allen Schlüssellöchern Eure Zufriedenheit heraus — aber dieselbe Hand, die Euch Gefühl und Seele geben will, die den Geist über Euch bringt, und Eure Poren mit zuckendem Leben füllt, die stoßt Ihr zurück, rümpft die Leisten und schreit über Revolution und Aufruhr."

„Ei seht doch den Gelbschnabel," zürnte der Secretair, und auch auf ihm regte es sich, daß die dunklen Umrisse einer kleinen Figur in recht hochfahrender Stellung und mit sehr weißem Busenstreif und Manschette, mit Brille und Goldkette sichtbar wurden, „weil ihn jede neue Bewegung mit fortreißt, glaubt er sich das Recht herausnehmen zu dürfen über andere — vernüftigere Leute, die Gott sei Dank Gewicht in der Welt haben, loszuziehen, und ihnen am Ende gar vorzuwerfen, daß sie nicht auch seinen Tarantellewahnsinn theilen."

„Das würde sich wohl von unser Einem schicken, wenn er mit den Beinen klopfte oder hinten ausscharrte," sagte die Chiffonniere.

„Ich bin überzeugt, ich bräche," lispelte der Glasschrank.

„Laß sie reden," wandte sich aber jetzt der Spieltisch, eine untersetzte breitkräftige Gestalt, zu seinem also angegriffenen Kameraden, „sie verstehen uns

doch nicht, wenn wir es ihnen auch erklären wollten, was für ein eigenes seliges Gefühl es ist, das neue kaum früher geahnte Wesen in sich überströmen zu fühlen. Laß sie reden, sie sind doch nur arm, mit all ihrer Breite und Höhe, denn sie werden das nun und nimmer begreifen."

„Ach geahnt hab' ich es wohl schon in früherer Zeit," seufzte der Theetisch wieder, „wie eine Erinnerung an den alten rauschenden Wald ist es mir schon manchmal durch die Poren gezogen, wenn sie ihre Hand auf meine Fläche legte, oder ihr kleines Köpfchen sinnend gegen mich gelehnt, sich auf mich stützte."

„Na nu bitte ich aber zu grüßen," knarrte ein dreiwinkliger Eckschrank, der sich zwischen zwei Blumentische eingezwängt hatte, und jedesmal, wenn er aufgemacht wurde, mit der linken Klappe — denn die rechte war festgeriegelt — nach den Epheuzweigen hinüberschlug, die an ihm hinaufranken wollten. Er konnte die Blumen nicht leiden. Da möchte man ja wahrhaftig gleich aus dem Leime gehen über solchen Unsinn. Ich habe außerdem den schlechtesten Platz in der ganzen Gesellschaft und alle Klappen voll zu thun, das Schmarotzerzeug hier von mir abzuwehren, und dann auch noch solch ein langweiliges Geschmachte mit anhören zu müssen — es ist zum Verzweifeln."

„Nein, die Arroganz ärgert mich nur, das Geschmachte möchte noch angehen," sagte die Chiffonniere, „ganz auf einmal klüger sein zu wollen als der Herr Secretair und selbst der Schreibtisch und andere ältere Stücken. — Der Schreibtisch hat doch eine Menge geheime Gefache und er sagt nichts; da sieht man's, wie sich Leute zu verhalten haben, die etwas in der Welt gelten und auf Ihre Würde zu sehen wissen."

Jetzt nahm sich aber der Spieltisch wieder seines Nachbars an, denn dieser schien auf das Zanken der übrigen Meubeln gar nicht zu achten und wirklich ganz in seinem Schmerz versunken zu sein.

„Was Schreibtisch und Secretair," sagte er verächtlich, „leere Gefache sind's, die er hat, höchstens mit der Weisheit Anderer gefüllt — der mag recht nützlich sein, etwas nachzuerzählen oder aufzubewahren, was man ihm aufgeschrieben hat, aber was um ihn her vorgeht und was in der Welt passirt, davon weiß er Nichts. Geht mir mit solch einem gelehrten Meubel."

„Das ist recht, der Grünschnabel muß auch sein Maul dabei verbrennen," sagte die Chiffonniere, „glaubt, weil er inwendig und auswendig polirt ist, sei er allein klug, aber die Fußbank selbst hat gelacht,

wie Ihr Euch da im Kreise herumdreht und geknarrt, gescharrt und geklopft habt."

„Als ob etwas daran läge, wenn eine Fußbank lacht," sagte der Spieltisch.

„Der Spieltisch thut jetzt auch so, als ob er prophezeihen könnte," ließ sich noch eine neue Stimme hören, „und dann verlangt er am Ende gar, daß man es glauben soll" — es war der Spiegel, der über einem kleinen Säulentisch zwischen zwei Fenstern stand.

„Und hab' ich Euch nicht den Beweis gegeben, daß ich es kann?" rief der Spieltisch, ärgerlich zu ihm aufblickend.

„Ich habe gesehen, wie der eine Student gedrückt hat" sagte der Spiegel.

„Wenn Du noch einmal solch eine Lüge weiter erzählst," brummte dieser aber, „so laufe ich das nächste Mal in Dich hinein."

„Das ist die Art aller gemeinen Naturen, gleich mit Zerstörung zu drohen," sagte der Glasschrank, „die Stärke thut's freilich nicht. Und wenn ich von Eisenblech wäre, ich würde keinem Schwächern drohen; alles Schwache ist edel."

„Sein Sie nur ruhig, Jungfer Glasschrank," nahm aber hier ein kleines Pfeilertischchen die Partie des Spieltisches, „Ihr Edelmuth ist auch nicht so weit

her, denn wie wir vor einem Jahr hier einzogen, und das Hausmädchen unten in der Flur eine arme entfernte Verwandte von Ihnen, die Stalllaterne, zu Ihnen hinsetzte, wollten Sie gar nichts von der wissen, und bließen sich so auf, daß zwei Scheiben sprangen."

„Nun ich drehe mich nicht," sagte der Glasschrank.

„Ja, das glaub' ich," lachte aber der kleine Pfeilertisch ein wenig boshaft zurück, „die Leute, bei denen der ganze Glanz und Flitter draußen sitzt — ich will auf Niemanden anspielen — und die hinten eben nur weißes Tannenholz haben, die drehen sich Alle nicht, so viel haben wir bis jetzt herausbekommen."

„Es ist schändlich, einem sittsamen Frauenzimmer so etwas in's Gesicht zu sagen," rief der Glasschrank.

„Sie sorgen wenigstens dafür, daß man nicht hinter Ihrem Rücken von Ihnen reden kann," sagte der Pfeilertisch.

„Laßt sie gehen," legte sich aber hier der Theetisch, der durch den Zank der Uebrigen erst auf den um ihn her immer lauter werdenden Lärm aufmerksam geworden war, in das Wort, „sie verstehen uns doch nicht, und es wäre deshalb auch vergeblich, ihnen das ganze Selige unserer Empfindung begreiflich machen zu wollen. Wir aber haben das Bewußtsein einer erstehenden

Existenz in uns. Nicht mehr nur die seelenlosen Träger der Lasten unserer Herren, sind wir plötzlich ihre Freunde, ihre Rathgeber geworden. Von ihrer eigenen Kraft, ihrem Lebenstrieb, theilen sie uns mit, die schon fast vertrockneten Poren saugen es gierig ein, und wir Geister des Waldes, die wir den liebgewordenen Aufenthalt unserer alten Stämme selbst dann nicht verlassen wollten, als wir niedergeworfen und verstümmelt in die Welt hinaus gestreut wurden, jauchzen in bebender Lust dem kaum mehr gehofften und doch o so heiß ersehnten neugewonnenen Dasein frisch und fröhlich entgegen."

„Es ist zum Verzweifeln" sagte der Secretair.

„Warum nur der Spiegel- und Nähtisch sich nicht rühren wollten?" frug der Pfeilertisch.

„Der arme Nähtisch ist taubstumm," sagte der Theetisch, „ich kannte seine Aeltern in Mittel-Amerika. Eine muthwillige Axt hatte ihn frühzeitig verstümmelt und er ist jetzt auch, trotz des glänzenden Aeußern, durch und durch wurmstichig, und der Spiegeltisch darf nicht," flüsterte er dann dem Pfeilertisch unter die Platte, „der Spiegel hat ihn einmal unter dem Daumen und läßt ihm seinen freien Willen nicht; aber ich bin darum dem Spiegel nicht gram. Er ist zwar grob, aber doch ehrlich, und sagt's frei vom

Quecksilber heraus, wie es ihm gerade vor das Glas kommt."

„Das eben ärgert mich so an dem Glasschrank," erwiderte der Pfeilertisch, „die Mamsell möchte am liebsten allen Andern Sand in die Augen streuen. Was sie hat, rückt sie vorn zur Schau und mit dem Spiegelglas dahinter thut sie, als ob's gerade noch einmal so viel wäre, und faßt man sie nur an, so klirrt und klappert die ganze Bescheerung."

„Ich bin furchtbar angegriffen heut' Abend," sagte der Theetisch und knarrte, „ich fürchte fast, ich habe mir Schaden gethan."

„Das geschieht Dir ganz recht, mit Deiner albernen Aufregung," brummte der Spiegel, „s'ist ja zum Zerspringen, nur so etwas mit ansehen zu müssen."

„Ach, wenn es nur erst wieder Abend wäre," seufzte aber der Theetisch, ohne ihn weiter einer Antwort zu würdigen, „daß ich die weiche Hand wieder auf meiner Fläche fühle. Schon als Baum draußen kannte ich solch ein süßes liebes braunes Kind. Das lag auch so gern in meinem Schatten, und ich flüsterte ihm aus den Zweigen manch holdes Liebeswort herunter und streute ihm Blüthen und Blätter über Stirn und Schläfe, es ist aber nun lange todt," setzte er seufzend hinzu, „und Jahre lang vorher, ehe der gierige

Zahn der Axt meinen Stamm angriff, gruben sie ihm ein Grab zwischen meinen Wurzeln. O, die liebe, liebe Zeit!"

„Pst, da kommt Jemand!" flüsterte der Pfeilertisch, der ein sehr feines Gehör hatte, und die Geister der Meubeln horchten einen Augenblick und glitten dann schweigend unter ihr Fournier zurück; nur der Mond lag auf den blitzenden Flächen und warf breite wunderliche Schatten in das stille Gemach.

Da öffnete sich leise und vorsichtig die Thür, und Fanny steckte schüchtern und ängstlich den Kopf herein. Die Tische standen noch alle wie sie verlassen worden. Kein Laut ließ sich hören und unschlüssig blieb sie auf der Schwelle stehen. Es sah auch gar so still und unheimlich aus in dem weiten Raume, und kein Wunder war's, wenn das arme Kind den Ort zu betreten fürchtete, der noch vor kurzer Zeit der Schauplatz so geheimnißvollen unbegreiflichen Lebens und Schaffens gewesen.

Es ist wahr, nichts Feindseliges, Drohendes oder Gefährliches ließ sich irgendwo entdecken. Dort stand noch derselbe Theetisch auf allen vier Beinen, wie jeder andere harmlose Tisch auf der weiten Gotteswelt und nur die krankhaft erhitzte Einbildungskraft eines tollen Menschenkindes wäre im Stande gewesen, Un=

heimliches aus der blanken polirten Fläche des Mahagoni herauszulesen — und doch, doch lag eben jenes unheimliche Schweigen, jene sprechende Stille über dem Gemach, die das Herz des jungen Mädchens ängstlich klopfen machte. Endlich aber bezwang sie doch das Grauen, das ihr fast unwillkürlich die Brust beengen wollte, und mehr fast noch eine Ueberraschung von außen fürchtend, warf sie scheu den Blick über die Schulter zurück, den weiten, düstern Gang entlang, den sie eben gekommen, und dann, als sie dort alles ruhig sah, heimlich und still in's Zimmer schlüpfend, drückte sie vorsichtig und geräuschlos die Thür wieder hinter sich in's Schloß.

Es war, als ob das arme Mädchen etwas Böses begangen, und doch schaute das von Angst wohl etwas gebleichte aber liebe und freundliche Gesichtchen so vertrauungsvoll und unschuldig in das milde Licht des Mondes auf; man hätte ihm, nicht um's Leben, etwas Unrechtes zutrauen können.

Jetzt schien sie sich auch endlich von ihrer ersten Befangenheit erholt zu haben, denn plötzlich blieb sie stehen, strich sich das dunkelbraune volle Haar aus der Stirn und ging dann mit festem Schritt gerade auf den in der Mitte des Zimmers stehenden ovalen Theetisch zu.

Hier aber war es, als ob auf's Neue eine gewaltige innere Bewegung sie ergriff; scheu und zitternd stand sie noch einen vollen Schritt von dem Tisch entfernt, und wagte nicht, ihn zu berühren.

„Ob er mir denn aber auch wohl Rede und Antwort stehen wird, wie dem Fräulein?" flüsterte sie leise und wie zweifelnd vor sich hin: „ob er mir sagen wird, um was ich ihn so gerne fragen möchte?"

Hui, wie das plötzlich knisterte und knatterte in dem Holz. Sie schaute erschreckt empor, um sich her — aber Alles war ruhig, das Geräusch nur Täuschung gewesen.

„Das Holz hat sich gezogen," sagte sie leise, wie um sich zu beruhigen, vor sich hin, „aber ich wag's," setzte sie dann etwas lauter und entschlossener hinzu, „ich wag's, und wenn ich ihn recht fest halte und warm, wird er mir ja auch wohl Kunde geben von dem, was er weiß, was er wissen muß, — wie ja fast jeder Tisch jetzt im ganzen Haus. Er muß reden."

Mit den Worten fast trat sie dicht hinan zu dem Tisch und ihre beiden warmen Hände flach und fest auf den blitzenden Mahagonie pressend, daß ein zarter Hauch unter dem Rand der Hand fort über die Fläche schoß, wie sich die Eisblumen in Winterzeit an den

Fenstern bilden, stand sie und schaute still und lautlos vor sich nieder.

Da begann es wieder. Still wie festgewurzelt noch stand der Tisch, aber wie zu dem warmen Körper gehörig, der sich ihm anschmiegte, bebte er, bis in seine innersten Poren, und wie knitternde Funken zog sich der schimmernde Glanz in das Mondlicht ein.

„O mein Gott!" stöhnte das erschreckte Kind, und in sich zusammenbrechend, sank sie auf einen daneben stehenden Stuhl und breitete die Arme aus, auf deren rechtem ihr Haupt ruhte, und Brust und Arme berührten die Platte.

Da regte und hob es sich in dem Holz, da quoll und drängte es in jenem eigenen geheimnißvollen, wunderbaren Leben durch die trockenen Fasertheile des Tisches, und des Mädchens Augen blitzten jetzt lebendiger in dem freudigen Bewußtsein, die Kraft über jenes wunderbare Wesen zu haben, das in dem leblosen Tische da schaffte und wirkte und zu dem Menschen in seiner eigenen Sprache redete.

„Und willst Du mir eine Frage beantworten?" flüsterte sie, „willst Du mir Rede stehen jetzt, wie dem Fräulein Anna?"

„Frage nicht, frage nicht!" tönte und zitterte es da um sie her, „tollkühnes Menschenkind, frage nicht!

Du bist unser, Du bist unser, und wenn Du es wagst, und wie Du uns jetzt drängst und umspannst, umspannen wir Dich in dem engen Haus, und Du schläfst tief, tief hinein in den sonnigen Tag."

„Wie ist mir denn nur, träume ich denn oder wach' ich?" rief da das Mädchen, „das ganze Zimmer wird lebendig und regt sich und räuspert und knistert. Mir fängt's an zu grausen."

„Frage nicht, frage nicht!" rief's da mit mürrischem, warnendem Ton vom Secretair nieder, und dem erstaunten Mädchen kam es vor, als ob es sich auch dort oben regte und hob, und der kleine wunderliche Geist lief auf und ab auf seinem Sims und schüttelte seinen kleinen Kopf und die Frackschöße, und rückte mit der Brille und scharrte mit den winzigen Füßen, „frage nicht, Unsinn, Tisch ist trunken, hat den ganzen Abend gesogen und gesogen, bis er toll und voll war und sich drehen m u ß t e, frage nicht."

„Warne Dich, warne Dich, Kind," knarrte es von der Chiffonniere, „hab Acht, hab Acht, bist hier in unserm Bereich, warne Dich, warne Dich, hab Acht."

„Trauen Sie dem Tisch nicht, Liebwertheste," wisperte es aus dem Glasschrank herüber, „er ist falsch, er ist falsch, lange schon hat er sich um mich gedreht, aber er lügt, er lügt."

„S'ist doch merkwürdig, wie Einem das bloße Handauflegen so durch die Nerven zuckt," flüsterte das Mädchen, sich ängstlich dabei nach allen Seiten umschauend. „In den Armen und Fingerspitzen kitzelt's und dehnt's, und vor den Ohren summt mir's wie menschliche Stimmen und Worte. Wenn er sich nicht bald dreht, lauf ich davon; aber wahrhaftig, er fängt an, ich fühl's, ich fühl's, er regt sich schon, er *kommt*."

„Frage nur, frage nur!" zischte und wisperte es da um sie hin, vom Spieltisch und Pfeilertisch her, „frage nur, furchtsames Kind, die Zeit ist günstig, die Geister sind wach, und wir Alle dienen Dir, helfen Dir, frage nur."

Der Tisch fing sich jetzt mehr und mehr an zu regen und zu drehen, und das Mädchen mit klopfendem Herzen und fliegenden Pulsen folgte seiner Bahn.

„Ich habe große Lust, mich da mitten hineinzuwerfen in den Unsinn," kreischte da der Eckschrank, und stieß seine eine Klappe auf, gegen den Ephen, „ich kann mich so oben abheben! Prahlhans von einem Tisch, Prahlhans!"

„Er geht," jubelte Fanny, „ich habe die Kraft," und sie fühlte dabei, wie die Platte unter ihrem Tisch Leben und Weiche gewann und sich hob und drängte. „Frage nur," knisterte und wisperte es dann wieder

vor ihrem Ohr, „frage, wie alt Du bist und den Datum, die Hausnummer und die Bilder an den Wänden, frage uns nach Reisen und Wiederkehr, nach Namen und Ehen und Briefen, wir wissen Alles, Alles, frage nur, frage nur!"

„Jetzt aber hab' ich's satt," schrie der Secretair, und all seine Fugen knackten und knarrten und unter seinen Füßen stöhnte der Boden. Und in dem Glasschrank klirrte und klapperte es; von rechts und links herüber zischten und summten die Laute.

„Ach, ich fürchte mich wahrhaftig," flüsterte das junge Mädchen vor sich hin, „das ganze Zimmer ist wie lebendig, und der Tisch dreht sich, daß ich anfange schwindlig zu werden; ob ich ihn frage? Ich wag's, ich versuch's, der Augenblick kehrt im Leben nicht wieder. Wenn er nur nicht die Dielen aus einander reißt. Willst Du mir antworten, Tisch?"

Es war, als ob ein elektrischer Schlag durch die Platte zucke, denn mit einem plötzlichen Ruck, daß die Fugen knackten, blieb er stehen, und sich auf zwei seiner Beine hebend, klappte er wieder nieder und zwar so bestimmt, so zuversichtlich, als ob er hätte sagen wollen: „Na, das versteht sich doch jetzt wohl von selbst."

So unerwartet kam dabei dem jungen Mädchen

diese entschiedene Bewegung, daß sie mit einem leisen Schrei in die Knie sank.

„Ha ha ha ha," lachte da und schüttelte sich die kleine Gestalt auf dem Secretair, und winkte und nickte nach der Chiffonniere hinüber, „närrisch Ding, närrisch Ding, hab's mir wohl gedacht, wie es kommen würde. So geht's, wenn man sich einläßt mit den wahnsinnigen Tischen und dem Unsinn das Ohr leiht; tolles Zeug, tolles Zeug."

„Sie wird nicht ruhen, bis ihr alle Schiebladen verklommen sind," sagte die Chiffonniere, „und die Tische tragen nachher die Schuld mit ihrer unzeitigen Bewegung. Das kommt von den Neuerungen, da lob ich mir meine Ruhe."

„Der Tisch fängt wahrhaftig an sich wieder zu bewegen," sagte der Glasschrank — „wenn er nur nicht in mich hineinläuft."

„Das geschieht ihr aber recht," knurrte der Eckschrank — „jetzt freut mich erst mein Leben. Aber ich will den Unsinn auch gar nicht mehr mit ansehen — es wird überhaupt kalt hier im Zimmer."

Und er schloß seine Klappe wieder, daß das Schloß einschnappte, und lehnte sich schweigend in die Ecke.

Aber nur der erste Schreck hatte die Fragende überrascht; scheu den Blick zurück über die Schulter

verſend, richtete ſie ſich wieder auf und mit den mehr gehauchten als geſprochenen Worten — „ſo ſtehe mir Rede“ — hielt der Tiſch regungslos an, und ſchien die Frage jetzt förmlich zu erwarten.

„Sage mir denn,“ flüſterte das ſchüchterne Kind, und das Blut ſchoß ihr dabei in Stirn und Schläfe — „ob e r bald Aktuar werden wird, wie wir es lang', ach lang erwartet?“

Der Tiſch hob ſich raſch und entſchieden und ſchlug wieder nieder als j a.

„In wie viel Jahren?“ drängte ſie da, und die Augen blitzten ihr ordentlich in freudiger Erwartung.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf!“

Halblaut zählte ſie, immer ängſtlicher werdend, mit und als der merkwürdige Antworter ſtehen blieb und ſich, wie zum Zeichen, daß ſeine Rede beendet, ein klein wenig nach ihr hindrehte ſeufzte ſie wehmüthig und recht aus voller Bruſt.

„Ach, das iſt gar ſo entſetzlich lang' noch, Du böſer, böſer Tiſch, und da gäbe es ja doch nur ein Mittel, dem zu begegnen auf der weiten Welt.“

Und die Platte unter ihr regte und drehte ſich raſch jetzt und immer raſcher, als ob ſie ihre Bereitwilligkeit wolle zu erkennen geben, dabei zu helfen.

„Und weißt Du schon, was ich meine?“ flüsterte scheu und ängstlich das Mädchen.

Wieder stand der Tisch und hob sich rasch und entschieden zu einem Ja.

„Und willst Du mir helfen?“

Heftig hob sich der Tisch und stampfte bejahend, und wie von unten herauf klopfte es plötzlich noch eins, zwei, drei Mal, der Antwort gewissermaßen Bestätigung gebend, daß die Fragende erschreckt aufhorchte nach den fremden ungeahnten Lauten; aber diese verstummten wieder und das Mädchen flüsterte jetzt rasch und heimlich:

„Wenn Du denn weißt, was uns allein nur helfen kann, so nenne mir die Zahl — nenne mir die Nummer des Looses, das uns frei macht von jeder Noth — die Tausende erst, dann die Hunderte und die Einer nach, und nun klopf' mein Tisch, klopf' und antworte, antworte mir — ich frage Dich!“

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs,“ hob sich der Tisch in raschen bestimmten Schlägen, die beiden Füße sich nur immer wenige Zoll vom Boden hebend, aber genug, einen klaren Laut zu geben — „sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn“ — weiter, weiter und weiter und in ängstlicher, aufmerksamer Spannung lauschte und zählte die Fanny.

„Klopf, klopf, klopf!“ kam es von unten dazwischen, als ob die Geister der Tiefe dem Treiben zürnten, und Einspruch thun wollten in das kecke Begehr: „klopf, klopf, klopf!“

„Ich werde irr',“ flüsterte ängstlich die Zählende, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn.“

„Klopf, klopf, klopf, klopf, klopf —“

„Vier und zwanzig, fünf, sechs, sieben, acht und zwanzig — Heiliger Gott — mir schwindelt es schon von dem tollen doppelten Zählen“ — aber weiter klopfte der Tisch, immer weiter und unverdrossen fort, und das unheimliche Echo unten schwieg eine Zeit lang, wie besiegt von dem eisernen Willen der oben arbeitenden Kraft.

„Sieben und dreißig —“ und der Tisch drehte sich knarrend auf einem Bein, während es unter seinen Füßen wieder zu toben und rühren begann.

„Sieben und dreißig Tausend“ — jubelte Fanny, kaum im Stande, ihre laute Freude zu unterdrücken, und der Secretair knarrte und ächzte wieder, und in der Chiffonniere war es, als ob ihr der ganze Rücktheil geplatzt wäre vor lauter Aerger, aber sie sagte kein Wort mehr, und wenn sie sich hätte ein Schlüsselloch abbeißen sollen.

„Und nun die Hunderte," bat das Mädchen mit dringender Stimme.

Und „eins, zwei, drei, vier, fünf" — begann wieder der Tisch und drehte sich.

„Also fünfhundert und nun die Einer!" bat die Fragende mit flehender Stimme, und wieder begann der Tisch:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht" — unten war es still und ruhig geworden, er hatte den Sieg davon getragen — neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn —"

„Himmel, was war das?" — Draußen am Vorsaal riß es an der Klingel, als ob es die Glocke ausreißen wollte mit dem Drahte.

„Achtzehn, neunzehn, zwanzig, einundzwanzig, zweiundzwanzig",

„Tischchen dreh' Dich, Tischchen dreh' Dich!" spottete es von der Chiffonniere herunter, „kommt Besuch, kommt Besuch!" und der Glasschrank klirrte und klapperte wieder, und der Schmied, der auf der bronzenen Uhr stand, hob seinen Hammer und fing an, drohend die Zeit zu schlagen auf dem silbernen Ambos — es war zwölf — und die Geister ringsum regten und reckten sich wieder und horchten hinüber nach dem noch immer wild und rastlos zählenden Tisch.

„Drei und fünfzig, vier und fünfzig, fünf und —“

„Klingglinglinglingling!“

Das ganze Haus dröhnte von dem Reißen der Schelle, und Thüren klappten und Pantoffeln schlurrten über den Vorsaal, und das Mädchen ließ den Tisch los, barg ihr todtenbleiches Antlitz in den Händen und stöhnte verzweifelnd: „Vorbei — vorbei!“

Es war in diesem Augenblick todtenstill im Gemach, und geräuschlos glitten die Geister zurück in ihre Schlupfwinkel, nur der Schmied hämmerte ruhig und unbekümmert seine Schläge fort, bis er den zwölften gethan — er hatte ein gutes Gewissen — und dann ließ er den Hammer wieder ruhen und horchte aufmerksam nach dem Räderwerk nieder, das unter ihm schnarrte und rollte, das Zeichen abzuwarten, das ihn nach einer halben Stunde zu neuer Thätigkeit rufen würde.

Jetzt öffnete sich draußen die Thür, und mit einem „Himmel Heiland Donnerwetter!“ wurde eine Stimme laut, der die nächtliche Tischrückerin mit ängstlich klopfendem Herzen lauschte, und dabei die Klinke der Nachbarkammer ergriff, sich durch die Flucht, sobald es nöthig sein sollte, jeder Entdeckung zu entziehen.

„Aber mein Gott, Herr Geheimrath?“ sagte

draußen die Stimme des Maurermeisters Brummhuber — wem verdank ich denn die unverhoffte —"

„Herr, zum Donnerwetter!" unterbrach ihn aber in wildem Zorn der späte vornehme Besuch — „geben Sie denn die ganze Nacht keine Ruhe mit ihrem unseligen Tischklopfen und Rütteln und Scharren?"

„Aber ich begreife nicht" — stotterte der Ueberraschte, der eben im ersten Schlafe gelegen.

„Ach was, begreifen — den ganzen Kalk habe ich mir unten von meiner Decke gestoßen, daß das verdammte Klopfen hier oben aufhören soll — aber Gott bewahre! Herr, das ist zum wahnsinnig werden, und gerade über meinem Schlafzimmer — je mehr ich klopfte, desto toller wurd's."

„Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort —"

„Was hilft mir Ihr Ehrenwort, wenn mein ganzes Zimmer jetzt voll Kalk liegt, und der Teufel hier los ist halbe Nächte lang über die Polizeistunde hinaus?"

„Aber ich liege ja schon mit meiner ganzen Familie zwei Glockenstunden im Bette, und muß mir jetzt hier in dem dünnen Anzug den Tod holen vor Erkältung."

„Ueber meinem Schlafzimmer war's" trotzte aber der Geheimrath, in seinen warmen Schlafrock gehüllt, [illegible] er die Ohrer [illegible] „und ich

kündige meine ganze Etage morgen, wenn mir der Skandal noch einmal vorfällt."

„Hier ist das Zimmer, das über ihrem Schlafzimmer liegt!" rief jetzt der Maurermeister in allerdings noch immer respektvoller, aber doch gerechter, sich seiner Unschuld bewußter Entrüstug, und riß in dem nämlichen Augenblick die Thür auf, als Fanny durch die gegenüberliegende verschwand — „wenn hier ein Tisch geklopft hat, Herr Geheimrath, so hat er mit sich selber gesprochen — und nach den heutigen Vorgängen wäre das allerdings nicht unmöglich — aber ich versichere Sie —"

Mit sich selber gesprochen!" rief der Geheimrath in unbeschreiblicher Verachtung, und zog sich die Nachtmütze bis über die Ohren — „mit sich selber gesprochen —" und über den Saal schlurrte er hin und warf die Saalthür hinter sich in's Schloß, daß die Scheiben klirrten, und brummte und knurrte die Treppe hinunter — „mit sich selber gesprochen — toll, toll, toll werden sie im Kopf oben, im Schädel und unten in den Tischen — toll, rein toll — mit sich selber gesprochen."

Und die Schritte verhallten unten im Haus — man hörte eine Thür öffnen und schließen — der Maurermeister Brummhuber war schon lange wieder

in sein Bett gekrochen und hatte über den brummigen Miethsmann geschimpft, der ihm den Tod werde angethan haben mit Rheumatismus und Schnupfen. —

Auf ihrem Bett aber, das thränenfeuchte Antlitz fest in das Kissen gedrückt, lag Fanny und seufzte und schluchzte still vor sich hin:

„Vorbei — vorbei — siebenunddreißig Tausend fünfhundert und Gott weiß, welche andere Zahl. — O, der unglückselige Geheimrath — und noch fünf Jahre warten, ehe er Aktuar wird.“

Und der Schmied auf der bronzenen Uhr im Zimmer hob wieder aus, ließ den Hammer einmal klingend auf den silbernen Ambos nieder schlagen und horchte bedächtig nach unten — aber kein Laut ließ sich weiter hören wie das regelmäßige Ticktack der Wanduhr und das leise Bohren des Holzkäfers, der nach dem Takt der Uhr seine Arbeit fortsetzte — so genau hielt er das Zeitmaß nach den scharfen, abgemessenen Schlägen.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.